

„... NICHT SO GREIFBAR UND DOCH REAL“

Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland

A photograph of three individuals standing in a subway tunnel. On the left is a Black woman with short, spiky hair, wearing a grey t-shirt and plaid shorts. In the center is a woman with dark hair pulled back, wearing a beige tank top. On the right is a man wearing a black hat with a white band, a white short-sleeved shirt, and a purple and white striped tie. They are all looking towards the camera. The woman on the left is holding a green chalkboard with white text. The man on the right has his arm around the woman in the center.

IDENTITÄT KENNT
KEIN
ENTWEDER-ODER



Impressum

HERAUSGEBER_IN:

LesMigraS

Antigewalt- und Antidiskriminierungsbereich
der Lesbenberatung Berlin e.V.

Kulmer Str. 20a
10783 Berlin

Tel.: 0049 – (0) 30- 21 91 50 90

Fax: 0049 – (0) 30- 21 91 70 09

E-Mail: info@lesmigras.de

www.lesmigras.de; www.lesbenberatung-berlin.de

WISSENSCHAFTLICHE AUSWERTUNG:

Alice Salomon Hochschule, Berlin

Leitung: Prof. Dr. María do Mar Castro Varela

Team: Ute Koop, Sabine Mohamed, Gisela Ott-Gerlach, Lisa Thaler

Gestaltung Umschlag: www.tektek.de

Titelfotografie: Andrea Preysing

Copyright 2012, LesMigraS – Lesbenberatung Berlin e.V., Kulmer Straße 20a, 10783 Berlin

Abdruck und Vervielfältigung, auch in Auszügen, nur mit vorheriger Genehmigung.

Inhaltsverzeichnis

Vorworte	5
Einleitung: Traurige Forschung.....	9
1. Gedanken zur Melancholie des Forschens	9
1.1 <i>Das Dilemma statistischer Erhebungen</i>	10
1.2 <i>Disparatheit, Lücke, Dramatisierung</i>	12
1.3 <i>Mehrfachdiskriminierung, Intersektionalität und das schwierige Verhältnis zur Erfahrung</i>	13
2. Normative Gewalt.....	15
2.1 <i>Von Phobien und Diskriminierungen</i>	16
2.2 <i>Coming-out versus Inviting-in</i>	17
3. Und die Demokratie?.....	18
Zusammenfassung der Ergebnisse	20
a) Das Konzept „Mehrfachdiskriminierung“ verknüpft Debatten und eröffnet Denkräume	21
b) Selbstverständnis in Bewegung.....	21
c) Prävalenz von Diskriminierungserfahrungen.....	22
d) Cissexismus/Trans*Diskriminierung.....	23
e) Mehrfachzugehörigkeiten: größere Verletzlichkeit versus Zuwachs an Handlungsmacht	23
f) Unterstützung und Beratung.....	24
I Forschungsstand.....	26
1. Zugänge zu Erforschung von Erfahrungen mit Gewalt und Diskriminierung	27
2. Diskriminierungsforschung in der BRD und in Europa	27
2.1 <i>Wahrnehmung von Diskriminierungen</i>	27
2.2 <i>Diskriminierungen und Gewalt gegen Menschen aufgrund ihrer soziosexuellen Orientierung/Lebensweise</i>	28
2.3 <i>Diskriminierung und Gewalt im (Zwei-)Geschlechterverhältnis</i>	30
2.4 <i>Sexistische Diskriminierung und Gewalt gegen Mädchen und Frauen</i>	31
2.5 <i>Diskriminierung und Gewalt gegen Trans*Personen</i>	32
2.6 <i>Rassismus und die Situation von People of Color und lesbischen und bi-sexuellen Frauen und Trans*Personen mit Migrationsgeschichte</i>	36
2.7 <i>Diskriminierung und Gewalt gegen Lesben, Bisexuelle und Trans*Personen mit Behinderungen</i>	41
2.8 <i>Ressourcen, Unterstützungsmöglichkeiten und Bewältigungsstrategien</i>	42
2.9 <i>Auswirkungen und Folgen von Diskriminierungen und Gewalt gegen lesbische und bisexuelle Frauen und Trans*Personen</i>	42
3. Beratungszugänge und -erfahrungen	44
4. Kritische Würdigung des aktuellen Forschungsstandes	45
II Ergebnisse.....	47
a) Quantitative Studie	47
1. Fragebogenentwicklung und Ablauf der Untersuchung.....	47
1.1 <i>Zielgruppe(n)</i>	47
1.2 <i>Zeitlicher Ablauf und Umfang</i>	47
2.1 <i>Grundgesamtheit</i>	49
2.2.1 <i>Bundesland</i>	50
2.2.2 <i>Alterstruktur</i>	51
2.2.3 <i>Schulausbildung</i>	51
2.2.4 <i>Berufsabschlüsse</i>	52
2.2.5 <i>Erwerbstätigkeit</i>	53
2.2.6 <i>Einkommen</i>	54

2.2.7 Lebensweise	55
2.2.8 Staatsangehörigkeit	56
2.2.9 Religionszugehörigkeit	57
2.2.10 Migration.....	58
2.2.11 Resümee.....	65
2.3 <i>Selbstverständnis</i>	66
2.3.1 Sexuelle Lebensweise/sexuelle Orientierung	66
2.3.2 Geschlechtliches Selbstverständnis	67
2.3.3 Wahrnehmung des selbstbestimmten Geschlechts	69
2.3.4 Bezug zur lesbischen Lebensweise	70
2.4 <i>Selbstbeschreibung/Mehrfachdiskriminierung</i>	72
2.4.1 Diskriminierungsgründe	72
2.4.2 Nationale/ethnische/kulturelle Identität und Zugehörigkeiten - Selbstbezeichnung ...	74
2.4.3 Selbstbeschreibung und rassistische Realitäten	76
2.5 <i>Diskriminierungserfahrungen</i>	77
2.5.1 Diskriminierungserfahrungen im Zusammenhang mit lesbischer/bisexueller Lebensweise	77
2.5.3 Diskriminierungserfahrungen bisexueller Personen.....	91
2.5.4 Cissexismus/Trans*Diskriminierung	92
2.5.5 Mehrfachdiskriminierung	99
2.5.5 Resümee.....	105
2.6 <i>Gewalterfahrungen</i>	107
2.6.1 Gewaltvolle Erfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise	107
2.6.2 Rassismus, Heterosexismus und Gewalt.....	111
2.6.3 Weitere Gründe für gewaltvolle Erfahrungen	115
2.6.4 Resümee Gewalterfahrungen	116
2.7 <i>Unterstützung und Beratungsangebote</i>	117
2.7.1 Unterstützung bei Diskriminierungserfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise	117
2.7.2 Unterstützung bei gewaltvollen Erfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise	119
2.7.3 Beratungsangebote.....	121
2.7.4 Resümee.....	131
3. Diskussion der Ergebnisse	132
b) Qualitative Studie	134
1. Studienaufbau.....	135
1.1 <i>Intersubjektivität der Forschung</i>	138
1.2 <i>Sample</i>	139
2. Ergebnisse	141
2.1 <i>Sechs Porträts</i>	141
2.1.1 Carlyn - Rassismus, Zuschreibungen und Mobbing	141
2.1.2 Harun - Trans*Realitäten: Raumverknappung und Gewalt	149
2.1.3 Doro - Das Private und das Politische	160
2.1.4 Elly - Coming-out als (Un-)Möglichkeit	164
2.1.5 Bea - Diskriminierungen und soziale Kontrolle	168
2.1.6 Frauke - Körper, Begehren und Sexualität	173
2.2 <i>Resümee der narrativen Interviews</i>	177
2.3 <i>Fokusgruppendifkussion: Mehrfachdiskriminierungserfahrungen</i>	181
2.3.1 Leitfaden	181
2.3.2 Auswahl der Teilnehmer_innen und Ortswahl	181
2.3.3 Auswertung	182
2.4 <i>Resümee der Fokusgruppendifkussion</i>	198

2.5 Diskussion der Ergebnisse	201
III Empfehlungen	204
IV Anhang	208
a) Literatur	208
b) Autor_innen	221
c) Liste der Unterstützer_innen, Kooperationspartner_innen, Wissenschaftler_innen und Kampagneteams von Studie und Kampagne	223
d) Fragebogen	225
e) Transkriptionsregeln	241

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Studienteilnehmer_innen nach Bundesländern	50
Abb. 2: Altersstruktur	51
Abb. 3: Schulausbildung	52
Abb. 4: Berufsabschlüsse.....	52
Abb. 5: Erwerbstätigkeit.....	53
Abb. 6: Einkommen	54
Abb. 7: Lebensweise	55
Abb. 8: Aufenthaltsstatus.....	59
Abb. 9: Familiäre Migrationsgeschichte	60
Abb. 10: Selbst nach Deutschland migriert	62
Abb. 11: Migrationsgründe	63
Abb. 12: Selbstbezeichnungen im Zusammenhang mit Migration	64
Abb. 13: Sexuelle Lebensweise/sexuelle Orientierung	66
Abb. 14: Geschlechtliches Selbstverständnis I: Genderidentität	67
Abb. 15: Geschlechtliches Selbstverständnis II: Genderexpression.....	68
Abb. 16: Erkennung des selbstbestimmten Geschlechtes im Allgemeinen	69
Abb. 17: Erkennung des selbst bestimmten Geschlechtes in lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen	70
Abb. 18: Bezug zur lesbischen Lebensweise	71
Abb. 19: Merkmale, die Benachteiligung und Ausgrenzung verursachen	72
Abb. 20: Begriffe der Selbstbezeichnungen	76
Abb. 21: Erfahrungen am Arbeits- und Ausbildungsplatz	77
Abb. 22: Meine Arbeit wurde nicht wertgeschätzt bzw. abgewertet.....	78
Abb. 23: Ich konnte meine Partner_innen nicht zu betrieblichen Feiern oder Veranstaltungen mitbringen.	78
Abb. 24: Allgemeine Aussagen zum Arbeitsmarkt	79
Abb. 25: Erfahrungen im Bildungsbereich.....	81
Abb. 26: Mitschüler_innen haben mich ausgegrenzt und gemobbt: migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color.....	81
Abb. 27: Allgemeine Aussagen zum Bildungsbereich	82
Abb. 28: Negative Erfahrungen mit Ämtern und Behörden.....	83
Abb. 29: Mitarbeiter_innen haben sich unangemessen über meine lesbische/bisexuelle Lebensweise geäußert.	84
Abb. 30: Allgemeine Aussagen zu Ämtern und Behörden	84
Abb. 31: Diskriminierungserfahrungen im Gesundheitsbereich	86
Abb. 32: Erfahrungen im Freizeit- und Dienstleistungsbereich	87
Abb. 33: Diskriminierungshäufigkeiten an verschiedenen Orten	89
Abb. 34: Diskriminierungshäufigkeiten an verschiedenen Orten im Vergleich	90
Abb. 35: Trans*	93
Abb. 36: Wichtigkeit der Anrede	93

Abb. 37: Reaktionen auf das Trans*Sein	94
Abb. 38: Erfahrungen mit Trans*Sein	95
Abb. 39: Erfahrungen im Zusammenhang mit lesbischen/bisexuellen Frauen aufgrund von Trans*Sein	96
Abb. 40: Vornamens- und Personenstandsänderung	97
Abb. 41: Mehrfachdiskriminierungserfahrungen (absolute Zahlen).....	100
Abb. 42: Aussagen zu Mehrfachdiskriminierungen I.....	101
Abb. 43: Aussagen zu Mehrfachdiskriminierungen II.....	103
Abb. 44: Vergleich der Erfahrungen im Zusammenhang mit Hautfarbe/Haare bzw. (angeblicher) nationaler/ethnischer/kultureller Zugehörigkeit oder (angeblicher) Migrationsgeschichte versus Gesamtpopulation	114
Abb. 45: Weitere Gründe für gewaltvolle Erfahrungen	115
Abb. 46: Unterstützung bei Diskriminierungen aufgrund lesbischer/bisexueller Lebensweise	117
Abb. 47: Unterstützung wegen gewaltvoller Erfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise	119
Abb. 48: Vergleich der Zufriedenheit der Unterstützung bei Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen	121
Abb. 49: Häufigkeit der Nutzung von Beratungsangeboten in den letzten zwei Jahren	121
Abb. 50: Zufriedenheit mit den in den letzten Jahren besuchten Beratungsangeboten Mittelwert und Standardabweichungen	124
Abb. 51: Zufriedenheit mit den in den letzten Jahren besuchten Beratungsangeboten %-Angaben	125

Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Fragebogenrücklauf.....	49
Tab. 2: Staatsangehörigkeit	56
Tab. 3: Nicht-deutsche Staatsangehörigkeit	57
Tab. 4: Religionszugehörigkeit.....	58
Tab. 5: Asylgründe	60
Tab. 6: Migrationsgeschichte der Großeltern	61
Tab. 7: Migrationsgeschichte der Eltern	61
Tab. 8: Altersverteilung der nach Deutschland Migrierten.....	62
Tab. 9: Erfahrungen mit Geschlechtsangleichung.....	98
Tab. 10: Diskriminierungserfahrungen von Trans*Menschen	98
Tab. 11: Diskriminierungserfahrungen aufgrund (angeblicher) Migrationsgeschichte	99
Tab. 12: Zusätzliche Diskriminierungen im Zusammenhang mit lesbischer/bisexueller Lebensweise	104
Tab. 13: Gewaltvolle Erfahrungen im Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich	107
Tab. 14: Gewaltvolle Erfahrungen mit Ämtern, Behörden und im Gesundheitsbereich	108
Tab. 15: Gewaltvolle Erfahrungen im Bereich Familie, Verwandte, Partner_innen, Freund_innen...	109
Tab. 16: Gewaltvolle Erfahrungen im öffentlichen Bereich	110
Tab. 17: Gewalterfahrungen von migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color	111
Tab. 18: Gewalterfahrungen von migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color in lesbischen/bisexuellen oder Trans*Zusammenhängen	112
Tab. 19: Zufriedenheit mit den gewählten Unterstützungsmöglichkeiten bei Diskriminierungserfahrungen	118
Tab. 20: Zufriedenheit mit den gewählten Unterstützungsmöglichkeiten bei Gewalterfahrungen...	120
Tab. 21: Nutzung der Beratungsstellen von migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color	122
Tab. 22: Beratungsstellen, die es nicht in der Nähe gibt.....	123
Tab. 23: Zufriedenheit der lb_FT* of Color mit Beratungsangeboten	126
Tab. 24: Gründe für die Unzufriedenheit mit Beratungsstellen.....	126
Tab. 25: Gründe dafür, eine Beratungsstelle nicht aufzusuchen	128

Vorworte

Das wünscht sich die Lesbenberatung mit dieser Studie

Claudia Apfelbacher

Vor Ihnen liegt die Zusammenfassung der Studie zu Gewalt- und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Menschen in Deutschland. Damit ist ein wichtiger Schritt getan, Diskriminierungs- und damit auch Gewaltverhältnisse in ihrer Komplexität zu denken, sichtbar zu machen und sich daraus ergebende Forderungen zu formulieren.

Die Lesbenberatung Berlin e.V. arbeitet seit 1992 mit einem eigenen Arbeitsschwerpunkt zu den Themen Gewalt und Diskriminierung und mit der Gründung von LesMigraS 1999 explizit auch gegen die Bekämpfung von Mehrfachdiskriminierung. Die Unterfütterung unserer Arbeit durch wissenschaftliche Studien ist dabei ein wichtiges Instrument, um verlässliche Aussagen zu unterschiedlichen Themenbereichen von der queeren Community zu bekommen, und damit auch eine Möglichkeit, unsere Arbeit immer wieder an die Bedürfnisse unserer Nutzer_innen anzupassen.

Eine Studie in dieser Größenordnung und mit solch einem umfassenden Forschungsprofil zu Mehrfachdiskriminierung war für die Lesbenberatung Berlin jedoch neu und eine sehr interessante, impulsgebende und bewegende Herausforderung.

Generell lässt sich sagen, dass die finanziellen Ressourcen für die Bekämpfung von Mehrfachdiskriminierung sehr knapp sind. Das bedeutet, dass die notwendige Vernetzungs- und vor allem auch Sensibilisierungsarbeit zu Mehrfachdiskriminierung nur in einem geringen Umfang stattfinden kann, obwohl die bundesweite Nachfrage nach Information, Auseinandersetzungsräumen und Empowerment kontinuierlich steigt.

Wir werten es daher als wichtiges Signal, dass durch die Finanzierung der Studie – parteiübergreifend durch die Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin und auf Bundesebene durch die Antidiskriminierungsstelle des Bundes – erstmalig in Deutschland Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Menschen in diesem Umfang erhoben werden konnten und damit auch Einfluss genommen werden kann auf die weitere Antigewalt- und Antidiskriminierungsarbeit in Deutschland.

Wir wünschen uns Menschen, die Gewalt und Mehrfachdiskriminierungen erleben, an allen Orten ihres Lebens zu empowern. Das bedeutet, gesamtgesellschaftlich auf die existierenden Diskriminierungsverhältnisse und damit auch auf die konkreten Lebenssituationen, in denen lesbische und bisexuelle Frauen und Trans*Menschen sich alltäglich befinden, Einfluss zu nehmen.

Diese Studie kann nur der Anfang sein für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihren Ergebnissen in Politik, Öffentlichkeit und im aktuellen Unterstützungssystem und sie kann die Motivation dafür sein, ein ganzheitliches und auf Mehrfachdiskriminierung fokussiertes Antidiskriminierungs- und Antigewaltverständnis zu entwickeln.

Unser Dank gilt vor allem:

Den weit über 4.500 Menschen, die sich mit dem umfangreichen Fragebogen auseinandergesetzt haben und sich damit auch auf das Thema Gewalt und Mehrfachdiskriminierung eingelassen haben.

Den vielen Unterstützer_innen, die sich im Vorfeld dafür eingesetzt haben, dass wir diese wichtige Studie realisieren konnten.

Der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin und der Antidiskriminierungsstelle des Bundes für die finanzielle Unterstützung zur Umsetzung der Kampagne und Studie.

Den vielen Kooperationspartner_innen auf Bundesebene, die dazu beigetragen haben, dass der Fragebogen wahrgenommen und ausgefüllt wurde.

Den Kampagnenteams der Lesbenberatung/LesMigraS, die von dem Planungsanfang dieser Studie 2009 bis hin zu dieser Fachtagung heute immer den Überblick behalten haben und den Inhalten der Studie eine öffentlichkeitswirksame Form gaben

Bei den vielen Praktikant_innen und ehrenamtlichen Unterstützer_innen, die uns mit ihren Anregungen bereicherten und dazu beitrugen das Arbeitsvolumen zu bewältigen

Und vor allem den Wissenschaftler_innen und ihren wissenschaftlichen Teams, die sich der großen Herausforderung gestellt haben, ein sehr komplexes Themenfeld mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu erfassen und mit aller Sorgfalt auszuwerten.

Bei dem Beirat, der sich mit Engagement mit den wissenschaftlichen Fragestellungen beschäftigt hat.

Und nicht zuletzt dem ganzen Team der Lesbenberatung/LesMigraS, die in den letzten drei Jahren mit all ihrem Engagement dazu beigetragen haben, dass Mehrfachidentität in allen Arbeitsbereichen der Lesbenberatung sichtbar wird und Mehrfachdiskriminierung kreativ und konsequent begegnet wird.

Ich möchte Sie nun einladen, sich mit der Ihnen vorliegenden Zusammenfassung in Gänze oder auch mit der für Sie passenden Fokussierung zu beschäftigen, und bedanke mich schon an dieser Stelle für Ihr Interesse! Wir freuen uns darauf, mit Ihnen im Dialog zu bleiben.

Subtil - nicht so greifbar - ständig präsent

**Gewalt und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen
von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in
Deutschland – drei Jahre Kampagne**

Saideh Saadat-Lendle

*„Ich erlebe Diskriminierungen häufig so subtil, dass ich oft keinen Aufhänger habe,
es konkret anzusprechen.“*

*„Mir hilft sehr frech und bestimmt zu sein.“
(Studienteilnehmer_innen)*

Erfahrungen von Diskriminierung und Gewalt gehören zum Alltag von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Menschen (LBT*) und zwar in den wichtigsten Bereichen unseres Lebens: im öffentlichen Raum, bei der Arbeit, im Bildungsbereich, im Gesundheitswesen, in LBT* Zusammenhängen und in der Familie.

Diese Erfahrungen begleiten uns Mitarbeiter_innen der Lesbenberatung Berlin e.V. – LesMigraS seit Beginn unserer Arbeit vor ca. 30 Jahren, sowohl persönlich als Menschen mit lesbischen, bisexuellen und trans* Lebensweisen als auch als professionelle Berater_innen und Antidiskriminierungs- und Antigewalt-Aktivist_innen immer wieder.

Im Vorfeld der Studie waren wir damit konfrontiert, dass Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von LBT* in der Öffentlichkeit kaum Aufmerksamkeit bekommen. Medien wie auch öffentlichkeitsrelevante Aktionen von Lesben- und Schwulenvereinen und -verbänden zeigten höchstens Interesse an einer öffentlichen Thematisierung einzelner skandalträchtiger Fälle von Gewalt an Lesben und Schwulen. Dies ist etwa der Fall, wenn sich Rechtsradikale oder auch der Papst, Moscheenfunktionäre oder Menschen aus marginalisierten Gruppen (z.B. mit Migrationsgeschichte) homophob äußern oder Gewalthandlungen begehen.

Mit der Zeit ist uns deutlich geworden, dass es – sowohl was die öffentliche Auseinandersetzung mit Diskriminierungen und Gewalterfahrungen betrifft, als auch was die Konzipierung und Umsetzung von Interventionsstrategien angeht – an einem Verständnis von der Vielfalt an gleichgeschlechtlichen und trans* Lebensweisen und Mehrfach-Diskriminierungserfahrungen fehlt. Das heißt:

- Gewalt und Diskriminierungen werden oft lediglich in Bezug auf ein einziges Merkmal behandelt. Insbesondere werden Dimensionen wie Rassismus, Ableismus (Diskriminierung auf Grund von Behinderung/Beeinträchtigung), Klassismus (Diskriminierung auf Grund des sozialen Status/der sozialen Herkunft) selten mit Erfahrungen von Gewalt und Diskriminierung von Menschen mit gleichgeschlechtlichen und Trans*Lebensweisen in Verbindung gebracht.
- Die Thematisierung und Bekämpfung von Diskriminierungserfahrungen steht häufig im Hintergrund. Gewalterfahrungen werden so hauptsächlich auf körperliche Gewalt, die im öffentlichen Raum ausgeübt wird, reduziert. Psychische und verbale Gewalt wie auch Mobbing finden hingegen nur äußerst selten Erwähnung.

- Zwischenmenschliche, strukturelle sowie staatliche Gewalt und Diskriminierung werden nur sehr eingeschränkt dargestellt.
- Die Thematisierung von Gewalt gegen und Diskriminierung von Trans*Menschen wie auch die Entwicklung von Strategien zu deren Bekämpfung findet nur sehr eingeschränkt statt.
- Bei der Präsentation von Täter_innenprofilen wird häufig einseitig auf marginalisierte Gruppen vor allem jedoch auf Muslime sowie auf Menschen nicht-deutscher Herkunft fokussiert und damit werden polarisierende und stereotypisierende Bilder von aufgeklärten Deutschen vs. homophoben Migrant_innen konstruiert.
- Die Interessen, Bedürfnisse und Probleme mehrfachzugehöriger Menschen gleichgeschlechtlicher Lebensweise bzw. Trans*Menschen bekommen kaum öffentliche Aufmerksamkeit. Auch ihre Ressourcen und ihr Engagement gegen Gewalt und Diskriminierungen werden äußerst wenig beachtet und wertgeschätzt.

Überall dort, wo wir als Antidiskriminierungs- und Antigewaltbereich der Lesbenberatung Berlin unterwegs sind, ob bei politischen Ratschlägen oder auf öffentlichkeitsrelevanten Veranstaltungen und Aktionen, sind Sprecher_innen und Lobbyist_innen dieser eindimensionalen und eingeschränkten Antidiskriminierungs- und Antigewaltpolitik überrepräsentiert.

Während immer wieder Forschungen zu Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von schwulen Männern finanziert und durchgeführt werden, fehlen aktuelle Studien über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Personen. Eine ganzheitliche und breite Forschung zu mehrdimensionaler Gewalt und Mehrfachdiskriminierung von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Menschen fehlt gänzlich.

So hielten wir es notwendig, eine Studie durchzuführen, die die Komplexität unserer Lebensrealitäten und unserer geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt erfassen könnte. Uns war bewusst, dass für die Realisierung einer derart umfassenden und möglichst repräsentativen Studie eine gute vorbereitende Öffentlichkeitsarbeit notwendig sein würde, um das Interesse und Vertrauen von potenziellen Teilnehmer_innen zu gewinnen. Wir brauchten eine Vernetzung mit zahlreichen Organisationen und Beratungsstellen, die uns unterstützen sollten, potenzielle Teilnehmende für die Studie zu gewinnen und ihnen ggf. bei der Ausfüllung des Fragebogens behilflich sein würden. Damit wollten wir gewährleisten, dass möglichst vielfältige Erfahrungen und Strategien im Umgang mit Gewalt und Diskriminierung in die Studienergebnisse mit einfließen würden.

So initiierte LesMigraS 2010 neben der Studie auch eine Kampagne zu Gewalt- und Mehrfachdiskriminierungserfahrung von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans*Menschen, die auf drei Säulen beruhte: Öffentlichkeitsarbeit, Vernetzung und Beratungsarbeit.

Der Fokus der Kampagne wurde dabei auf Mehrfachidentitäten und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen in Bezug auf Sexismus, Rassismus, Homophobie und Transphobie gelegt. Obwohl es der Wunsch und das Bestreben in der Durchführung der Kampagne war, Diskriminierung und Gewalt auch auf Grund von Lebensrealitäten wie Alter, soziale Schichtzugehörigkeit, Beeinträchtigung und Religion sichtbar zu machen und zu thematisieren, haben wir uns wegen des engen Zeitrahmens und fehlender personeller Ressourcen entschieden, die oben genannten Schwerpunkte legen.

Für eine umfangreichere Durchführung der Öffentlichkeits- und Vernetzungsarbeit der Kampagne fehlten uns die finanziellen Mittel. Die dennoch erfolgreiche Umsetzung ist daher dem großen Engagement des Kampagnenteams sowie der Teams der von LesMigraS/Lesbenberatung Berlin zu verdanken.

Einleitung: Traurige Forschung

María do Mar Castro Varela

Im Januar 2012 übernahm ich im Auftrag von LesMigraS und der Lesbenberatung e.V. die Auswertung der Studie „Gewalt und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans*“¹. Sabine Mohamed, Gisela Ott-Gerlach, Ute Koop und Lisa Thaler haben mich dabei unterstützt, die enorme Menge von gesammelten Daten aufzubereiten, zu systematisieren und gemäß der Fragenkomplexe, die zuvor von Mitarbeiter_innen von LesMigraS und der Lesbenberatung e.V. erarbeitet worden waren, auszuwerten.²

Der nun vorliegende Forschungsbericht dokumentiert die Ergebnisse der aufwändigen Studie, bei der nicht nur das Zusammenspiel mehrerer Diskriminierungsformen untersucht, sondern zudem auch der Versuch unternommen wurde, Mehrfachdiskriminierungen zu beschreiben und ihre Effekte auf das Individuum zu untersuchen. Dabei wurden die aktuellen Debatten zu Rassismus, Gender und Sexualität ernst genommen (vgl. hierzu etwa Córdoba/Sáez/Vidarte 2005, Castro Varela/Dhawan/Engel 2011). Das Design der quantitativen Befragung und der qualitativen Studie wurde entscheidend davon beeinflusst. Die Stabilisierung tradierter Vorstellungen von Gender und Sexualität – aber auch rassistische Imaginationen – wurden unterlaufen, indem beispielsweise offene Fragen zu Selbstdefinitionen einluden und die Items möglichst rassistis- und genderkritisch formuliert wurden (siehe hierzu auch Hartmann et al 2007). Die Studie hat damit auch – begleitet durch die Kampagne – einen neuen Verhandlungsprozess zu Mehrfachdiskriminierungen und Mehrfachzugehörigkeiten eröffnet. Wie eine der Studienteilnehmer_innen schreibt: „Über manche Dinge habe ich mir noch nie Gedanken gemacht und bin jetzt wieder etwas schlauer“ (Endkommentar 25).

1. Gedanken zur Melancholie des Forschens

Genau genommen ist kritische empirische Forschung eine Zumutung (vgl. Castro Varela 2007: 93ff.). Geht es ihr um soziale Transformation und nicht nur um die Beschreibung des Status quo, so kann sie nie wirklich befriedigend sein, denn das Feld ist voller Widersprüche, bringt Ambivalenzen hervor und die „Forschungsobjekte“ sträuben sich immer wieder gegen ihre „Erfassung“. Sich in ein Untersuchungsfeld wie das hier umrissene zu vertiefen, muss deswegen letztendlich in Melancholie enden. In seiner Schrift „*Trauer und Melancholie*“ beschreibt Sigmund Freud die Melancholie als einen Zustand, der durch Kränkung, Zurücksetzung und Enttäuschung ausgelöst wird und eine bereits „vorhandene Ambivalenz verstärken“ kann (Freud 1917: 437). Der Hass, der sich dann eigentlich gegen

¹ Im nachfolgendem Text wird zur Bezeichnung der Gruppe die Abkürzung lb_FT* (lesbisch-bisexuelle Frauen und Trans*) verwendet.

² Auf der website von LesMigraS finden sich Erklärungen zu den spezifischen Begrifflichkeiten, die hier Verwendung finden. [www. http://www.lesmigras.de/](http://www.lesmigras.de/)

das geliebte Objekt richtet, wendet sich gegen das Selbst. Eine Feindseligkeit, die als Melancholie erfahren wird. Die Enttäuschung wird, laut Freud, als narzisstische Kränkung erlebt und die Selbstbestrafung ist als ein Rachenehmen an den „ursprünglichen Objekten“ zu verstehen (ebd.: 438). Das begehrte Objekt ist hier die soziale Transformation, der wir durch Forschung näher kommen wollen. Das gelingt jedoch nicht. So gesehen wird damit die Affektgeladenheit von Transformationsprozessen verstehbar. Und es lässt sich damit auch verstehen, warum eine engagierte sozialwissenschaftliche Forschung, die das Begehren nach Gesellschaftsveränderung immer wieder notwendigerweise frustriert, indem es die Dinge kompliziert, die einfachen Lösungen irritiert, eine_n selten glücklich macht. Die Unmöglichkeit, das Begehren zu befriedigen, mündet stattdessen in einer tiefen Traurigkeit und der Erkenntnis, dass Forschen immer scheitern muss. Das allerdings ist insoweit positiv, als es die Forschenden vor einem euphorischen „Größenwahn“ schützt. Und wir wissen ja, dass die „Unterdrückungsverhältnisse die Daten, die sie produzieren, mitstrukturieren“ und zudem „Unterdrückungsverhältnisse oft unausgesprochen bleiben“ (Erel et al 2007: 247). Wir ahnen, dass es mehr zu sagen gäbe, aber die Unterdrückungsstrukturen lassen eben nur das fassbar werden, was die Subjekte zu artikulieren in der Lage sind und überdies auch nur in der Form, die die Verhältnisse wiederum zulassen.

Eine feministische, anti-rassistische und queere Politik kann nicht immer glückliche Momente hervorbringen, vielmehr geht es gerade darum, die unglücklichen Effekte von Macht- und Unterdrückungsstrukturen offen zu legen - auch wenn dies oft so gedeutet wird, dass dies eine rückwärtsgewandte Politik sei, wie Sara Ahmed schreibt (2010: 50). Doch in Anbetracht der real existierenden Diskriminierungsverhältnisse ist es zynisch, diejenigen, denen alltäglich Gewalt zugefügt wird, dafür verantwortlich zu erklären, für eine „gute Stimmung“ zu sorgen. Wie die Forschung zu Gewalt, Herrschaft, Macht, Unterdrückung - konkret: Rassismus, Cissexismus und Heterosexismus - die Forschenden melancholisch zurücklässt, so wird auch in den Kommentierungen zu den Fragebögen und im qualitativen Material an einigen Stellen Trauer spürbar, die sich allerdings nicht immer in Resignation übersetzt, sondern durchaus auch kraftvoll genutzt wird. Wut und Humor gehen hier oft eine seltsam anmutende Allianz ein.

Im Nachfolgenden möchte ich darlegen, warum die Bescheidenheit der Ergebnisse der (politischen) Relevanz nicht entbehren. Dafür werde ich - nur scheinbar paradox - einige der Schwierigkeiten darlegen, die sich bei der Bearbeitung der Studie ergeben haben.

1.1 Das Dilemma statistischer Erhebungen

„(E)ine der ersten Formen der Zusammenarbeit mit Nicht-Intellektuellen besteht gerade darin, ihre Probleme anzuhören und mit ihnen an der Formulierung dieser Probleme zu arbeiten.“ (Foucault 1996: 101)

Schnell wurde bei der Analyse der ausgefüllten Fragebögen deutlich, dass die im akademischen Feld so differenziert und intensiv geführten Debatten zu „Queer“, „Intersektionalität“ oder auch zur „De-konstruktion von Identitäten“ nur schwer mit einer quantitativen Erhebung vereinbar sind. Viel eher scheint es so zu sein, dass, wenn diese Debatten ernst genommen werden, sie statistische Erhebungen auszuschließen scheinen. Schließlich können quantitative Erhebungen nur funktionieren, wenn Kategorien festgelegt werden und Erfahrungen berechenbar sind. Eine Infragestellung der Kategorien ist, so scheint es auf den ersten Blick, mit quantitativen Erhebungen kaum möglich. Und tatsächlich lassen sich insbesondere in sozialwissenschaftlicher Forschung zu so genannten „Minderheiten“ etliche problematische Beispiele für statistische Erhebungen finden. Immer wieder werden etwa die Unterschiede zwischen „Einheimischen“ und „Zugewanderten“ nicht nur festgestellt, sondern festgeschrieben. Selten wird bei der Ergebnisdarstellung die Kategorienbildung problematisiert.

Schon die Aufteilung in „Migrant_innen“ und „Deutsche“ ist schwierig und wird durch einen Etiketnwechsel in „Menschen mit Migrationshintergrund“ und „Menschen ohne Migrationshintergrund“

nicht wirklich besser. Die Grenzziehung bleibt und das Phantasma klar abgegrenzter Gruppen wird erneut stabilisiert.³ Beim Aufbau der Studie wurde darauf geachtet, dass die potentiellen Studienteilnehmer_innen möglichst wenig Zuschreibungen und Ausgrenzungen ausgesetzt sind. Das ist insbesondere bei einer ersten Durchsicht bundesdeutscher Studien der letzten Jahre bemerkenswert, in welchen immer wieder Studiendesigns durch problematische Vorannahmen zustande gekommen sind. So wird in der vom LSVD in Auftrag gegebenen Studie zur *„Situation von Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund“*, die von Melanie Steffens et al (2010) von der Universität Jena ausgeführt wurde, ein Vergleich zwischen „Lesben und Schwulen mit und ohne Migrationshintergrund“ angestellt. Der Bericht enthält kaum zufällig einige problematische Ergebnisdarstellungen. So wird bspw. gesagt, dass „Menschen, deren Aussehen vermuten lässt, dass sie einen Migrationshintergrund haben, (...) häufiger Opfer von Diskriminierung“ (ebd.: 6) werden. Gefragt wurde dabei nach der „kulturellen Herkunft“. Das Diagramm verdeutlicht, dass Menschen, die bei der Frage nach „kultureller Herkunft“ „afrikanisch“ angeben, in den letzten 12 Monaten vor der Befragung besonders viele Diskriminierungserfahrungen gemacht haben. Selbst wenn wir die geringe Zahl von vier Personen afrikanischer Herkunft unberücksichtigt lassen, fragt sich doch, ob die Befragten, die als „kulturelle Herkunft“ „afrikanisch“ angeben, notwendigerweise „Schwarz“ sind und ob die, die angeben keinen „Migrationshintergrund“ zu haben, immer „weiß“ sind. Selbst wenn dies so wäre, so ist die unhinterfragte Annahme problematisch. In der hier vorliegenden Studie wurde das Problem unhinterfragter Vorannahmen und Zuschreibungen erkannt und versucht diese zu umgehen. Der Versuch einen Fragebogen zu erstellen, der nicht in diese Falle tappt und erneut Kategorien stabilisiert, brachte allerdings den paradoxen - wenn auch vorhersehbaren - Effekt mit sich, dass die Ergebnisse an vielen Stellen unscharf bleiben. Zu fragen bleibt: Wie können Diskriminierungserfahrungen quantitativ erfasst werden, wenn die Kategorien, die Grund und Effekt von Diskriminierungspraxen sind, nicht punktgenau festgelegt werden? Stattdessen mussten im Nachgang über Mehrfachfilterungen Gruppen gebildet werden, um diese dann vergleichen zu können. Im Fragebogen selbst wurden den Teilnehmenden viele Wahlmöglichkeiten gegeben, um sich selbst zu bestimmen, was unter anderen den sehr positiven Effekt hatte, dass gezeigt werden konnte, dass starre Kategorisierungen von einer Vielzahl der Befragten abgelehnt werden.

Auch die Unterscheidung zwischen „Gewalt“ und „Diskriminierung“, die im juristischen Feld und auch in der sozialwissenschaftlichen Theorie sinnvoll und notwendig ist, wurde von vielen Befragten nicht nachvollzogen. Viele Studienteilnehmer_innen gaben an, dass sie nicht klar zwischen „Gewalt“ und „Diskriminierung“ unterscheiden können - übrigens ist dies auch ein Ergebnis der qualitativen Erhebung -, vielmehr werden Diskriminierungen häufig als Gewalt erfahren. So schreibt ein_e Befragte_r: *„auch Nichtbeachten, Schweigen, Übergehen ist eine Form von Gewalt“* (Endkommentar 33) und bringt damit das Problem auf den Punkt. Gleichzeitig ist das Sprechen über persönliche Gewalterfahrungen noch stärker tabuisiert als dies schon bei Diskriminierungen der Fall ist. Eine Folge davon ist, dass in der Auswertung in einigen Bereichen mit einer hohen Quote von Nicht-Antworten umgegangen werden musste. Da die meisten Itemsets auch die Möglichkeit bereitstellten *„Frage trifft nicht zu“* anzukreuzen, deutet die bewusste Wahl keine Angabe zu machen, auf eine Weigerung hin, sich mit einigen Fragen bzw. Items auseinanderzusetzen.

Des Weiteren führte der Versuch, möglichst viele Diskriminierungsformen zu integrieren und diese im Sinne einer intersektionellen Analyse darzustellen, zu einer Komplexität, die bei der Auswertung große Schwierigkeiten mit sich brachte. So sind eventuell die sehr hohen Dropout-Raten in der Online-Befragung von über 60% zu erklären. Viele Menschen hatten durchaus vor, den Fragebogen auszufüllen, dass sie dann doch nicht die Geduld oder die Zeit aufbrachten, ihn vollständig zu beantworten, könnte mit der Komplexität des Fragebogens erklärt werden. Die Erfassung der die Studie besonders interessierenden Gruppen - People of Color und migrantische lb_FT* - wurde dadurch zusätzlich erschwert. Die Offenheit der Fragen, aber auch die spezifischen Operationalisierungen man-

³ Zudem hegt bereits Michel Foucault große Skepsis gegenüber Statistiken, die er als „Wissenschaft vom Staat“ bezeichnet und welche die Regierungen in die Lage versetzen, die Bevölkerung zu durchleuchten und entsprechend auf sie einzuwirken, sie zu disziplinieren (vgl. Foucault 1999).

cher Items, führten zu einer durchgehenden Unschärfe. So ist die Operationalisierung von „race“ über das Item „Hautfarbe/Haare“ - wie dies im Fragebogen getan wurde - zwar nachvollziehbar, die Folge ist allerdings, dass auf einige Items auch Studienteilnehmer_innen geantwortet haben, die „Haare“ nicht als ein Merkmal für rassistische Diskriminierung lesen. So findet sich eine Reihe von Randbemerkungen, die deutlich auf diese Art von Konfundierung hinweisen; etwa: „*ich bin blond*“, „*lesbisch-burschikosen extremen Kurzhaarschnitt*“ oder gar „*wenn diese ungewaschen sind*“. Dass sich so viele Kommentierungen und Randbemerkungen zu den Items finden, die rassifizierte Gewalt abfragen, deutet dabei einerseits auf die Unsicherheit bei der Beantwortung. Nicht auszuschließen ist andererseits auch die mehr oder weniger bewusste Provokation. Denn es ist nun einmal ein Effekt von struktureller Diskriminierung (in diesem Fall rassistischer Diskriminierung), dass immer wenn versucht wird, möglichst diskriminierungsfreie Praxen zu ersinnen, die bezüglich dieser Kategorie privilegierte Gruppe sich zurückgesetzt - manchmal auch bedroht - fühlt. So beschweren sich nicht selten Menschen, die selber keine körperliche Beeinträchtigung haben über „Behindertenparkplätze“ und fühlen sich „Männer“ diskriminiert aufgrund von Quotierungen zugunsten von „Frauen“.

Das Dilemma, mit welchem ein Umgang gefunden werden musste, wäre zu umschreiben als „Komplexität“ versus „Präzision“. Genauer betrachtet zeigt sich letztendlich natürlich, dass die Unschärfe, mit der wir bei der Auswertung zu kämpfen hatten, ein kleiner Preis ist gegenüber der ständigen Wiederholung von Stereotypen, die aus den oft kruden Simplifizierungen anderer Erhebungen resultieren. Zudem sollten hier Lebensrealitäten abgebildet werden, die sonst in Untersuchungen zu „Lesben und Schwulen“ fast gänzlich unbeachtet bleiben: etwa Trans* of Color.

In der Darstellung der Ergebnisse wurde deswegen Wert darauf gelegt, die Unschärfen und Widersprüche nicht zu glätten, sondern sie herauszuarbeiten, weil sie mehr über die Realität von Diskriminierung aussagen als die scheinbaren „klaren“ Ergebnisse, die immer wieder die Differenzen zwischen der „Mehrheit“ und den „Anderen“ festzurren.

1.2 Disparatheit, Lücke, Dramatisierung

In Foucaults Text „*Das Leben der infamen Menschen*“ begibt sich dieser auf eine Spurensuche an den sozialen Rändern. Hier geht der französische Philosoph dem Leben der Menschen ohne *Fama*, den nicht berühmten also, nach. Sie bilden die andere Seite der „Herrlichkeit“ ab. Seine Forschung beschreibt Foucault dabei als risikoreich, insoweit diese unter anderem Gefahr läuft, die beschriebenen Subjekte zu homogenisieren, weil Dokumente homogen erscheinen und Monotonie ausstrahlen:

„Die Dokumente, die ich hier versammelt habe, sind homogen; und sie laufen Gefahr, monoton zu erscheinen. Indessen funktionieren sie alle im Modus der Disparatheit zwischen denen, die sich beklagen und die flehen, und denen, die über sie alle Macht haben; Disparatheit zwischen der Winzigkeit der aufgeworfenen Probleme und der Enormität der aufgebotenen Macht; Disparatheit zwischen der Sprache der Zeremonie und der Macht der Sprache der Rasereien und der Ohnmächte.“ (Foucault 2001: 40)

Um der Monotonie bei der Beschreibung der Infamie zu entkommen, macht Foucault auf den „Modus der Disparatheit“ aufmerksam, der die Beziehung zwischen den „Infamen“ und den „Herrlichen“ bestimmt. Auch Studien, wie die hier vorliegende, erliegen der Gefahr monoton zu wirken, denn selten sind die Ergebnisse wirklich spektakulär. Wenn beispielsweise eine relativ hohe Diskriminierungsprävalenz bei lesbischen und bisexuellen Frauen ausgemacht werden kann (siehe bereits Stein-Hilbers 1999) und die häufigen Gewalterfahrungen gegenüber Trans*Personen erneut deutlich wird (siehe etwa Whittle et al 2008; Hammarberg 2009), so ist dies keine Erkenntnis, die eine_n wirklich erstaunt - wenn auch erschüttert. Doch geht es bei der Studie nicht *nur* darum, die Normalisierung von Gewaltpraxen gegenüber Menschen mit nicht-normativen Genderidentitäten und sexuellen Orientierungen zu verdeutlichen, sondern eben *auch* darum, zu zeigen, wie unterschiedliche Diskriminierungsformen zusammenspielen und auch darum, die Widerständigkeit nicht-normativer Subjekte aufzuzeigen. Die „leisen Stimmen“ einzufangen ist ein geradezu klassisches Anliegen engagierter sozialer Praxis.

Sowohl in den Darstellungen der Ergebnisse - der quantitativen wie auch der qualitativen Studie - werden deswegen immer wieder die Aussagen von lb_FT* of Color und migrantischen lb_FT* besonders herausgestellt und wo es sinnvoll erschien, denen der Gesamtpopulation der Befragten gegenübergestellt. Dies ermöglicht zum einen die Sichtbarmachung einer rassistisch markierten LGBTIQ-Community⁴. Zum andern wird die Absurdität der diskursiven Fixierung von Menschen mit Migrationserfahrung und People of Color auf die Täter_innen-Position in Frage gestellt, die innerhalb der etablierten LSBTIQ-Szenen viel zu häufig vertreten wird. So scheint die Vorstellung, dass muslimische Menschen heterosexuell und homophob sind auf großen Zuspruch in diesen Szenen zu stoßen (vgl. hierzu kritisch Castro Varela 2008, Yilmaz-Güney 2011, Haritaworn 2012; siehe auch Klauda 2008). Die vorliegende Studie zeigt dagegen vor allem, dass LSBTIQ-Communities heterogen wie die Einwohner_innenstruktur Deutschlands sind und dass Menschen, die mehr als einer Diskriminierung ausgesetzt sind, besonders verletzungsoffene soziale Positionen besetzen. Die Konsequenz davon ist ein diskriminierungsreicherer Alltag, die Einschränkung von Bewegungsräumen aber eben auch ein großes Repertoire an Widerstandsstrategien, was insbesondere die Analyse des qualitativen Materials sichtbar machen konnte. In theoretischen Abhandlungen - zumeist aus dem angloamerikanischen Raum - ist dies freilich schon dargelegt worden (siehe etwa hooks 1990, Hawley 2001, Cruz-Malavé/Manalansan IV 2002, Hill-Collins 2005), doch fehlte bislang eine größere empirische, bundesweite Untersuchung. Überhaupt ist es schwierig Texte über LSBTIQ of Color und migrantische LGBTIQ zu finden, die die bundesdeutsche Situation reflektieren (eine der wenigen frühen Ausnahmen: Popoola/Sezen 1999).

Die Ergebnisse sind insoweit weder monoton noch dramatisch. Eine Dramatisierung verbietet sich ohnehin, weil sie riskiert verletzungsoffene Subjekte auf einen Opferstatus zu reduzieren. Viel eher sollen hier die Widersprüche, Spannungen und Zwischentöne im Feld alltäglicher Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen nachgezeichnet werden.

Die Studie konnte damit mehrere Forschungslücken schließen. Sie fordert die standardisierte Wahrnehmung einer liberalen, diskriminierungsfreien, weißen bundesdeutschen LSBTIQ-Community heraus und macht auch auf die Lücken in den theoretischen Betrachtungen und Argumentationslinien bezüglich LSBTIQ of Color und mit Migrationserfahrungen aufmerksam.⁵ So wäre es notwendig, dass hieran anschließende Arbeiten den Zusammenhang von Migration, nicht-normativen Genderidentitäten (erste Ansätze siehe bei Rodríguez 2003, Viteri 2008, Cotten 2012) und Begehren (siehe kritisch etwa Luibhéid 2002, Castro Varela/Dhawan 2009) genauer beleuchten.

1.3 Mehrfachdiskriminierung, Intersektionalität und das schwierige Verhältnis zur Erfahrung

Wichtige und zentrale Forschungsperspektiven, die bereits bei der Erarbeitung der empirischen Methodologien eingenommen wurden, sind die der „Intersektionalität“ und „Mehrfachdiskriminierung“. Nun können diese beiden Perspektiven nicht in eins gesetzt werden, denn während die intersektionelle Perspektive von der Verschränkung und dem Zusammenspiel der Kategorien spricht und sich dafür stark macht, dies auch in empirischen Forschungen ernst zu nehmen (vgl. Crenshaw 1988, 1989; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2010), geht das Konzept der Mehrfachdiskriminierungen zumeist von getrennten Kategorien aus, die allerdings gemeinsam betrachtet werden müssen:

„Die Betrachtung von Einzelerfahrungen zeigt, dass Betroffene Diskriminierungen als ineinander verflochten, verzahnt und überlappend erleben. Sie können häufig nicht unterscheiden – und dies ist unter Umständen auch gar nicht möglich – auf welchen Teil ihrer Lebensweise oder ihrer Identität sich erlebte Diskriminierung bezieht. Das erschwert es ihnen, passende Handlungsstrategien in der konkreten Situati-

⁴ Die Abkürzung LSBTIQ hat mittlerweile etabliert. Im Bericht wird versucht, die korrekte Abkürzung zu verwenden also L(esbisch), S(chwul), B(isexuell), I(ntersexuell), T(ranssexuell), Q(ueer). Es sollte möglichst vermieden werden, über die Abkürzung Gruppen zu benennen, die aber dann de facto nicht mit bedachtet werden.

⁵ Nichtregierungsorganisationen wie GLADT und LesMigraS machen auf dieses Zusammenspiel schon seit vielen Jahren aufmerksam (siehe etwa Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin des Türkischen Bundes in Berlin-Brandenburg 2004).

on von Diskriminierung bzw. Gewalt zu entwickeln und die Gewalt und Diskriminierungserfahrungen gelungen zu bearbeiten.“ (Saadat-Lendle 2011: 8)

Der Begriff und das Konzept der „Mehrfachdiskriminierung“ sind innerhalb der Sozial- und Politikwissenschaften wie auch innerhalb von Nichtregierungsorganisationen (NRO) und Antidiskriminierungsstellen nicht unumstritten. Laut der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADB) wurde der Begriff „im Rahmen der UN-Weltkonferenz gegen Rassismus im Jahr 2001 in Südafrika geprägt und bezieht sich auf Ungleichbehandlung aufgrund mehrerer Diskriminierungsmerkmale“.⁶ Kritisch wird angemerkt, dass der Begriff ein additives Modell entwirft und die Dynamiken zwischen den unterschiedlichen Diskriminierungsgründen nicht erfasst werden können. Dagegen könnte freilich eingewendet werden, dass das Intersektionalitätsmodell stark die Verflechtungen fokussiert, dies aber von diskriminierten Gruppen nicht immer so wahrgenommen wird bzw. artikuliert werden kann und dass es auch die unterschiedliche Massivität von Diskriminierungserfahrungen nicht wirklich abbilden kann. Dies kann dazu führen, dass - wie auch bei Diversity - schließlich nicht mehr auseinander zu halten ist, was der Unterschied zwischen der Diskriminierung von „Raucher_innen“ und „Jüd_innen“ ist (vgl. Cooper 2010) und dass tatsächlich auch von differenten Diskriminierungsbelastungen ausgegangen werden muss. Lisa Bowleg (2003) hat beispielsweise festgestellt, dass Schwarze lesbisch lebende Frauen Rassismus als sowohl alltäglichen als auch signifikanten Stressor beschreiben. Ein Ergebnis, das die vorliegende Studie bestätigen kann. Interessant dabei ist, dass die Erfahrungen von Cissexismus, Sexismus und Heterosexismus durch das Prisma des Rassismus wahrgenommen werden. Dies scheint auch in Anbetracht der hier vorliegenden Ergebnisse eine gute Beschreibung dafür zu sein, wie das Zusammenspiel von Diskriminierungen erfahren und schließlich beschrieben wird. Es zeigt sich, dass lb_FT* of Color Rassismus sehr häufig als dominante Diskriminierungserfahrung wahrnehmen, die im Zusammenhang mit (Hetero-)sexismus und Cissexismus differente Erscheinungsformen annimmt und unterschiedlich deutlich beschrieben werden kann. Die Vorstellung, dass unterschiedliche Diskriminierungen unterschiedlich dominant wahrgenommen werden, sollte nun nicht dazu verführen, Diskriminierungen zu hierarchisieren. Wie Cherríe Moraga sehr treffend schreibt, liegt die Gefahr darin, Unterdrückung in ein Ranking einzuschreiben, aber eben auch darin, das Besondere der differenten Diskriminierungserfahrungen nicht anzuerkennen (vgl. Moraga 1981: 28). Idealerweise sollte deswegen nicht versucht werden, alle Diskriminierungserfahrungen in eins zu setzen und gleichzeitig sollte eine Hierarchisierung unterlassen werden.

Auf unterschiedlichen sozialen Positionen scheinen differente Diskriminierungen wie hintereinander geschaltete farblich verschiedene Schiebetüren zu funktionieren. Die Erfahrungen von Diskriminierung werden so von den Diskriminierten immer unterschiedlich wahrgenommen. Eine Diskriminierungserfahrung schiebt sich vor die anderen und verhindert damit den direkten Blick auf andere Formen - ohne diese ganz zu verdecken. Letztere sind nicht weniger bedrohlich und werden auch nicht als weniger gewalttätig erlebt. Jedoch werden sie durch das Prisma der salienten, dominanten Diskriminierung wahrgenommen und damit in spezifischer Weise erfahrbar. Welche Diskriminierung die bestimmende ist, ändert sich dabei je nach Kontext. Unhinterfragt ist, dass eine Schwarze Trans*Person Cissexismus auch innerhalb einer Schwarzen Queer Community erfahren kann und in den meisten Alltagssituationen Rassismus. Die qualitative Studie kann darüber hinaus zeigen, dass in diesem Fall etwa Rassismus als dominant in den meisten Alltagssituationen erlebt wird, die auch die Qualität der Erfahrungen von Cissexismus in der eigenen Community gewissermaßen mitbestimmen.

Erfahrungen sind nicht einfach beschreibbar und festlegbar - auch wenn theoretische Überlegungen dies zuweilen suggerieren, denn eine

„Erfahrung ist immer eine Fiktion, etwas Selbstfabriziertes, das es vorher nicht gab und das es dann plötzlich gibt. Darin liegt das schwierige Verhältnis zur Wahrheit, die Weise, in der sie in eine Erfahrung eingeschlossen ist, die mit ihr nicht verbunden ist und sie bis zu einem gewissen Punkt zerstört.“ (Foucault 1996: 31)

⁶ vgl. http://www.antidiskriminierungsstelle.de/DE/DasGesetz/Mehrfachdiskriminierung/mehrfachdiskriminierung_node.html

Foucault zufolge ist eine Erfahrung etwas, aus dem wir verändert hervorgehen (ebd.: 24). Erfahrungen prägen uns nicht nur, sie bringen uns hervor. Dies bedeutet, dass die Rekonstruktion der Erfahrungen immer irreführend ist, weil sie eigentlich von einem anderen Subjekt erzählt wird als demjenigen, welches die Erfahrung gemacht hat. Wie erzähle ich beispielsweise von der Zeit, in der ich noch nicht wusste, dass gleichgeschlechtliches Begehren existiert, nun, da ich mein Begehren zu kennen scheine und zu beschreiben in der Lage bin? Rekonstruktionen erlauben einen Einblick in gemachte Erfahrungen, sind und bleiben aber Re-Konstruktionen, die sich einfügen in die Interpretationsmuster, die den Erzählenden aktuell zur Verfügung stehen. Sie sind nicht die „Wahrheit“, sondern stehen mit dieser in komplizierter Beziehung (siehe hierzu auch King 2002).

Ich schließe mich hier Umut Erel et al an, die betonen, dass es wichtig sei,

„dass Forschung einen herrschaftskritischen analytischen Rahmen entwickelt, der eine klare Analyse spezifischer Unterdrückungsformen mit der Analyse des Ineinandergreifens unterschiedlicher Unterdrückungsverhältnisse verbindet.“ (Erel et al 2007: 245).

Wenn wir uns unterstehen, Diskriminierungshierarchien aufzustellen und dennoch die unterschiedliche Stärke, Vielfalt und Spezifik von Gewalt und Diskriminierungserfahrungen benennen und dabei theoretisch-sterile Beschreibungen umgehen, wird es besser gelingen zu verstehen, wie Diskriminierungen sich auf einer Erfahrungsebene abbilden. Dabei entsteht ein Wissen, welches nicht nur Beratungsstellen zu Gute kommt, sondern auch politische Interventionen zu gestalten verhilft.

Der verstellte Zugang zur „Wahrheit“ kann als Ermöglichungsraum wahrgenommen werden, wenn auch das Irren im Labyrinth der vielfältigen Erfahrungen bei den Forschenden nicht selten Trauer und ein Gefühl der Richt- und Rastlosigkeit evoziert.

2. Normative Gewalt

Die Mainstream-Medien suggerieren heute, dass Lesbischsein und noch mehr Bisexualität eine Frage des Lifestyles sei. Ob Madonna, Britney Spears, Angelina Jolie, Rihanna oder Anne Will: Es scheint der Karriere nicht zu schaden, sich sexuell transgressiv zu zeigen - eher im Gegenteil. In den Alltagsverständnis übersetzt sich das in eine Vorstellung problemlos zu lebender nicht-normativer Lebens- und Begehrensweisen. Dabei werden Diskriminierungsrealitäten ignoriert oder die Diskriminierungsquellen im Feld der „Anderen“ fixiert. Europa, nicht nur Deutschland, imaginiert sich als offen und tolerant gegenüber „sexuellen Minderheiten“ und tut dies im öffentlichen Diskurs über die Kriminalisierung der „Anderen“ - heute insbesondere der „Muslime“. Die „Anderen“ sind homophob, während das „Wir“ sich als emanzipiert und aufgeklärt entwirft (vgl. etwa Yilmaz-Günay 2011, Çetin 2012). Wenn auch sehr deutlich wurde, dass die Befragten sich mit Konstruktionsprozessen mehrheitlich aktiv auseinandersetzen, so finden sich in Kommentaren ebenso immer wieder Grenzziehungen. So wird in einem Endkommentar (417) kritisiert, dass es zwar *„viele konkrete Fragen zu Trans* und Migrantinnen (gäbe), aber nicht zu Lesben“*. Eine Aussage, die zeigt, dass es vielen schwer fällt, „Lesben“ und „Trans*“ zusammen zu denken und eine Idee von „lesbischen Migrant_innen“ zuzulassen.

Tatsächlich zeigt die vorliegende Studie jedoch, dass die Diskriminierungsbelastung von Menschen, die lesbisch oder bisexuell in Deutschland leben, weiterhin recht hoch ist. Nach wie vor bedeutet eine nicht-heterosexuelle Lebens- und Begehrensweise, dass Diskriminierungen in der Schule und im Beruf, wie auch in öffentlichen Räumen, keineswegs eine Ausnahme darstellen. Allerdings haben sich die existenten Diskriminierungsformen mit dem Alltag verändert. Sie haben sich gewissermaßen flexibel an die neuen Gegebenheiten angepasst. So lässt sich eine erhebliche Zunahme von Cyberbullying nachweisen. Die neue Web 2.0-Realität, Smartphones und Tablets eröffnen neue Formen massiver Diskriminierungen. In Blogs werden Menschen bloßgestellt, als „homosexuell“ geoutet und beschämt und via Twitter mit einem „Shitstorm“ überzogen. Die Vorstellung also, dass Deutschland oder Europa gewissermaßen ein Paradies „sexueller Freiheit“ sei, scheint mehr als fraglich. Die Funk-

tion, die die Übertragung von Diskriminierungspraxen auf die „Anderen“ erfüllt, ist teilweise schon analysiert worden, bedarf aber sicherlich noch genauerer Klärung.

Die Philosophin Judith Butler, die maßgeblich unser Verständnis von Geschlecht und Sexualität geprägt hat, schreibt:

„Die heterosexuelle Fixierung des Begehrens erfordert und instituiert die Produktion von diskreten, asymmetrischen Gegensätzen zwischen ‚weiblich‘ und ‚männlich‘, die als expressive Attribute des biologisch ‚Männlichen‘ (male) und ‚Weiblichen‘ (female) verstanden werden. Die kulturelle Matrix, durch die die geschlechtliche bestimmte Identität (gender identity) intelligibel wird, schließt die ‚Existenz‘ bestimmter ‚Identitäten‘ aus, nämlich genau jene, in denen sich die Geschlechtsidentität (gender) nicht vom anatomischen Geschlecht (sex) herleitet und in denen die Praktiken des Begehrens weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität ‚folgen‘.“ (Butler 1991: 38f.).

Eine solche Vorstellung denkt den „homosexuellen Körper“ nicht mehr als vorab gegeben und mithin Diskriminierung auch nicht als „verständliche“ Antwort auf Devianz. Vielmehr geht es darum zu zeigen, wie Subjekte innerhalb von Machtkonstellationen hervorgebracht werden, wie das Geschlecht produziert wird und warum Normen, die bestimmen was „anständig“ und was „anrühig“ ist, was „seriös“ und was „lächerlich“ ist, darüber entscheiden, wie Subjekte ihr Leben wahrnehmen und mit welchen Erwartungen sie an ihre Zukunft denken. Heteronormativität strukturiert die menschliche Gesellschaft in zwei sozial differente Geschlechter, deren sexuelles Begehren natürlich auf das jeweils andere gerichtet ist. Der Diskriminierungsanlass ist damit nicht die Identität einer Person, sondern das Abweichen von der geschlechtlichen Norm und den normativen Vorstellungen zu Sexualität, die sich hieraus ergeben.

„Moderne westliche Gesellschaften schätzen sexuelle Akte gemäß einer hierarchischen Wertordnung ein. Verheiratete Heterosexuelle, die sich fortpflanzen, stehen ganz allein an der Spitze der sexuellen Pyramide. (...) Den Individuen, die einen Spitzenplatz in dieser Rangordnung besetzen, werden geistige Gesundheit, Achtbarkeit, Legalität, soziale und körperliche Flexibilität, institutionelle Unterstützung und materielle Vergünstigungen zuerkannt“ (Rubin 2003/1984: 39).

Die Studie gibt Auskunft darüber, welche Effekte normative Gewalt (vgl. hierzu auch Castro Varela/Dhawan 2011) strukturell und im Individuum entfaltet: Selbstzweifel, überbordendes Selbstvertrauen und Widerständigkeit finden sich hier zumeist in enger Eintracht.

Butler zufolge liegt die größte Schwierigkeit darin, normative Gewalt sichtbar zu machen, zu zeigen wie das Menschliche hervorgebracht und wie einige Leben unlebbar gemacht werden (Butler 2004: 32). Wie wird heteronormative Hegemonie durchgesetzt und damit andere Begehrensformen marginalisiert und ausgeschlossen? (vgl. hierzu auch Guasch/Vinuales 2003). Die Studie kann darauf Antworten geben. So spricht sie von der Delegitimierung und auch vom Widerstand gegen Machtstrukturen, der letztlich die Normen bearbeitet.

2.1 Von Phobien und Diskriminierungen

Es ist ein interessantes Phänomen, dass Diskriminierungspraxen häufig mit der psychologischen Diagnose „Phobie“ in Zusammenhang gebracht werden: „Homophobie“, „Transphobie“, „Islamophobie“⁷, „Xenophobie“ etc. pp. Es entsteht dabei die irreführende Vorstellung, dass die „Anderen“, die ja erst über Diskriminierungspraxen zu „Anderen“ gemacht werden, bei der Mehrheit notwendigerweise Angst erzeugen, und dass Diskriminierung und Gewalt als Abwehr gegen diese Angst eingesetzt werden.

„Der Begriff Transphobie meint emotionale Verachtung sowie gesellschaftliche Diskriminierung von Menschen, die nicht den Normen des körperlichen und sozialen Geschlechts von ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ ent-

⁷ Die Debatten um die Begriffe „Islamophobie“ und „antimuslimischer Rassismus“ sind sehr gut in Richardson (2009) zusammengefasst.

sprechen. Der aus der Psychologie entlehnte Begriff der Phobie verschleiert eher den strukturellen Aspekt der Ablehnung von Trans. ‚Phobie‘ beschreibt eine individuelle starke, irrationale Angst. Transphobie ist jedoch mit sozialen Geschlechternormen verwoben und findet sich auch auf struktureller und institutioneller Ebene: etwa in der medizinischen Einordnung von Trans* als psychische Störung...“ (Franzen 2011: 11).*

Unbenommen kommt der Produktion von Ängsten im Zusammenhang mit der Herstellung der „Anderen“ eine wichtige Rolle zu und einige Diskriminierungen beruhen auf dem Wunsch nach Abgrenzung, der manchmal psychologisch erklärbar ist und Ausdruck tief sitzender Ängste sein kann. Allerdings ist die Verwendung im Alltag - und leider auch vielfach in der politischen und psychologischen Praxis - eine andere. Zum einen werden nur einige wenige Diskriminierungsformen als Phobien bezeichnet: So ist kaum die Rede von „Klassenphobie“ oder „Altersphobie“, obschon eine Angst vor dem sozialen Abstieg und dem Verlust von Privilegien bei der etablierten Mittelschicht durchaus auszumachen ist, und es wird auch niemand bestreiten, dass die Mehrheit der Menschen Angst vor dem Altern hat und insoweit die Ablehnung älterer Menschen auch als Abwehrmechanismus verstanden werden kann. Stattdessen beschränkt sich die Bezeichnung „Phobie“ auf das Phänomen des Rassismus und des Hetero- und Cissexismus. Was erneut die enge Verknüpfung zwischen den Kategorien „race“, Sexualität und Gender verdeutlicht. Durchsuchen wir etwa die virtuelle Welt nach den entsprechenden Begriffen mit der Online-Suchmaschine Google, so erhalten wir für „Homophobie“ über 3 Mio. Treffer - bei Eingabe von „homofobia“ sind es sogar fast 11 Mio. Bei „Islamophobie“ zeigt Google 1,6 Mio. Treffer auf Deutsch und 4 Mio. bei Eingabe von „islamophobia“ an. Zum Vergleich: Bei Eingabe von „Altersphobie“ werden lediglich 859 Treffer angezeigt, wobei die meisten dieser Treffer auf Blogs mit wenig ernsthaften Beiträgen verweisen. Das ist insoweit aufschlussreich, weil es die Konstruiertheit spezifischer sozialer Ängste und die Pathologisierung von Abwehr- und Vermeidungshaltungen in Bezug auf spezifische soziale Gruppen verdeutlicht. Wie Ahmed (2010) nachvollziehbar ausführt, folgt dies einer diskursiven Logik, die bereits voraussagt, welche Personen im Fall einer Begegnung zu fürchten sind.

Stattdessen transportieren die Begriffe Cissexismus, Rassismus und Heterosexismus die machtvolle Grenzziehung, die diejenigen gewaltvoll zurückweist, die auf der „anderen Seite“ sind. Die vom „anderen Ufer“, die „Seltsamen“, die „Fremden“. Die vorliegende Studie regt dazu an, darüber nachzudenken.

2.2 Coming-out versus Inviting-in

„Der Fragebogen sollte mehr miteinschließen, dass viele Lesben und Schwule sich aus Angst vor negativen Reaktionen in vielen Bereichen ihres Lebens gar nicht erst outen“ (Endkommentar 103)

Im Internet wie auch in Hollywood-Produktionen wimmelt es nur so von Coming-out-Geschichten. Das Coming-out Narrativ folgt dabei immer einem klaren Skript: Erst ahnt das Subjekt nichts von ihrer/seinem nicht-normativen Begehren, bis es ihr/ihm dann schrittweise in irritierender Weise klar wird. Kann die Phase produktiv überwunden werden, kann die Person schließlich dazu stehen (inneres Coming-out) und in einem nächsten Schritt nach und nach die Umwelt darüber informieren (äußeres Coming-out). Insbesondere in Hollywood Produktionen enden diese Geschichten immer in Glückseligkeit. Problematisch hieran ist nicht nur die Vorstellung, dass das diskriminierte Subjekt nur aus eigener Kraft glücklich werden kann, sondern auch dass Identität zu einer Frage von Offenbarung und damit auch von Lüge beziehungsweise Authentizität wird (vgl Phelan 1994: 41ff.).

In Interviews zu queeren Themen dominiert deswegen nicht zufällig das Coming-out Narrativ. Wir hören Geschichten vom Scheitern und von den kleinen und großen Erfolgen. Und es wird deutlich, wie viel Energie die Subjekte darin investieren, nicht nur ein gutes Coming-out zu haben, sondern auch zu überlegen, wo ein Outing sein darf oder sein muss. So schreibt eine befragte Person: „*Obwohl ich eigentlich wenig bis gar nicht diskriminiert werde und sehr privilegiert leben kann, überlege*

ich doch sehr genau, bei wem ich mich oute und wie ich meine Lebenspartnerin bezeichne.“ (Endkommentar 346).

Anders als in den filmischen Repräsentationen scheint es so zu sein, dass ein Coming-out nie gelingen kann und auch nicht einfach glücklich macht. Bei Subjekten, die ohnehin aufgrund rassistischer Markierungen von der Mehrheit als „abweichend“ wahrgenommen werden, hat das Coming-out eine andere Dramatik: Manche empfinden die zugeschriebene „sexuelle Devianz“ als nicht sonderlich zusätzlich belastend. Andere dagegen haben das Gefühl, dass sie damit noch mehr an die Ränder gedrängt werden und die Verletzlichkeit zunimmt, so dass der Druck des Outings und der Zwang zum Coming-out stärker empfunden werden. Coming-out Erzählungen bleiben eingebettet in eine psychologische Entwicklungslogik und entbehren auch nicht einer gewissen Ähnlichkeit mit der christlichen Beichte, die von gläubigen Christ_innen auch als Befreiung erlebt wird.

Kurz und Gut: Traurigkeit wurde im Verlauf der Forschung auch deswegen entfaltet, weil die Begrenztheit und gleichzeitige Dominanz normativer Vorstellungen deutlich wurde, mit denen gelungenes „homosexuelles Leben“ allgemein gemessen wird. Wenn es darum gehen soll, Machtstrukturen infrage zu stellen, könnte nicht-normatives Begehren doch auch als Einladung (*Inviting-in*) interpretiert werden, sich von der Zwangsheterosexualität zu befreien (vgl. Santos Castroviejo 2002). Nach wie vor scheinen eher „integrative Modelle“ zu dominieren, die das Leben von different marginalisierten Subjekten normativ bestimmen.

3. Und die Demokratie?

In einem Vortrag zum Umgang mit Diskriminierungserfahrungen führt die Politikwissenschaftlerin Ange-Marie Hancock (2009) pointiert aus, dass die Forderung marginalisierter Gruppen nach Berücksichtigung auch als Forderung nach einer demokratischen Berücksichtigung gelesen werden muss.⁸ Politische Fakten, so Hancock (2004), werden durch Normen geformt und sind nur durch die Auseinandersetzung mit Geschichte wie auch den persönlichen Erfahrungen verstehbar. Die Frage bleibt dabei, so die Politikwissenschaftlerin, wessen Geschichte und wessen Erfahrung den Hintergrund dieser Normen bilden. „Marginalisierte Identitäten“ repräsentieren ihr zufolge einen „kritischen Teil“ dieses angenommenen Hintergrunds (Hancock 2004: 4), ihr Sein und ihre Positionen werden aber nur selten wirklich ernst genommen.

Die vorliegende Studie versteht sich als eine Intervention in Demokratisierungsprozesse. Sie ist als eine aktive Beschäftigung mit normativer Gewalt zu verstehen und zeigt aus der Perspektive besonders verletzungsoffener Subjektpositionen Demokratisierungsdefizite auf. Zu häufig wird davon ausgegangen, dass die Demokratie ein Zustand und kein Prozess sei und zu selten wird anerkannt, dass Demokratisierung der Sichtbarmachung marginalisierter Perspektiven bedarf. Die heute populäre Diversity-Politik (kritisch hierzu Castro Varela/Dhawan 2011) feiert zu schnell die „Vielfalt“ und umgeht, über Leid, Schmerz und Melancholie zu sprechen.

„Wenn wir uns die Politik der Dokumentation von Diversity ansehen, können wir erkennen, dass Dokumente Fantasiebilder der Organisationen kreieren, die sie scheinbar beschreiben. Das Dokument sagt ‚wir sind divers‘, als ob diese Aussage sie dazu mache.“ (Ahmed 2011: 135)

Es ist wie Margaret Andersen - Patricia Hill-Collins und bell hooks (1990) folgend - sagt: Eine inklusive Forschung muss die Idee einer singulären Realität, welche nur „entdeckt“ zu werden braucht, aufgeben (Andersen 2003: 43). Als Forschende sollten wir uns insoweit darüber freuen, dass wir melancholisch zurückbleiben, schützt dies doch davor, das neu gewonnene Teilwissen zu feiern, anstatt die versteckte Ignoranz in diesem aufzudecken.

⁸ In einem Input gehalten auf der „Black Women in the Ivory Tower Conference“ am 5. März 2009 an der Rutgers University. Nachzuhören unter <http://www.youtube.com/watch?v=5lvomJnkPq4> (letzter Aufruf 31.08.2012).

Die Studie gibt einige Antworten, spricht Empfehlungen aus und wird sicher viele Fragen aufwerfen. Sie wirft einen Blick auf Verzweiflung und lässt hoffen. In den Endkommentaren der Studienteilnehmer_innen findet sich viel Lob und auch viel Kritik. Die Teilnehmenden an der quantitativen Studie vermissen Kategorien, merken an, dass der Fragebogen zu kompliziert und komplex ist, fühlen sich „endlich ernst genommen“ und „überhaupt nicht gesehen“. Es gibt keine singuläre Realität und deswegen kann es keine Studie geben, die alle Perspektiven erfasst, aber zumindest wurde hier versucht, genauer hinzusehen, Erfahrungen ernst zu nehmen und die Melancholie hingenommen.

Zusammenfassung der Ergebnisse

Ausgangsfragen und Herangehensweise

Die Untersuchung wirft einen genaueren Blick auf die Situation von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans* Menschen im Zusammenhang mit Gewalt und Mehrfachdiskriminierungen. Darüber hinaus liefert sie Daten, um Empfehlungen an spezifische Beratungs- und Unterstützungsangebote zu formulieren, und wirft neue Forschungsfragen im Feld der Queer Studies auf.

Im Gegensatz zur Mehrheit der im deutschsprachigen Raum existenten Studien zu Diskriminierungen im Zusammenhang mit nicht-normativen Lebens- und Liebesweisen fokussiert die vorliegende Untersuchung explizit die Beziehung von Rassismus, (Hetero-)Sexismus und Trans* Diskriminierung. Zum einen wird dadurch die Präsenz von Migrant_innen, Trans* Personen und People of Color in queeren und lesbischen/bisexuellen Kontexten sichtbar, womit auch die Konstruktion „weiße westliche emanzipierte LSBT*“ versus „homophobe migrantische und diasporische Communities“ als solche hinterfragt wird. Zum anderen wird ein Blick auf die spezifische Qualität von Diskriminierungs- und Gewaltenerfahrungen von Menschen mit Mehrfachzugehörigkeiten und die besondere soziale Verletzlichkeit dieser Gruppen gelenkt – wie auch die Widerstandsstrategien, die hier ausgemacht werden können.

Hierfür wurde eine Fragebogenerhebung durchgeführt und mit einer qualitativen Untersuchung kombiniert. 2.143 Studienteilnehmer_innen haben den Fragebogen beantwortet, davon 1.483 den Online- und 660 den Papierfragebogen. Es wurden sechs Intensivinterviews geführt. Die Fragebogenerhebung und die Interviews fanden zwischen August und November 2011 statt. Im Juni 2012 fand zusätzlich eine vertiefende Gruppendiskussion mit Lesben und Trans* of Color statt.

Die Studienteilnehmer_innen

Für die quantitative Erhebung konnten Studienteilnehmer_innen aus allen Bundesländern gewonnen werden, wobei der größte Anteil auf Berlin (27,2%) und Nordrhein-Westfalen (18,3%) entfällt. Das Durchschnittsalter liegt bei 33 Jahren und die große Mehrheit der Studienteilnehmer_innen lebt in Großstädten oder in einer Metropole. Die untersuchte Gruppe ist überdurchschnittlich gut ausgebildet: Die meisten Studienteilnehmer_innen (63,2%) haben Abitur oder eine fachgebundene Hochschulreife und 45,9% haben einen Fachhochschul- bzw. Hochschulabschluss erworben. 28,3% haben einen betrieblichen Berufsabschluss.

Die große Mehrheit der Studienteilnehmer_innen (92,9%) ist im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft. Insgesamt 550 Teilnehmende (25,7%) geben an, eine familiäre Migrationsgeschichte zu haben. Lediglich 92 Personen geben an, selbst nach Deutschland migriert zu sein (4,3%). Insgesamt haben 228 Trans* Personen an der Studie teilgenommen. 316 Studienteilnehmer_innen haben Kinder bzw. eine Verantwortung für Kinder übernommen. Insgesamt 89 People of Color haben an der quantitativen Studie teilgenommen.

Die Teilnehmenden an den sechs biografischen Interviews und der Fokusgruppendifkussion haben unterschiedliche (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen. Die Ergebnisse der Interviews erlauben es, vertiefend zur quantitativen Befragung einen genaueren Einblick in die Art und Weise zu nehmen, wie und wo Diskriminierungen und Gewalterfahrungen erlebt werden und welche Strategien vor allem bei Mehrfachdiskriminierungen entwickelt werden.

Ergebnisse

a) Das Konzept „Mehrfachdiskriminierung“ verknüpft Debatten und eröffnet Denkräume

Die Untersuchungen machen zuvorderst deutlich, dass es einen großen Bedarf an intensiveren Debatten im Zusammenhang mit unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen gibt. Das Konzept der „Mehrfachdiskriminierung“ erweist sich dabei als ein guter Katalysator, der Fragen nach differentiellen Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen ermöglicht, ohne diese sogleich zu hierarchisieren. Die qualitative Studie ermöglicht einen Einblick auch in die kontroversen Diskussionen zum Konzept der „horizontalen Diskriminierung“. Zum einen sind die Verschränkungen von Rassismus und (Hetero-)Sexismus, Cissexismus/Trans*Diskriminierung sehr präsent. Zum anderen werden verschiedene Diskriminierungsebenen nicht immer als gleichwertig erfahren. So zeigt sich, dass der alltägliche Rassismus, den Queers of Color erfahren, in seiner Qualität des „Sich-nicht-entziehen-Könnens“ als belastender beschrieben wird als etwa der alltägliche (Hetero-)Sexismus.

Insgesamt 444 Teilnehmer_innen (20,7%) haben den Fragebogen – zum Teil sehr detailliert – kommentiert. Auf 128 Papierfragebögen (19,4%) finden sich zudem ausführliche Randbemerkungen zu einzelnen Items. Zu jedem Themenbereich des Fragebogens hat ein großer Teil der Studienteilnehmer_innen die Gelegenheit genutzt, auf weiterführende bzw. offene Fragen detailliert zu antworten. Dies kann als Indiz für einen starken Bedarf an weitergehenden Diskussionen – nicht nur zu „Mehrfachdiskriminierungen“ – gelesen werden. Die qualitative Studie hat zudem gezeigt, dass gewaltvolle und diskriminierende Erfahrungen von den Befragten mit Mehrfachzugehörigkeiten als eine Alltagserfahrung erlebt werden, die aber dennoch – oder gerade deswegen – nicht immer klar artikulierbar sind. In vielen Fällen treffen wir auf die Grenzen der sprachlichen Darstellbarkeit: Die Aussage einer_eines Teilnehmenden „...nicht so greifbar und trotzdem real“ bringt diese Tatsache auf den Punkt.

b) Selbstverständnis in Bewegung

Die Studie konnte eindrucksvoll zeigen, dass eindeutige Identitätsbeschreibungen innerhalb marginalisierter Gruppen an Dominanz verlieren. Der Verweigerung von Zugehörigkeit wird unter anderem mit Eingriffen in Zuschreibungs- und Beschreibungspolitiken begegnet. Diese Verweigerungsstrategien weisen (sprachlich und inhaltlich) ein breites Spektrum von der strikten Ablehnung herkömmlicher Identitätsbeschreibungen hin zu spezifischen Differenzierungen und oft kreativen Beschreibungen auf. Die komplexen Alltagserfahrungen benötigen offensichtlich eigene Kategorien, Codierungen etc. Die Befragten zeigen sich hier experimentierfreudig und wir können ein deutliches Transformationspotenzial erkennen. War es in den 1980er- und 1990er-Jahren innerhalb sozialer Bewegungen noch wichtig – wie etwa der Lesbenbewegung –, eine Bezeichnung für die nicht-normative Lebensweise und/oder andere durch Ausgrenzung bestimmte Markierungen zu finden, so müssen wir heute von einer schrittweisen Erodierung klarer Selbstrepräsentationen ausgehen. So werden etwa die Kategorien „Lesbe“ und „Frau“ von vornherein verworfen. Obschon 70,8%, gefragt nach ihrer sexuellen Lebensweise/Orientierung, „lesbisch“ angeben, haben in Bezug auf die lesbische Lebensweise nur 52,9 % eindeutig dem Item „Ich bin lesbisch“ zugestimmt und Möglichkeiten wie „Ich habe schon mal

als Frau eine Frau geliebt“ gewählt. Und obschon 83,9% sich als „Frau“ bezeichnen, geben nur 58,8% an, sie würden sich als „weiblich“ bezeichnen. 8,1% bezeichnen sich als entweder Trans*, Transgender, transsexuell, Polygender oder transident. Immerhin 2,2% geben an, auf der Suche zu sein. 1,3% schließlich bezeichnen sich als „Polygender“ und 1,2% als „Mann“. Im Gegensatz zu anderen Studien, die von einer klaren Selbstrepräsentation ausgehen, deutet die vorliegende Studie auf die Brüchigkeit von Identitätskategorien hin und eröffnet zudem Räume, um diese sichtbar werden zu lassen.

Auch auf die Frage nach den Selbstbezeichnungen bezüglich nationaler/ethnischer/kultureller Zugehörigkeit wurden vielfältige und differenzierte Antworten gegeben, während etwa die Bezeichnung „Mensch mit Migrationshintergrund“ Kritik erfuhr. Je verletzlicher die soziale Positionierung, desto ausdifferenzierter scheinen die Selbstbezeichnungen zu sein. Sehr viele Teilnehmende stellten Kategorisierungen generell infrage und kommentierten dies, wann immer der Fragebogen dies zuließ. Wir können ein deutliches Unbehagen mit Homogenisierungen und Essentialisierungen wahrnehmen, wenn diese auch bei besonders sozial verletzlichen Gruppen paradoxerweise verstärkt zu vernehmen sind. Es scheint, als ob die stärkste kategoriekritische Position von denen eingenommen werden kann, die aufgrund von erlebten Diskriminierungserfahrungen sensibilisiert genug sind, aber gleichzeitig über genügend Ressourcen verfügen, um ein Dazwischen aushalten zu können.

c) Prävalenz von Diskriminierungserfahrungen

Es ist ein bemerkenswertes Ergebnis der qualitativen Studie wie auch der Fragebogenerhebung, dass Abwertungen und Beschämungen aufgrund gender-nonkonformen Verhaltens im Alltag von den Betroffenen zu einem sehr großen Teil als Normalität wahrgenommen werden. Ein Effekt multipler Diskriminierungen scheint zu sein, dass eine Gewöhnung an Diskriminierungspraxen einsetzt.

Im Zusammenhang mit der lesbischen/bisexuellen Lebensweise geben 30,7% der Teilnehmenden an, mindestens einmal am Arbeits- bzw. Ausbildungsplatz gemobbt worden zu sein, und 59,2% geben an, dass Diskriminierungen hier weit verbreitet sind. 72,6% der Teilnehmenden glauben, dass ihre Leistungen im Bildungsbereich aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise vergleichsweise schlechter bewertet wurden. Die Schule und das Elternhaus, so wird in der qualitativen Studie deutlich, erweisen sich nicht nur als heteronormative Regulierungsinstanzen, sondern in ihrem Versuch, „integrierte Bürger und Bürgerinnen“ herzustellen, auch als wichtige Reproduktionsorte für Rassismus, (Hetero-)Sexismus und Trans*Diskriminierung.

26,8% der Studienteilnehmer_innen geben an, dass eine lesbische/bisexuelle Lebensweise negative Auswirkungen auf die Chancen hat, von der Polizei geschützt zu werden. Im Gesundheitsbereich geben etwa 20% an, vom medizinischen Fachpersonal respektlos behandelt worden zu sein, und 30% geben an, die Erfahrung gemacht zu haben, als heterosexuell angesprochen worden zu sein, obschon ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise bekannt war.

Die im politischen Diskurs wie auch im Alltagsdiskurs häufig infrage gestellte Diskriminierungsrealität von Menschen mit nicht-normativen sexuellen Lebensweisen, Praxen und Genderperformances haben allen liberalen Reden zum Trotz in Deutschland weiterhin Bestand. Insbesondere Menschen, die aufgrund multipler Zugehörigkeiten zu besonders verletzlichen sozialen Gruppen zählen, berichten nach wie vor von massiven Alltagsdiskriminierungen. Die vorhandenen Schutzräume reduzieren sich dabei mit zunehmender Verletzlichkeit. So erweisen sich selbst alternative Räume wie etwa lesbische/bisexuelle Kontexte oder queere Orte für LGBTIQ* of Color nicht unbedingt mehr als Schutzräume.

d) Cissexismus/Trans*Diskriminierung

Insgesamt 228 Personen haben den Fragebogenbereich, der sich explizit an Trans*Personen richtete, beantwortet. Mehrere Trans*Personen haben zudem auch an der qualitativen Studie teilgenommen.

Die Aussagen der an der Studie teilgenommenen Trans*Personen bezüglich Diskriminierungen im Alltag hängen stark davon ab, ob ihre Lebensweise und ihr Trans*Sein bekannt bzw. sichtbar sind. Trans*Personen erleben vor allem Diskriminierungen in Form von Beschimpfungen, Beleidigungen, verachtendem und demütigendem Verhalten. Ein Drittel der Trans*Personen gibt an, bereits Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt gemacht zu haben. Sehr hoch sind die Nennungen für verbale Zu-dringlichkeiten, z.B. sexualisierte Fragen zur Körperlichkeit und belästigende Fragen zum Trans*Sein. Die Hälfte der befragten Trans*Personen erlebt die meisten zusätzlichen Diskriminierungserfahrungen am Arbeits-/Ausbildungsplatz, gefolgt von negativen Erfahrungen im Gesundheitsbereich (44,7 %). Diese Ergebnisse können durch die qualitative Analyse bekräftigt werden und entsprechen aktuellen Studien zur Lebensrealität von Trans*Personen und zu Cissexismus und Transphobie.

Die geringsten Diskriminierungserfahrungen werden an lesbischen/bisexuellen Orten gemacht, obschon auch hier 28,4% der befragten Trans*Personen angeben, nicht akzeptiert oder aktiv diskriminiert worden zu sein. Mit 50% werden die meisten Diskriminierungserfahrungen am Ausbildungs- und Arbeitsplatz gemacht. Auch die negativen Reaktionen in Ämtern und Behörden sind in der Tendenz höher als in der Gesamtpopulation der Befragten. 35,5% geben an, hier abgelehnt oder aktiv diskriminiert worden zu sein.

124 von 197 Personen (63%) geben an, dass es sie sehr belastet, dass ihr Trans*Sein als „psychische Störung“ gilt. 70 von 133 Befragten (52,6%) geben an, dass das amtliche Verfahren zur Geschlechtsangleichung sie so sehr beansprucht, dass ihr Lebensalltag darunter leidet.

e) Mehrfachzugehörigkeiten: größere Verletzlichkeit versus Zuwachs an Handlungsmacht

Etwa die Hälfte der Studienteilnehmer_innen beantwortete die Fragen, die sich direkt auf „Mehrfachdiskriminierung“ bezogen. Wenn eine „Mehrfachdiskriminierung“ angenommen wird, verschieben sich insbesondere die „Orte“ der Diskriminierung. Für People of Color, die nicht-normativ leben und lieben, kann der öffentliche Raum durchaus als ein Gefahrenraum wahrgenommen werden. Insbesondere in der Fokusgruppendifkussion wurde sichtbar, dass Diskriminierungserfahrungen auf der Straße nicht nur als Normalität wahrgenommen werden, sondern dass gewalttätige physische Übergriffe auch am helllichten Tage immer wieder vorkommen.

52,2% derjenigen, die von „Mehrfachdiskriminierung“ betroffen sind, geben an, mindestens einmal in der Familie/Verwandtschaft diskriminiert worden zu sein. In der Tendenz wird sichtbar, dass Diskriminierungserfahrungen zunehmen, wenn nur diejenigen befragt werden, die von sich selber sagen, „aus mehreren Gründen diskriminiert“ zu werden. Es geht damit jedoch auch potenziell ein Zuwachs an Handlungsmacht einher.

Über die Hälfte der von Mehrfachdiskriminierung Betroffenen gibt an, dass es ihnen schwer fällt, sich gegen Diskriminierungen zur Wehr zu setzen, weil nicht immer klar erkennbar ist, warum sie diskriminiert wurden. Trans* und People of Color sind zudem aufgrund ihrer Sichtbarkeit einem höheren Diskriminierungsniveau ausgesetzt, wobei sich herausgestellt hat, dass das Ausmaß an körperlicher

Gewalterfahrung sowohl bei Trans*Personen als auch bei People of Color insgesamt tendenziell höher ist als bei der Erhebungsgesamtpopulation.

Allgemein werden bei Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen selten Polizei oder andere rechtliche Stellen zur Hilfe gerufen, da nicht davon ausgegangen wird, dass den Betroffenen geholfen wird. Diesbezügliche negative Erfahrungen scheinen eher die Regel als die Ausnahme darzustellen.

Je vielschichtiger Diskriminierungen sind, desto mehr erweisen sich Konzepte wie „Inklusion“ bzw. die viel gepriesenen Diversitätsansätze als Worthülsen und die damit initiierten Strategien als wenig hilfreich im gesellschaftlichen bzw. Arbeitsalltag. Dies belegen eindrucksvoll die Interviews mit Trans*Personen und People of Color, die lesbisch leben und/oder sich als Trans* verstehen: Diese Gruppe thematisiert und problematisiert präzise die Forderung nach der Notwendigkeit, sich den zunehmenden Sensibilisierungen und Bedürfnissen nach Mehrfachzugehörigkeiten zu stellen. Sie formulieren zudem ein scheinbar fehlendes Interesse seitens der politischen Träger an ihrer sozialen Situation.

Allerdings kann auch festgestellt werden, dass eine Mehrfachzugehörigkeit die Möglichkeit bietet, alternative Umgangsweisen mit Diskriminierungen zu entwickeln. Dies belegen insbesondere die Ergebnisse der qualitativen Studie, die auch zeigen, dass der Umgang mit dem geradezu sozial verordneten Coming-out problematisch ist und das Coming-out insgesamt stärker hinterfragt werden müsste.

f) Unterstützung und Beratung

Nach Erfahrungen mit Gewalt befragt, gab die Mehrheit aller Befragten an, dass psychische und verbale Gewalt überwiegt (s. oben). Gleichzeitig ist Gewalt, wie die qualitative Studie zeigt, erschreckend präsent im Leben von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*Personen.

83,5% aller Teilnehmenden der Fragebogenerhebung suchen bei Diskriminierungserfahrungen Unterstützung bei der Familie, Partner_innen oder Freund_innen. Immerhin haben sich 67,6% bei erfahrenen Diskriminierungen direkt gewehrt. 44,9% haben sich an die Community/Szene oder soziale Netzwerke gewandt und 42,5% haben sich engagiert (politische Aktionen etc.)

Lediglich 18,1% geben an, eine psychosoziale Einrichtung aufgesucht zu haben – allerdings haben 33,3% Unterstützung in Selbsthilfegruppen u.ä. gesucht, die oft von den Beratungsstellen initiiert werden. Wird nach Beratungsstellen bei Gewalterfahrungen gefragt, zeigt sich, dass die meisten Befragten diese spezialisierten psychosozialen Beratungsstellen in Anspruch nehmen.

Überraschend war auch, dass die befragte Gruppe der qualitativen Studie über überdurchschnittlich viel Therapieerfahrung verfügt. Therapie wird u.a. als eine Möglichkeit gesehen, um mit den ständig präsenten Alltagsdiskriminierungen und Gewalterfahrungen einen Umgang zu finden bzw. diese Erfahrungen zu verarbeiten. Beklagt wurde an dieser Stelle insbesondere, dass es nur wenige Therapeut_innen gibt, die sich mit Mehrfachdiskriminierungen auskennen und/oder rassismuskritische Positionen einnehmen.

Besonders gering ist die Anzahl der Personen, die eine Antidiskriminierungs-/Antigewaltstelle aufsuchten – nämlich nur 2,4%. Bei Diskriminierungserfahrungen scheinen spezifischere Angebote nachgefragt zu sein. So haben 50% der Trans*Menschen Trans*Beratungsstellen konsultiert. Interessant ist auch, dass nur selten rechtliche Schritte eingeleitet werden und dies dann zumeist als nicht be-

sonders hilfreich bewertet wird. Lesben und Trans* of Color, dies zeigt die qualitative Auswertung, hegen ein großes Misstrauen gegenüber staatlichen Institutionen. Die erfahrenen (nicht nur) strukturellen Diskriminierungen haben das Verhältnis zu Staat und staatlichen Institutionen deutlich belastet.

Die meisten Studienteilnehmer_innen nutzen entsprechend ihren Angaben häufiger alternative psychosoziale Angebote und Angebote, die aus (ehemaligen) Selbsthilfeinitiativen hervorgegangen sind, als etwa städtische Beratungsangebote.

Sehr häufig wird auf das mangelnde Angebot von Beratungsstellen in Wohnortnähe hingewiesen. Dies betrifft sowohl den Mangel an spezifischen Beratungsstellen für bestimmte Anliegen (wie Angebote für lesbische oder bisexuelle Lebensweisen, Trans*Sein, Migrationserfahrungen, rassistische Diskriminierungserfahrungen) als auch einen generellen Bedarf an Beratungsstellen in erreichbarer Nähe. Interviewte, die nicht in der Großstadt leben, gaben an, dass sie zum Teil weite Fahrten in Kauf nahmen bzw. nehmen, um eine spezifische Selbsthilfegruppe, Beratung oder Therapie in Anspruch zu nehmen.

Die Zufriedenheit mit den genutzten Beratungsstellen ist dagegen grundsätzlich hoch. Tendenziell höhere Zufriedenheit erreichen die Beratungsangebote, die als Treffpunkte und Selbsthilfegruppen organisiert sind bzw. inzwischen institutionalisierte ehemalige Selbsthilfeinitiativen von betroffenen Gruppen (Lesbenberatungen, Frauenberatungen, Frauenhäuser und Trans*Beratungsstellen).

Ausblick

Die aufwendige Studie ermöglichte einen Einblick in die Prävalenz von Diskriminierung und Gewalterfahrungen lesbischer/bisexueller Frauen und Trans*Menschen. Darüber hinaus wirft sie aber auch Fragen bezüglich der Erforschung der Dynamiken zwischen unterschiedlichen Formen von Diskriminierungen auf. Die Fokussierung auf (Hetero-)Sexismus, Rassismus und Cissexismus/Trans*Diskriminierung konnte gewissermaßen exemplarisch zeigen, wie Personen, die multiplen Diskriminierungen ausgesetzt sind, Mehrfachzugehörigkeiten erleben und ihre Navigation durch die differenten Formen alltäglicher Diskriminierung arrangieren.

Für die Antidiskriminierungsarbeit und die Arbeit in Lesben- und Trans*Beratungsstellen ergibt sich vor allem die Notwendigkeit einer Hinterfragung oder Reformulierung von Konzepten wie „Coming-out“, „Homophobie“, „Transphobie“ und die Auslotung neuer Möglichkeiten, Ausschlussprozessen präventiv zu begegnen und Vernetzung unterschiedlicher Gruppen voranzutreiben.

I Forschungsstand

Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*Menschen⁹ in der BRD und Europa – eine Studienübersicht

Mona Hanafi El Siofi/Gisela Wolf¹⁰

Diese Zusammenfassung bietet eine wissenschaftliche Übersicht über Studien aus der BRD und europäischen Ländern zu Gewalt und Diskriminierungserfahrungen von Lesben, Bi-Frauen und Trans*Personen¹¹. Ergänzend wurden Studien aus den USA herangezogen, wenn diese themenrelevante Forschungsschwerpunkte beinhalteten, die in deutschen oder europäischen Studien noch nicht hinreichend erfasst worden sind. Die Darstellung endet mit dem Blick auf den Forschungsstand. Hier müssen wir insbesondere hinsichtlich der intersektionalen Forschung in diesem Bereich deutliche Lücken konstatieren.

Stand der Übersicht ist Februar 2012. Die Übersicht behandelt insbesondere Diskriminierungen gegen und Gewalterfahrungen von Lesben, Bi-Frauen und Trans*Personen aufgrund der soziosexuellen Orientierung, aufgrund des Geschlechts und der Genderzugehörigkeit, aufgrund der Herkunft und Hautfarbe und aufgrund von Behinderungserfahrungen. Die Studienlage zur Diskriminierung aufgrund des sozioökonomischen Status wurde analysiert, erwies sich aber sehr unzureichend. Hingewiesen werden soll an dieser Stelle darauf, dass es noch weitere in den sogenannten „Kerndimensionen der Identität“ gefasste Zugehörigkeiten von Menschen wie beispielsweise Alter und Staatsbürgerschaft (Dören/Heizmann/Vinz 2009) gibt, aufgrund derer Menschen diskriminiert werden können, die in dieser Übersicht noch keine Berücksichtigung gefunden haben. Eine umfassende und alle Kerndimensionen der Identität/ Zugehörigkeit umfassende Analyse der Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von Lesben, Bi-Frauen und Trans*Personen steht noch aus und benötigt eine Ausweitung des Forschungskorpus.

⁹ Die Bezeichnung „lesbische/bisexuelle Frauen und Trans*Menschen“ wird im folgenden mit lb_FT* abgekürzt.

¹⁰ Erstveröffentlichung: Mona Hanafi El Siofi/Gisela Wolf (2012): Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*Menschen in der BRD und Europa – eine Studienübersicht. <http://www.vlsp.de/wissenschaft/vorurteile-gewalt> (letzter Aufruf 31.08.2012).

¹¹ Das Sternchen hinter „Trans“ gibt Raum für die verschiedenen Erweiterungen des Trans-Begriffes (so sind z.B. Transsexuelle und transidente Personen etc. benannt)

1. Zugänge zu Erforschung von Erfahrungen mit Gewalt und Diskriminierung

Die Erfassung von Diskriminierung und Gewalt gegen Menschen aufgrund ihrer soziosexuellen Orientierung/ Lebensweise kann grundsätzlich aus mehreren Richtungen erfolgen:

Einerseits lassen sich Menschen befragen, die von Diskriminierung und Gewalt gegen ihre soziosexuelle Orientierung/ Lebensweise betroffen sind. Auch Menschen, die selbst nicht homo- oder bisexuell sind, können homo-/ bi- oder transnegative Diskriminierung und Gewalt gegen ihre Person erleben. Des Weiteren können mittels Einstellungsuntersuchungen die Bereitschaft der Befragten zu Diskriminierung und Gewalt gegenüber Angehörigen verschiedener Gruppen erfasst werden. Bei diesen Untersuchungen ist zu beachten, dass hier zunächst einmal vorurteilsbehaftete Haltungen dokumentiert werden, die als kognitive Konstrukte Diskriminierungen und Gewalt vorbereiten und legitimieren können, jedoch noch keine manifesten Diskriminierungs- und Gewalthandlungen. Ob aus einer von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit (Heitmeyer 2008, Council of Europe 2011) geprägten Einstellung eine diskriminierende oder gewalttätige Handlung resultiert, hängt u.a. von Kontextfaktoren, Sozialisationsbedingungen und letztendlich der Entscheidung der betreffenden Person ab (Hagemann-White 1992, Rey/Gibson 1997, Cramer 1999). Das Studienverhalten von Personen, die sich selbst manifest gewalttätig und diskriminierend verhalten, ist von spezifischen Fehlerquellen beeinträchtigt, wie u.a. der Tendenz, sozial erwünscht zu antworten oder sich mittels hetero- und gendernormativer, homo- und transnegativer, sexistischer, rassistischer, behindertenfeindlicher Legitimationsstrategien dagegen zu immunisieren, die selbst ausgeübte Gewalt und Diskriminierung als solche zu etikettieren.

2. Diskriminierungsforschung in der BRD und in Europa

2.1 Wahrnehmung von Diskriminierungen

Im repräsentativen Eurobarometer (European Commission 2008) werden pro untersuchtem Land mindestens 1000 erwachsene Personen in einer halbjährlichen Befragung face-to-face interviewt. In dieser Untersuchung beurteilten 56% der in Deutschland Befragten Diskriminierung aufgrund der „ethnischen Herkunft“ als „sehr oder ziemlich verbreitet“, gefolgt von Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung (40%), von Behinderung (37%), Alter (34%), Religion oder Glauben (34%) und Gender (23%). 13% der Befragten in Deutschland gaben an, im vergangenen Jahr selbst diskriminiert worden zu sein, davon 4% aufgrund ihres Alters, je 2% aufgrund von Gender, ethnischer Herkunft, Religion/ Glauben, Behinderung und 1% aufgrund der sexuellen Orientierung. 3% gaben an, aus „anderen Gründen“ diskriminiert worden zu sein. Gut die Hälfte der in Deutschland Befragten ging davon aus, dass in ihrem Land genug Antidiskriminierungs-Arbeit geleistet würde. Frauen, Menschen mit höherem Alter und höherem Bildungsabschluss waren mit der in ihrem Land geleisteten Antidiskriminierungsarbeit weniger zufrieden als Männer, jüngere Befragte und solche mit niedrigerem Bildungsabschluss. Ein Viertel (26%) der in Deutschland Befragten gab an, im Falle einer Diskriminierungserfahrung die eigenen Rechte zu kennen.

Diskriminierungs- und gewaltlegitimierende Einstellungen in der Bevölkerung

In der 2011 von Andreas Zick, Beate Küpper und Andreas Hövermann veröffentlichten telefonischen Umfrage von je 1000 repräsentativ ausgewählten Bürger_innen¹² aus acht europäischen Ländern vertrat die Mehrzahl der Befragten sexistische Einstellungen, die auf traditionelle, Frauen unterprivilegierende Rollenverteilung setzten. So waren in Deutschland 53% der Befragten der Ansicht, Frauen sollten ihre Rolle als Ehefrau und Mutter ernster nehmen. Gleiche Rechte für Homosexuelle wurden in den diesbezüglich noch relativ ‚liberalen‘ Niederlanden von 17% der Befragten verweigert. In Po-

¹² Der Unterstrich (der sogenannte „gender gap“) macht deutlich, dass mit der Benennung nicht nur Frauen und Männer, sondern auch Menschen sichtbar gemacht werden sollen, die sich nicht als „Mann“ oder „Frau“ definieren.

len, dem Land mit der diesbezüglich höchsten Rate, verweigerten 88% der Befragten Homosexuellen diese Rechte. 38% der in Deutschland Befragten assoziierten Homosexualität mit etwas Unmoralischem. Je nach Item-Formulierung fanden antisemitische, islamfeindliche und rassistische Einstellungen bei einem Drittel bis zur Hälfte der in Deutschland Befragten Zustimmung (siehe hierzu genauer weiter unten). Die Studie von Zick et al (2011) wies erneut nach, dass gruppenbezogene Vorurteilsstrukturen sowohl miteinander verbunden sind (vgl. hierzu auch Herek 1984, Calmbach/Rauchfleisch 1999, Bochow 2005) als auch mit den ideologischen Haltungen des Autoritarismus, der sozialen Dominanzorientierung und der Ablehnung von Diversität: Wer eine Gruppe abwertet, hegt zugleich mehr Vorurteile gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen. Jüngere, bessere gebildete Personen mit höherem Einkommen äußerten insgesamt weniger gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in dieser Befragung. Personen, die über mehr Kontakte zu Angehörigen der entsprechenden Gruppen und über bestimmte soziale Kompetenzen (wie Vertrauen in andere Menschen und das Gefühl, feste Freundschaften schließen zu können) verfügten, zeigten ebenso weniger gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die Studie von Council of Europe (2011) weist bezüglich diskriminierungs- und gewaltlegitimierender Einstellungen auf die Rolle von Massenmedien und Schulbüchern hin, die häufig sexistische Stereotypen reproduzieren.

2.2 Diskriminierungen und Gewalt gegen Menschen aufgrund ihrer soziosexuellen Orientierung/Lebensweise

Die „soziosexuelle Orientierung und Lebensweise“ umfasst das soziosexuelle Begehren und die emotionale Bezogenheit sowie das soziosexuelle Handeln einer Person (vgl. Wolf 2004). In allen der im Folgenden referierten Studien zu den Erfahrungen lesbischer und bisexueller Frauen und Trans*Personen wird in Bezug auf die Bezeichnung der soziosexuellen Orientierung/Lebensweise der befragten Personen deren entsprechende Selbstbezeichnung übernommen.

Befragungen von durch diskriminierende und gewalttätige Handlungen betroffenen lesbischen Frauen

Die Fragebogenuntersuchung von Brigitte Reinberg und Edith Roßbach aus dem Jahr 1985 ergab, dass 16% der 372 befragten Lesben körperlich angegriffen worden waren, während 70% verbale Angriffe berichteten (Reinberg/Roßbach 1995). Diskriminierungserfahrungen hatten die von Reinberg und Roßbach befragten lesbischen Frauen in allen untersuchten Lebensbereichen gemacht: in der Öffentlichkeit (dort waren rund drei Viertel der Befragten diskriminiert worden), innerhalb der (Herkunfts-)Familie (dort war mehr als die Hälfte der Befragten diskriminiert worden), im Freund_innen- und Bekanntenkreis, in der Schule/Universität, im medizinischen/therapeutischen Bereich, am Arbeitsplatz und im Wohnbereich. In allen Bereichen waren Untersuchungsteilnehmerinnen mit Anforderungen von Männern konfrontiert worden, mit ihnen sexuelle Handlungen zu vollziehen (vgl. Wolf 2004).

Nach einer 1999 von der Berliner Senatsverwaltung publizierten Fragebogenuntersuchung haben drei Viertel von 106 befragten jungen lesbischen Frauen und Mädchen schon einmal negative Reaktionen auf ihre sexuelle Identität erlebt. Dabei handelte es sich insbesondere um Beschimpfungen und Kontaktabbrüche. Jede zehnte junge Lesbe war bereits wegen ihrer sexuellen Identität körperlich angegriffen worden. Die befragten jungen Lesben berichteten u.a. vom Ausschluss aus ihrer Bezugsgruppe und von sexualisierten und anderen Belästigungen (Senatsverwaltung 1999, Wolf 2004). US-Amerikanische und britische Studien weisen regelmäßig die Schule als einen Ort aus, an dem besonders viele Angriffe gegen junge Lesben, Bisexuelle, Schwule und Trans*Personen ausgeführt werden (vgl. etwa Lee 2000, Human Rights Watch 2001, D’Augelli/Grossman/Starks 2006, Hunt/Dick 2008).

In der bislang umfangreichsten deutschen Studie zur Gewalt gegen Lesben haben Marlene Steinhilbers, Monika Holzbecher, Bernadette Klodwig, Uta Kroder, Stefanie Soine, Almuth Goldammer und Inka Noack (1999) 757 lesbische Frauen mittels eines Fragebogens bundesweit nach ihren Dis-

kriminierungs- und Gewalterfahrungen befragt. Ergänzt wurde die Studie durch fünf qualitative Interviews. Lediglich 2,4% der Befragten in der Studie von Stein-Hilbers et al. (1999) waren „Ausländerinnen“ und es zeigte sich auch hier wiederum die Überrepräsentation relativ gebildeter Studienteilnehmerinnen. Die Autorinnen unterschieden folgende Kontexte von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen: Arbeits-/Ausbildungsplatz, Beratung/Therapie/medizinische Versorgung, Wohnumfeld, Urlaub/Auslandsaufenthalt/Reisen, eigene und andere Wohnung, auf der Straße/Öffentlichkeit (differenziert in Bahnhof/Haltestellen, Restaurant/Kneipe/Disko, in oder im Umfeld von Frauen-/Lesbenveranstaltungen oder -treffs), Amt/Behörde, Familie, Bekannten-/Freundeskreis, sonstiger Bereich. 98% der befragten Lesben hatten mehrfach verbale Herabwürdigungen und Ausgrenzungen erlebt. Jede dritte Befragte war explizit beleidigt, beschimpft, angepöbelt oder mit anzüglichen Bemerkungen konfrontiert worden. 44% berichteten von sexuellen Übergriffen und Belästigungen. Jede vierte der befragten Lesben hatte körperliche Attacken, Bedrohungen oder Sachbeschädigungen erlebt. Fast jede zehnte Lesbe war bereits wiederholt körperlich angegriffen, gestoßen oder angepöbelt worden. Verbale Angriffe fanden am häufigsten in den Kontexten Straße/Öffentlichkeit, Arbeits-/Ausbildungsplatz und Familie statt. Körperliche Angriffe erfuhren die befragten Lesben überwiegend in den Kontexten, in denen auch verbale Gewalt am häufigsten auftrat (vgl. Wolf 2004).

In einer Fragebogenuntersuchung von Constance Ohms (2000) im Bundesland Hessen beschrieben 87 lesbische und bisexuelle Frauen ihre Erfahrungen mit Angriffen gegen sie. In der Stichprobe waren 96% Deutsche, davon 1% Schwarze Deutsche, die meisten Untersuchungsteilnehmerinnen lebten in einer Großstadt (68%). Auch in dieser Stichprobe waren Frauen mit Abitur und höherem Abschluss überrepräsentiert (76% der Stichprobe hatten Abitur oder an der Universität bzw. FH studiert) und Frauen mit Migrationserfahrung unterrepräsentiert (3% der Stichprobe berichteten über Migrationserfahrung in der ersten Generation, 1% der Stichprobe machten zur Frage nach ihrer Migrationserfahrung keine Angaben).

Die befragten Lesben und bisexuellen Frauen differenzierten dabei zwischen den Motiven, die sie auf Seiten der Täter_innen wahrgenommen hatten. 78% der Befragten gaben Erfahrungen mit lesbienfeindlicher Gewalt an, was der Themenstellung der Untersuchung entsprach und die am häufigsten genannte Gewalterfahrung war. 70% hatten frauenfeindliche Gewalt erlebt, 19% waren wegen ihres Körpergewichts angegriffen worden, 4% wegen ihrer Körpergröße und je 2% wegen ihrer Religionszugehörigkeit, ihrer Hautfarbe, ihrer Nationalität oder ihrer Behinderung. Täter_innen antilesbischer Gewalt waren nach den Befunden dieser Untersuchung zu 80% Männer. In 3% der Fälle war die Gewalt von der ehemaligen Partnerin und in einem Prozent der Fälle von der aktuellen Partnerin ausgegangen (vgl. Wolf 2004).

Alle genannten quantitativen Untersuchungen (Reinberg und Roßbach 1995, Berliner Senatsverwaltung 1999, Stein-Hilbers et al 1999, Ohms 2000) wurden hinsichtlich der Merkmale Behinderungserfahrung, Migrationserfahrung, Klassenzugehörigkeit und Gender-Präsentation nicht ausreichend differenziert ausgewertet bzw. berichtet, so dass auf der Basis der dargestellten Daten Aussagen hinsichtlich unterschiedlicher Muster von Gewalterfahrungen je nach Zugehörigkeit nicht getroffen werden können.

2008 veröffentlichte Stephanie Glassl die Ergebnisse ihrer problemzentrierten Interviews mit 164 Lesben und Schwulen, 81 wohnungslosen Menschen und 58 Menschen mit Behinderungserfahrungen. 9 von 10 der befragten Lesben berichteten von Erfahrungen mit „struktureller Diskriminierung“.¹³ Fast alle befragten Lesben und Schwule und auch fast alle befragten Menschen mit Behinderungen beschrieben „interpersonelle Diskriminierungserfahrungen“ (z.B. Angestarrt werden). Lesben wurden im Vergleich zu Schwulen in ihrer Homosexualität häufiger nicht ernst genommen und es

¹³ Glassl (2008) fasst unter „strukturelle Diskriminierung“ erlebte und antizipierte Benachteiligungen durch strukturelle Bedingungen, als wenn z.B. eine lesbische Frau ihre Partnerin nicht auf der Intensivstation besuchen darf wegen einer strukturell verankerten Nicht-Anerkennung von Partnerinnen als „Angehörige“. Die Autorin grenzt „strukturelle Diskriminierung“ von „interpersoneller Diskriminierung“ und „Gewalt“ ab.

wurde auf sie auch eher Druck dahingehend ausgeübt, ihr Lesbischsein nicht so offen zu zeigen. Gut zwei Drittel der befragten Lesben und Schwulen waren aufgrund ihrer sexuellen Orientierung schon einmal angegriffen worden. In dieser Studie wurden die meisten diskriminierenden Handlungen im Kontext der Öffentlichkeit durch Fremdtäter_innen ausgeführt. Als weitere Orte der Diskriminierung folgten Schule, Ausbildung und Beruf und die Familie.

Einige Untersuchungen aus Deutschland dokumentieren Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen lesbischer Frauen in medizinischen und psychotherapeutischen/beratenden Settings (Senatsverwaltung 1993, Rauchfleisch 1994, Stein-Hilbers et al 1999, Psychosoziale Frauenberatungsstelle donna klara 2003, Wolf 2004). Das Spektrum der Angriffe reicht hier von fachlich inkompetentem und vorurteilsgesteuertem Handeln der Professionellen, über Voyeurismus, abwertendes Verhalten, grobe Behandlung oder Zurückweisung lesbischer Frauen, über moralisierende Vorverurteilungen lesbischer und bisexueller Klientinnen, Missachtung der Beziehungen lesbischer und bisexueller Klientinnen bis hin zu Konversionsversuchen (Behrmann/Trampenau 1991, Lesbenberatung 1994, Weisbrod 1996, Rauchfleisch 2002, Wolf 2004, Wolf 2011a). In der Untersuchung von Stein-Hilbers et al. (1999) berichteten fast 15% der Lesben, die Psychotherapie machen oder gemacht haben, dass ihnen von ihren Therapeut_innen nahe gelegt wurde, es sei besser, heterosexuell zu sein. In drei Fällen (das entspricht etwa einem Prozent der Lesben mit Therapieerfahrung) wurde von körperlichen Übergriffen berichtet, zwei Mal von einer Therapeutin und einmal von einem Therapeuten ausgehend. Jede siebte der 1999 auf dem LFT in Köln befragten 578 lesbischen und bisexuellen Frauen (davon 9% mit Migrationserfahrung in der ersten oder zweiten Generation) berichteten von Diskriminierungserfahrungen durch Ärztinnen und Ärzte (Dennert 2005).

Christopher Knoll, Manfred Edinger und Günter Reisbeck veröffentlichten 1997 die Ergebnisse ihrer Fragebogenuntersuchung an 2.522 lesbischen Frauen und schwulen Männern aus dem gesamten Bundesgebiet. Die meisten Befragten (über 95%) waren deutsche Staatsbürger, nach Migrationserfahrung oder Behinderungserfahrung wurde nicht gefragt. Arbeiter_innen und Facharbeiter_innen waren in der Stichprobe nur zu 6% vertreten. Die Autoren vermuten, dass es einen Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit und Offenheit in Bezug auf die eigene Homosexualität geben könnte, und zwar in der Form, dass Menschen einer höheren Sozialschicht eher offen leben können. 81% der befragten Lesben und Schwulen waren bereits am Arbeitsplatz diskriminiert worden. Von den befragten Lesben hatten 29% unangenehme sexuelle Anspielungen und 11% sexuelle Belästigungen erleben müssen. Exemplarische Schilderungen der Diskriminierungserfahrungen lesbischer Frauen in Gesundheitsberufen in Deutschland finden sich auch in der bereits erwähnten Untersuchung von Stein-Hilbers et al. (1999) und in einer Aufsatzsammlung der Berliner Senatsverwaltung (Senatsverwaltung 1993). Forschungen aus den USA belegen strukturelle Ausschlüsse gut ausgebildeter lesbischer Frauen aus höheren Berufspositionen und eine Unterbezahlung für die gleiche Tätigkeit im Vergleich zu schwulen Männern und heterosexuellen Frauen (Kertzner/Sved 1996, Bradford/White 2000). In Deutschland gibt es dazu keine belastbaren Studien. Die Berufswahl von Lesben ist in Deutschland noch nicht einmal ansatzweise untersucht worden, sodass keine Aussagen darüber getroffen werden können, ob Lesben evtl. durch eine spezifische Berufswahl Nachteile durch Diskriminierung zu vermeiden versuchen (vgl. Wolf 2004).

2.3 Diskriminierung und Gewalt im (Zwei-)Geschlechterverhältnis

Von Beginn ihrer Biographie an erlernen Menschen die in der Gesellschaft vermittelten Zeichen für Geschlechtszugehörigkeit (Hagemann-White 1988). Alle gesellschaftspolitisch relevanten Handlungsmuster und Themen (Arbeit, Gewalt, Armut/Reichtum, Recht etc.) sind von geschlechterbezogenen Vorstellungen durchzogen (vgl. Wolf 2004). Verbale, psychische und körperliche Gewalt nehmen Funktionen bei der Regulation der Geschlechterverhältnisse ein (Amnesty International 2001, Schröttle 2001). Betroffen von diesen Sanktionen sind Frauen und Mädchen sowie Trans*Personen, aber auch Männer und Jungen, die sich entgegen den an sie herangetragenen Erwartungen über die Geschlechterordnung verhalten. Patriarchal und sexistisch geprägte Privilegierungsmuster begrenzen

die Möglichkeitsräume aller Personen in einer Gesellschaft, allerdings in unterschiedlicher Form und dementsprechend unterschiedlicher Konsequenz für die jeweils betroffenen Personen und deren soziales Umfeld.

In einem sexistisch strukturierten Zwei-Geschlechter-System werden Menschen, die gegen die Dogmata einer deutlichen Binarität von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ verstoßen, für ihre Rollenübertretungen als „unnormale“ und „krank“ definiert und damit Angriffe gegen sie legitimiert (Hagemann-White 1993, Wolf 2004, Amnesty International 2005, Amnesty International 2007). Frauen und Mädchen wird darin die strukturell auf Makro-, Meso- und Mikroebene verankerte gesellschaftliche Unterprivilegierung gegenüber Männern/Jungen demonstriert (Schröttle 2001). Gewalt und Diskriminierung gegen Frauen und Mädchen kommt in diesem System sehr häufig vor. Hagemann-White postuliert deshalb, dass Gewalt und Diskriminierung gegen Mädchen und Frauen so dazu dient, eine bestehende sexistische Norm zu affirmieren und zu reifizieren und spricht in diesem Sinne von einer „Normverlängerung“ (Hagemann-White 1992, vgl. auch Wolf 2004). Dem entsprechend kann für männliche Täter Gewalt gegenüber Frauen und/ oder Trans*-Personen in einer sexistisch binär kategorisierten Gesellschaftsstruktur eine von ihnen angestrebte Rollenpositionierung immer wieder neu herstellen und bestätigen (vgl. Zilbergeld 1983, Riederle 1995, Aktion Jugendschutz 2000).

2.4 Sexistische Diskriminierung und Gewalt gegen Mädchen und Frauen

Mädchen und Frauen machen Erfahrungen mit sexistischer Diskriminierung und Gewalt, sexualisierten Grenzverletzungen und sexistischen Kommentaren in allen relevanten Lebenskontexten (vgl. Wolf 2004). Dem häufigen Vorkommen sexistischer Diskriminierungs- und Gewaltformen steht ein dies verdeckender Modernisierungsdiskurs gegenüber, in dem Geschlechterungerechtigkeiten als vielerorts ‚ausgeräumt‘ kaschiert werden (vgl. u.a. Wetterer 2003a; 2003b, Hagemann-White 1984, Hagemann-White 2006, Kapitel zu Sexismus in Zick/Küpper/Hövermann 2011).

Es muss derzeit davon ausgegangen werden, dass in Deutschland 10-15% der Frauen und 5% der Männer von sexualisierter Gewalt im Kindes- und Jugendalter betroffen sind (vgl. die Studienübersicht in Deegener 2006). Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend schätzte 2001, dass 12-23% aller Frauen in Deutschland als Mädchen sexuell misshandelt worden sind (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001). Die in vielen Studienübersichten konstatierte hohe Schwankungsbreite der Prävalenzangaben für sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche ist zum einen darauf zurückzuführen, dass hier insbesondere bei intrafamiliärer Gewalt mit einer geringen Aufdeckungsrate zu rechnen ist, zum anderen unterscheiden sich die Definitionen sexualisierter Gewalt (und reichen von sexualisierten Berührungen bis zur strafrechtlichen Definition sexuellem Missbrauchs, vgl. Beier/Bosinski/Loewit 2005, Egle/Hoffmann/Joraschky 2005, Courtois/Ford 2009).

Quantitative Studien, auf deren Datenbasis sich das Ausmaß der Betroffenheit von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend bei lesbischen Frauen und Trans*-Personen in Deutschland abschätzen ließe, existieren nicht. Studien aus den USA zeigen eine relativ hohe Betroffenheit von sexualisierter Gewalt bei Angehörigen soziosexueller Minoritäten (Conron/Mimiaga/Landers 2010), insbesondere bei People of Color (in der US-Amerikanischen Studie von Lehavot/Walters/Simoni 2009 speziell indigene lesbische, bisexuelle und two-spirit Frauen). Auch erfahren lesbische Frauen in ihrer Kindheit und Jugend wahrscheinlich häufiger sexualisierte Gewalt und andere körperliche Gewalt als später heterosexuell lebende Frauen (Balsam/Lehavot 2010). Eine Erklärungshypothese für diese relativ hohe Betroffenheit von sexualisierter Gewalt in der Kindheit und Jugend bei lb_FT* liegt darin, dass das nahe soziale Umfeld durch sexualisierte Gewalt insbesondere gender-nonkonforme Kinder und Jugendliche auf ihre Position im Geschlechterverhältnis zurückverweisen will (D’Augelli/Grossman/Starks 2006, Balsam/Lehavot 2010).

Viele Frauen erleben sexistische Diskriminierungen am Arbeitsplatz, in Bezug auf die Verteilung unbezahlter Arbeit und in ihrer öffentlichen Repräsentation. So liegen die Gehälter von Frauen in der BRD 23% unter denen der Männer. In politischen Entscheidungsgremien in Deutschland sind Männer deutlich überrepräsentiert. Im deutschen Bundestag beträgt der Anteil der Parlamentarierinnen lediglich 33% (ZEIT ONLINE, dpa 2010).

70% der berufstätigen Frauen in Deutschland berichten, dass sie bereits am Arbeitsplatz sexuell belästigt worden sind (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2001). Die von Helfferich, Hendel-Kramer, Tov und von Troschke (1997) zusammengefassten Studien dokumentieren, dass ungefähr 10% der erwachsenen Frauen in Deutschland bereits vergewaltigt und/oder sexuell genötigt wurden. Die Studienzusammenfassung von Deegener (2006) zeigt, dass pro Jahr rund 45.000 Frauen mit ihren Kindern in Deutschland vor Gewalt in ein Frauenhaus fliehen. Nach einer 2004 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend veröffentlichten repräsentativen Studie

- haben 37 % der befragten Frauen in der BRD ab dem 16. Lebensjahr körperliche Gewalt und Übergriffe erlebt.
- hat jede siebte Frau seit ihrem 16. Lebensjahr sexualisierte Gewalt (gemäß der strafrechtlich engen Definition erzwungener sexueller Handlungen) erlebt.
- haben 40% der befragten Frauen seit ihrem 16. Lebensjahr körperliche oder sexualisierte Gewalt oder beides erlebt.
- haben 58% der befragten Frauen unterschiedliche Formen der sexuellen Belästigung erlebt.
- haben rund 25% der in der BRD lebenden Frauen Formen körperlicher oder sexueller Gewalt oder beides durch aktuelle oder frühere Beziehungspartner_innen erlebt. 99% der Täter in Beziehungen waren Männer.

Fast die Hälfte der von Gewalt betroffenen Frauen spricht mit niemandem darüber (Müller/ Schröttle 2006). Zwei Drittel der Täter von Gewalt gegen Mädchen und Frauen stammen aus dem sozialen Nahraum der Gewaltbetroffenen (vgl. Miller/Downs 2000, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, Wolf 2004).

2.5 Diskriminierung und Gewalt gegen Trans*Personen

Im Jahr 2004 wurden vom Europäischen Gerichtshof und vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte Direktiven verabschiedet, die Trans*Personen den Zugang zu spezifischer medizinischer Versorgung erleichtern und in rechtlicher Hinsicht umfassender unterstützen sollen. Demgemäß gaben diese Gerichte auch mehreren Klagen von Trans*Personen statt. Zwar haben sich alle EU-Staaten verpflichtet, solchen Beschlüssen gesamteuropäischer Gerichte Folge zu leisten, jedoch können sie die medizinischen und legalen Konditionen selbst festlegen. Infolgedessen ist die Handhabung europaweit unterschiedlich. Insgesamt betrachtet schöpfen die meisten Staaten ihre Möglichkeiten nicht aus, Trans*Personen vor Diskriminierungen und Gewalt zu schützen (Beger 2006, Whittle et al 2008, Council of Europe 2011). In Deutschland werden Trans*Personen staatlicherseits durch das Antidiskriminierungsgesetz und die teilweise Kostenübernahme durch die Krankenkassen für medizinische und psychotherapeutische Angebote unterstützt (vgl. Whittle et al 2008).

Problematisch an dem Sachverhalt ist, dass in Deutschland „die Definitionsmacht über das Geschlecht an das gesellschaftliche Subsystem Medizin“ (Plett 2006: 164) delegiert wird, daraus gesetzliche Regelungen hervorgehen und umgekehrt. Zum einen betrifft das die unumgängliche Normierung des Geschlechts bei der Geburt.¹⁴ Zum anderen benötigen Trans*Personen zur Änderung ihres

¹⁴ Unter diesem Normierungs- und Zuweisungsdruck haben auch Intersexuelle von Anfang an zu leiden. Weil sozial und rechtlich ein Zwang zur Geschlechtseindeutigkeit besteht, müssen Eltern ihr intersexuelles Kind quasi als ‚krank‘ betrachten, was durch die entsprechende Stigmatisierung einen negativen Einfluss auf dessen Persönlichkeitsentwicklung haben kann. Häufig wird schon in der Kindheit eine

Vornamens sowie ihres Personenstands u.a. die medizinische Diagnose Transsexualität als ‚psychischer Störung‘ und zwei Gutachten über „die Prognose der Irreversibilität des Zugehörigkeitsempfindens zum ‚anderen Geschlecht‘“ (Franzen/Sauer 2010: 16). Die Vornamensänderung wird als ‚kleine Lösung‘ bezeichnet, da das ‚Ursprungsgeschlechts‘ offiziell beibehalten wird; ein geänderter Vorname wurde bislang dann wieder aberkannt, wenn sich eine Trans*Person fortpflanzte oder heiratete (war sie bereits verheiratet, durfte sie die ‚kleine Lösung‘ trotzdem in Anspruch nehmen). Die Änderung der amtlichen Geschlechtszuweisung, in diesem Kontext oft als „Personenstandsänderung“ oder „große Lösung“ bezeichnet, hatte bisher die Voraussetzung einer körperverändernden Operation sowie Sterilisation. Wünschten Trans*Personen keine operativen Eingriffe bzw. wurden ihnen diese im Gesundheitssystem vorenthalten, blieben ihnen ohne offizielle Änderung des Geschlechts z.B. manche Reisen ins Ausland versagt, weil im Pass mittlerweile das rechtlich zugeschriebene Geschlecht eingetragen wird. Diese und einige andere Regelungen hindern Trans*Personen an der freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit, widersprechen dem Gleichheitsgrundsatz nach Artikel 1 des deutschen Grundgesetzes und insbesondere der Operations- und Sterilisationszwang für eine amtliche Änderung des Geschlechts verstößt gegen das Recht auf körperliche Unversehrtheit (vgl. De Silva 2005, Beger 2009, Podiumsdiskussion „Transgender zwischen Recht und Medizin“ 2009). Am 11.1.2011 entschied das Bundesverfassungsgericht dementsprechend: „Die personenstandsrechtliche Anerkennung des empfundenen Geschlechts darf nicht von Voraussetzungen abhängig gemacht werden, die schwere Beeinträchtigungen der körperlichen Unversehrtheit bedingen und mit gesundheitlichen Risiken verbunden sind, wenn diese nach wissenschaftlichem Kenntnisstand keine notwendige Voraussetzung einer dauerhaften und erkennbaren Änderung der Geschlechtszugehörigkeit sind“ (Bundesverfassungsgericht 2011). Wie sich diese Entscheidung auf die weitere Rechtspraxis auswirken wird, ist noch offen.

In Sachen Asyl bzw. Asylvergabe stehen Trans*Personen u.a. vor der Schwierigkeit, dass ihnen nur „ein Ergänzungsdokument zum Ausweis des Herkunftslandes ausgestellt“ (Franzen/Sauer 2010: 59f.) werden kann und somit ihr Status als Trans*Person offensichtlich bleibt, weil sie ihren Personenstand nicht anpassen können (vgl. Podiumsdiskussion ‚Transgender zwischen Recht und Medizin‘ 2009, Franzen/Sauer 2010, vgl. hierzu auch Council of Europe 2011).

Um Zugang zu medizinischen Dienstleistungen zu erhalten, anhand derer Trans*Personen mit dem Wunsch nach einem transitioning ihre Trans*Identität angemessen leben können, ist in Deutschland die Diagnose ‚Transsexualität‘ als „psychische Störung“ (Kapitel F der ICD 10, DIMDI 2007) Voraussetzung. Hier spannt sich ein Konfliktfeld zwischen der gesellschaftlichen Zuschreibung von Expertise an die Medizin für körperverändernde Maßnahmen (z.B. Operationen), der damit verbundenen und vom gesellschaftlichen Diskurs geprägten Sorgfaltspflicht der MedizinerInnen und den Interessen von Trans*Personen nach Selbstbestimmung auf. Die Pathologisierung von Trans*Personen kann wegen ihrer stigmatisierenden Wirkung und der mit der Diagnosestellung verbundenen Abhängigkeit von der Einschätzung und Entscheidungsmacht der jeweiligen Therapeut_innen und Gutachter_innen als Diskriminierung gewertet werden (vgl. Rauchfleisch 2007, Council of Europe 2011). Obwohl nicht alle Trans*Personen (nach Angabe von Seikowski 2006 knapp zwei Drittel) eine psychotherapeutische Unterstützung brauchen oder möchten, machten zunächst nur einige Krankenkassen 1 bis 1 ½ Jahre Psychotherapie zur Pflicht. Derart sollte festgestellt werden, ob der Leidensdruck überhaupt hoch genug sei, um die Kosten für Körperveränderungen wie etwa eine Operation übernehmen zu müssen – oder ob die Psychotherapie eventuell ausreiche, um den meist als ‚depressiv‘ klassifizierten Zustand zu lindern. Parallel dazu wurde der so genannte Alltagstest verlangt, d.h. das Wunschgeschlecht war im sozialen Umfeld offensichtlich zu leben, was sich für viele Trans*Personen im Transitionsprozess aufgrund der damit verbundenen Diskriminierungen gegen ihre Geschlechtsuneindeutigkeit als höchst problematisch erwies, insbesondere am Arbeitsplatz. Daher wurden Hormonbehandlungen und Epilation von Gesichts- und Körperbehaarung häufiger schon während der Psychotherapie gestattet. Im Zuge der Verschärfung und Vereinheitlichung der Begutachtungs-

operative Geschlechtsanpassung vorgenommen, ohne dass die ‚Betroffenen‘ hierin einwilligen konnten (vgl. Rosen 2006, Ausstellungs- und Archivprojekt 1-0-1 (one 'o one) intersex 2006).

richtlinien müssen jedoch seit dem Jahr 2009 *alle* medizinischen Körperveränderungen durch den Medizinischen Dienst der Krankenkassen geprüft werden, außerdem sind Psychotherapie und Alltagstest nun generell verpflichtend. In der Folge kann es sein, dass die Diagnose Transsexualität zwar bestätigt wird, aber Körperveränderungen nicht oder nur eingeschränkt genehmigt werden (vgl. Seikowski 2006, Franzen/ Sauer 2010, Council of Europe 2011). Außerdem kann die geforderte Psychotherapie auch in einer Verschlechterung der bestehenden Lebensqualität münden, wenn sie die von der Trans*Person gewünschten körpertherapeutischen Maßnahmen hinauszögert. Daneben ist dokumentiert, dass einige Trans*Personen für das Erreichen wichtiger Parameter der Lebensqualität (Zufriedenheit, Erleben in sozialen Beziehungen, Integration in die Arbeitswelt) die gewünschten Körperveränderungen für deutlich wichtiger ansehen als psychotherapeutische bzw. psychiatrische Behandlungen (vgl. Whittle et al. 2008, Franzen/Sauer 2010; Erfahrungsbericht einer transsexuellen Frau siehe Fröhling 2006).

Für Deutschland gibt es keine umfassenden empirischen Untersuchungen zur Situation von Trans*Personen. An der „Trangender EuroStudy“ von Stephen Whittle, Lewis Turner, Ryann Combs und Stephenne Rhodes (2008) aber war die Beteiligung aus Deutschland (n=565) die Zweithäufigste nach der aus Großbritannien. Im Ganzen wurden knapp 2000 Trans*Personen aus 27 Ländern Europas online befragt, davon 616 Trans*Männer und 1349 Trans*Frauen sowie eine Fokusgruppe von 12 Trans*Männer und 24 Trans*Frauen. Andere Formen von Transgeschlechtlichkeit wurden in der Studie nicht berücksichtigt. Jedoch konnten u.a. die Formen kultureller und struktureller Diskriminierung von Trans*Personen, die medizinische Unterstützung für eine Geschlechtsangleichung suchen, sichtbar gemacht werden: Mehr als 79% der Befragten wurde die Kostenübernahme von Hormonpräparaten, 82% die Kostenübernahme für eine Operation verweigert. Bei mehr als 25% wurde eine trans*spezifische Behandlung abgelehnt, weil Ärzt_innen sie nicht befürworteten, und 51% bezahlten ihre Operation selbst – was bei dem durchschnittlichen Jahreseinkommen der Befragten zwischen 20.000 und 25.000 Euro eine enorme finanzielle Belastung bedeutet. Zudem ist ein Zusammenhang zwischen geringem Einkommen bzw. Bildungsgrad und der Verweigerung trans*spezifischer medizinischer Hilfe feststellbar. Viele der befragten Trans*Personen berichten von unangemessenem oder beleidigendem Verhalten der Fachleute und des medizinischen Personals. Als Ursache hierfür konnte in den Daten ausgemacht werden, dass manche Professionelle im medizinischen System auf die Diagnose einer ‚psychischen Störung‘ mit der Stigmatisierung der Betroffenen reagieren und den Wunsch nach Transition als Ausdruck einer solchen Störung konstruieren. Des Weiteren kommt häufiger vor, dass sich Trans*Personen medizinisch und psychologisch inadäquat betreut fühlen, weil die Praktizierenden nicht überausreichende Informationen und Erfahrung verfügen (vgl. hierzu auch Ludewig 2009).

In der europaweiten Studie von Whittle et al (2008) wurde ebenso deutlich, dass viele befragte Trans*Personen selbst bei höheren beruflichen Qualifikationen ein relativ geringes Einkommen haben. Nur um die 30% aller Trans*Frauen und Trans*Männer gingen einer Vollzeitbeschäftigung nach – gegenüber der europäischen Vergleichsbevölkerung mit 57% Frauen und 72% Männer. Die internationale Studienübersicht von Jannik Franzen und Arn Sauer (2010) zitiert eine Reihe weiterer Untersuchungen aus Europa und den USA, die belegen, dass Trans*Personen bei Bewerbungsverfahren bzw. der Arbeitsvermittlung benachteiligt werden, dass sie vermehrt von Arbeitslosigkeit, Kündigungen und relativer Armut betroffen bzw. unterhalb ihrer Qualifikation erwerbstätig sind. Ebenso schließen Arbeitgeber_innen Trans*Personen öfter von Fortbildungen oder Beförderungen aus. All dies gilt verstärkt, wenn eine gewünschte Transition noch nicht beendet wurde. Seitens der Arbeitgeber_innen liegen die vorgebrachten Gründe hierfür in der Infragestellung der beruflichen Kompetenz von Trans*Personen, in der Angst vor Leistungsminderung bzw. Arbeitsausfall während der Transition, in Befürchtungen, dass erkennbare Trans*Personen die Belegschaft oder Kund_innen verunsichern und dadurch Nachteile für das Unternehmen entstehen könnten. Besonders bei der Arbeitssuche ist eine weitere Schwierigkeit, dass die Angaben in den Dokumenten von Trans*Personen eventuell nicht mit dem gelebten Geschlecht übereinstimmen (vgl. auch Gómez 2006).

Mehrere Studien in der internationalen Sichtung von Franzen/Sauer (2010) zeigen, dass Trans*Personen am Arbeitsplatz oftmals mit offener Ablehnung und Mobbing, transphoben Bemerkungen

kungen von Vorgesetzten, Kolleg_innen und Kund_innen konfrontiert sind. Daneben wird immer wieder von Zuweisung uninteressanter Beschäftigungen, Kontaktverboten zu Kund_innen, vorsätzlicher Beschädigung von Eigentum u.ä. berichtet, bis hin zu physischen Bedrohungen, sexualisierten Belästigungen oder Gewalt. Von Berufsverbänden oder Gewerkschaften gibt es in der Hinsicht kaum Unterstützung. Wegen erlebter Diskriminierungen bzw. aus Angst davor ist es sehr häufig, dass Trans*Personen ihren Arbeitsplatz, vor Beginn oder während der Transition, selbst aufgeben oder auf das Offenbaren ihrer Trans*Identität bzw. Körperveränderungen verzichten, um den Arbeitsplatz nicht zu verlieren (Franzen/Sauer 2010, vgl. auch Council of Europe 2011).

Trans*Personen erfahren auch sonst im Alltag Diskriminierungen, auf der Straße, beim Einkaufen oder bei der Wohnungssuche. Bei einer in Franzen/Sauer (2010) zitierten britischen Studie gaben 56% der befragten Trans*Personen Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche an, 36% waren schon einmal obdachlos, 29% lebten in Sozialwohnungen. Internationale Studien belegen außerdem, dass Trans*Personen in der Öffentlichkeit mehr als doppelt so häufig Opfer von verbaler, physischer und sexualisierter Hassgewalt werden, vor allem Trans*Frauen (Daten für die EU liegen bei 79%). Dies betrifft ebenso Trans*Personen im Strafvollzug, wo die institutionellen Rahmenbedingungen Angriffe auf Trans*Personen fördern und den Schutz erschweren (vgl. Döring 2006, Mizock/Lewis 2008, Franzen/Sauer 2010, Council of Europe 2011).

Auch in ihren Herkunftsfamilien erfahren Trans*Personen Ablehnung und Diskriminierung. Nach Franzen und Sauer 2010 werden u.a. 30 % wegen ihres Äußeren und wegen ihres Verhaltens kritisiert, 10 % erleben verbale Gewalt, 5 % Drohungen, 7% physische Gewalt durch Väter und 5-10% Kontaktabbrüche. Dem Zwei-Geschlechter-System nicht konform auftretende Kinder und Jugendliche werden in ihren Familien ebenfalls häufig mit physischer und sexualisierter Gewalt konfrontiert. Sie wechseln oft Schule oder Ausbildung bzw. brechen diese ab, weil sie Angst vor dem sozialen Umfeld haben oder den Konflikten mit den Regelungen der Gender- und Heteronorm nicht standhalten können (Erfahrungsberichte dazu in Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport 2006: Kapitel „Mädchenjungen und Jungenmädchen – Kritische Geschlechterdifferenzierung in der Schule“, S. 66-87, vgl. auch Council of Europe 2011).

Viele Trans*Personen werden von Polizei und Justiz nicht ernst genommen und transphobe Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen nur unzureichend verfolgt, weil Trans*Personen wegen ihrer Überschreitung sozialer Geschlechternormen „häufig als Verursachende, nicht als Opfer eines Übergriffs“ (Franzen/Sauer 2010: 59) gelten. Franzen und Sauer (2010) zitieren mehrere internationale Studien, in denen bis zu 81% Trans*Personen angeben, aufgrund ihres Trans*Seins Schwierigkeiten mit Polizei oder Justiz gehabt zu haben bzw. diskriminiert worden zu sein. Daher werden transphobe Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von den Betroffenen vielfach erst gar nicht zur Anzeige gebracht, weil das Vertrauen in die Polizei bzw. Justiz fehlt oder erneute Diskriminierungen befürchtet werden (vgl. Mizock/Lewis 2008, Franzen/Sauer 2010, Council of Europe 2011).

Die empirischen Daten sind zur psychischen Belastung, tief greifender Depression und Suizidalität von Trans*Personen hoch und es stehen damit teils erhebliche physische Gesundheitsprobleme in Zusammenhang bis hin zu einer Behinderung bzw. Arbeitsunfähigkeit (vgl. Mizock/ Lewis 2008, Plöderl/Fartacek 2009, Franzen/Sauer 2010). Beispielsweise gaben in der Studie von Whittle et al (2008) 30% aller Befragten an, als Erwachsene einen Suizidversuch unternommen zu haben; dabei wurde oft betont, dass nicht das Trans*Sein an sich dafür verantwortlich sei. Haben Trans*Personen bereits negative Erfahrungen mit Psycholog_innen oder Ärzt_innen gemacht, suchen sie im Falle von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen öfter auch keine Hilfe mehr im professionellen Netz oder tun sich damit sehr schwer (vgl. Mizock/Lewis 2008).

Für Trans*People of Color liegen aus Europa keine auffindbaren Untersuchungen vor (zur Situation in den USA vgl. Amnesty International 2005, Mizock/Lewis 2008, Franzen/Sauer 2010).

2.6 Rassismus und die Situation von People of Color und lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Personen mit Migrationsgeschichte

Als PoC (People of Color) werden Menschen bezeichnet, die von Rassismus betroffen sind. Dies bezieht Schwarze deutsche/ Afro deutsche Personen, Menschen mit Migrationsgeschichte sowie auch Jüd_innen und muslimische Menschen mit ein. Die Gruppe der PoC in Deutschland ist sehr divers und die Lebenssituationen der betreffenden Menschen unterscheiden sich voneinander. Auch ist es in diesem Bereich wegen der spezifischen historischen Verankerung von Rassismus in Deutschland nicht möglich, Befunde z.B. zur Situation von Schwarzen Menschen aus den USA ungeprüft auf Deutschland zu übertragen (Mbombi 2010). Auch innerhalb der Gruppen von PoC gibt es eine große Vielfalt, die aber oft ausgeblendet wird. So entsteht, wenn von Menschen mit Migrationsgeschichte die Rede ist, in vielen Zusammenhängen der Eindruck, als handele es sich um eine homogene Kategorie, und häufig wird sie aus einer Defizitperspektive heraus betrachtet – wie etwa in den Diskursen um die ‚deutsche Leitkultur‘. Das jedoch reduziert Komplexität dermaßen, dass auch aus Studien, die sich solcherart mit dem Thema befassen, ökologisch valide Befunde kaum abgeleitet werden können. Zudem ist eine einfache binäre Trennung von Menschen ohne und mit Migrationsgeschichte problematisch, weil sie ein Othering unterstützt, das Ablehnungen und Ausgrenzungen Vorschub leistet. Insofern müssen Studiendaten immer sorgfältig auf ihre Aussagekraft und ihre Konnotationen geprüft werden. Die Studien von Carsten Wippermann und Berthold Bodo Flaig (2009) sowie Sabine Mannitz (2006) beispielsweise bemühen sich um eine differenzierte Darstellung von Menschen mit Migrationsgeschichte, die Pauschalisierungen gegenüber dieser keineswegs homogenen Gruppe entkräftet oder ganz widerlegt.

PoC erfahren Diskriminierungen wegen ihres Aussehens bzw. ihrer Hautfarbe, ihrer Ethnizität oder ihrer Religionszugehörigkeit in der Öffentlichkeit, bei der Wohnungssuche oder am Arbeitsplatz (vgl. etwa Toprak 2010). Die von Mannitz untersuchten Jugendlichen mit Migrationsgeschichte aus der Türkei, Griechenland, dem ehemaligen Jugoslawien, dem Libanon und Sri Lanka erlebten etwa in der Berufsschule und am Ausbildungsplatz erheblich mehr Diskriminierungen als zuvor in ihrer Gesamtschule, wo der Anteil von Kindern mit Migrationsgeschichte überwog (vgl. Mannitz 2006). Neben dem allgemeinen Rassismus sind muslimische Personen in Deutschland und Europa zusätzlich von der zunehmenden Islamophobie betroffen (Foroutan/Schäfer 2009). Bei den medialen und politischen Auseinandersetzungen um muslimische Geschlechterverhältnisse bzw. das Kopftuch erfahren in besonderem Maße Frauen geschlechtsspezifische Diskriminierung: „Die pauschalisierende Zuschreibung von Rückschrittlichkeit hat dabei den Effekt, Muslima dieser Gesellschaft fremd zu machen und als nicht zugehörig zu markieren“ (Rommelspacher 2009: 38).

In der Studie von Andreas Zick, Beate Küpper und Andreas Hövermann (2011) stimmten viele Befragte intoleranten, rassistischen, islamfeindlichen und antisemitischen Antwortmöglichkeiten zu. Zum Beispiel sind 50% der in Deutschland befragten 1000 Personen der Ansicht, es gebe zu viele Zuwanderer_innen im Land, 42% denken, dass bei Arbeitsplatzknappheit Deutsche bevorzugt behandelt werden müssten und 41% halten Zuwanderer_innen für eine Belastung des Sozialsystems. Ferner glauben knapp 52% die eigene Kultur müsse vor dem Einfluss anderer Kulturen geschützt werden und 31% gehen davon aus, dass es eine „natürliche Hierarchie zwischen schwarzen und weißen Völkern“ gebe (ebd.: S. 68; anhand der u.a. hier zitierten Begriffsverwendung sowie der zugelassenen Antwortmöglichkeiten wird deutlich, dass viele Studien zu Rassismus durch ihre Sprachwahl Diskriminierungen reifizieren). Außerdem finden 46% der Befragten, es seien zu viele Muslim_innen im Land, 54% vertreten die Meinung, Muslim_innen stellten zu viele Forderungen und nur 16% nehmen an, muslimische Kultur passe nach Deutschland. Neben solchen Rassismen in der Bevölkerung schaffen auf der institutionellen Ebene bestehende Hürden für eine Einbürgerung Desintegrationserfahrungen bei Menschen, die eine Einbürgerung wünschen (vgl. Foroutan/Schäfer 2009).

Voreingenommenheiten gegenüber PoC äußern sich ebenfalls in strukturellen Benachteiligungen. So ist das Einkommen von Menschen mit Migrationsgeschichte im Schnitt deutlich geringer als d(as) der

autochthone(n) deutsche(n) Bevölkerung – das gilt vor allem für Frauen und auch für männliche wie weibliche Akademiker“ (Wippermann/Flaig 2009: 6). Naika Foroutan und Isabel Schäfer betonen die wesentlich schlechteren Bildungschancen, den erschwerten Zugang zu Ausbildungs- und Arbeitsplätzen und die dementsprechend häufigere Erwerbslosigkeit von Menschen mit Migrationsgeschichte in Deutschland (2009). Augenfällig wird das in der Durchsicht statistischer Erhebungen u.a. zu Schulabschlüssen von Personen mit und ohne Migrationsgeschichte bei Halit Öztürk (2009). Zum Beispiel haben gut 51% der ‚Migrant_innen‘ der 2. Generation (gemeint sind hier jeweils Personen ohne deutsche Staatsangehörigkeit) einen Hauptschulabschluss im Vergleich zu 32% der Deutschen ohne Migrationsgeschichte, sowie nur 20% der ersteren einen Realschulabschluss haben, letztere hingegen 43%. Die Zahlen für das (Fach)Abitur liegen nicht sehr weit auseinander, sie sind mit 19% für ‚Migrant_innen‘ der 2. Generation etwas niedriger gegenüber 23% der Deutschen ohne Migrationsgeschichte. Zu beobachten ist hier jedoch ein Zusammenwirken von Rassismus mit ökonomischer Deprivation. Denn bei der späteren beruflichen Stellung finden sich nur knapp 9% der ‚Migrant_innen‘ der 2. Generation auf höheren Führungsebenen, im Vergleich zu 19% der Deutschen ohne Migrationsgeschichte (Öztürk 2009). Anbei muss betont werden, dass Frauen of Color von den sexistischen Benachteiligungsstrukturen, die auch in Deutschland weiterhin gegenüber allen Frauen wirken, betroffen sind.

In ihrer 2010 veröffentlichten ersten quantitativen Studie zur Situation Schwarzer Deutscher (n=198) beschreiben über 80% der von Annette Mbombi (2010) befragten Personen Erfahrungen mit rassistisch motivierter Respektlosigkeit. Drei Viertel der Befragten waren bereits mit rassistischen Bemerkungen durch einflussreiche Weiße konfrontiert worden oder hatten mitbekommen, dass ihnen nahestehende Personen das erlebt hatten. Fast 40% hatten die Erfahrung gemacht, dass ihnen oder ihnen nahestehende Personen eine Wohnung aufgrund ihrer Hautfarbe verweigert wurde. Fast 30% waren am Arbeitsplatz nach ihrem Eindruck bei einem wichtigen Arbeitsprojekt übergangen worden, obwohl sie sich als qualifizierter und kompetenter als die weiße Person einschätzten, der das Projekt statt ihrer übertragen wurde (Mbombi 2010). Mbombi fragte für diese Studie auch das Projekt Afro-Gay mit der Bitte um Beteiligung an. Leider wurden die Daten dann nicht so erhoben, dass sie eine differenzierende Ergebnisdarstellung hinsichtlich der Verschränkung von Erfahrungen mit Rassismus und Homonegativität ermöglichen.

Für lb_FT*-Personen of Color treten zu den oben beschriebenen noch weitere Diskriminierungsfaktoren hinzu, aber für Deutschland gibt es hier bislang nur wenig profundes Material. Im Jahr 2007 befasste sich die Koordinierungsstelle gleichgeschlechtlicher Lebensweisen der Stadt München im Rahmen örtlicher Integrationspolitik mit „Überlegungen zur Lebenssituation von lesbischen Migrantinnen und schwulen Migranten“ (Landeshauptstadt München – Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 2007: 5). Demnach liegen sowohl in der deutschen Bevölkerung ohne Migrationsgeschichte als auch in der deutschen Bevölkerung mit Migrationsgeschichte deutliche Ressentiments gegen Menschen mit gleichgeschlechtlichen Lebensweisen vor. Bei ersterer werden diese tendenziell verleugnet, bei letzterer oftmals klarer thematisiert (ebd.). Das mag daran liegen, dass aufgrund der laufenden Anti-Diskriminierungsdiskurse in Deutschland eine abwertende Haltung gegenüber gleichgeschlechtlichen Lebensweisen in der deutschen Bevölkerung ohne Migrationsgeschichte mittlerweile eher einen moralischen Faux Pas darstellt als in vielen Herkunftsländern der deutschen Bevölkerung mit Migrationsgeschichte. Denn in mindestens 82 Ländern kann Homosexualität nicht offen gelebt werden, weil sie erheblichen sozialen und/oder religiösen Stigmatisierungen unterliegt und rechtlich diskriminiert wird. Entweder steht sie unter Todesstrafe, Gefängnisstrafe und/oder kann mit körperlichen Züchtigungen geahndet werden. Das gilt auch für Länder (wie z.B. Ägypten) wo es zwar kein konkretes gesetzliches Verbot für gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen gibt, aber diese vom Staat als Verstoß gegen die öffentlich geltende Moral verfolgt werden. Insofern müssen sich Schwule und Lesben in jenen Ländern bedeckt halten und sich eventuell nicht nur mit selbst internalisierter Homophobie (und damit verbundener Depressions- und Suizidalitätsvulnerabilität), sondern ganz konkret auch mit möglichen äußeren Bedrohungen, seien sie gesetzgebender, staatlicher, gesellschaftlicher oder familiärer Natur, auseinandersetzen (vgl. Whitaker 2006, Lan-

deshauptstadt München – Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 2007, Frank 2009). Zur Situation Betroffener beispielsweise in der arabischsprachigen Welt finden sich Schilderungen vor allem bezüglich Schwuler bei Whitaker (2006), hinsichtlich lesbischer Frauen und einzelner Trans*Personen in der Veröffentlichung der libanesischen Selbsthilfe-Organisation Meem (2009). Überdies liegen zahlreiche Berichte über homophobe Gewalt weltweit von Amnesty International (z.B. Amnesty International 2007) sowie in der Presse vor (z.B. Frank 2009, Mackell 2009).

Daran anschließend ist zunächst die spezielle Lage homosexueller Asylbewerber_innen in Deutschland hervorzuheben, die sich vermutlich nur wenig von der asylsuchender Trans*Personen unterscheidet (Quellen zu letzteren lagen leider keine vor). Zwar kann eine Verfolgung aufgrund von Homosexualität unter bestimmten Voraussetzungen in Deutschland prinzipiell als politische Verfolgung und damit asylherhebliches Merkmal anerkannt werden. Jedoch geben wahrscheinlich viele Homosexuelle, die wegen Verfolgung ihrer gleichgeschlechtlichen Identität aus ihrem Herkunftsland geflohen sind, aus Scham und weil sie aus Angst vor Gefängnis-/Todesstrafe, gewalttätigen Übergriffen, Folter und Demütigungen bzw. entsprechenden Erfahrungen „gelernt haben, ihre sexuelle Neigung um jeden Preis zu verstecken“ (Frank 2009), im Asylverfahren meist eben (zunächst) nicht dies als den wahren Hintergrund ihrer Flucht an. Durch die Verstrickung in Lügen oder die Angabe von Gründen, die für die Gewährung von Asyl nicht ausreichend sind, droht dann die Abschiebung in ihr Heimatland, wo sie möglicherweise Bestrafungen zu erwarten haben, so etwa die Todesstrafe im Iran, Saudi Arabien, Jemen, Afghanistan, Sudan und Nigeria, hohe Gefängnisstrafen (in Trinidad z.B. bis zu 25 Jahren), körperliche Züchtigungen oder Folter. Das Gleiche gilt für den Fall, dass homosexuelle Asylbewerber_innen Verfolgung aufgrund ihrer soziosexuellen Orientierung als Asylgrund angeben und daraufhin Asyl abgelehnt wird, z.B. weil im Verfahren von Seiten des Gerichts keine hinreichend schwere individuelle Gefährdung durch staatliche Akteur_innen im Herkunftsland konstatiert wird und/ oder weil Zweifel an der „irreversiblen (homosexuellen) Prägung“ des Asylbewerbers/ der Asylbewerber_in bestehen (Senatsverwaltung 1994, Kapell 1999, Whitaker 2006, Landeshauptstadt München – Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 2007, Senatsverwaltung 2007, Frank 2009, Council of Europe 2011).

„Die Konfrontation mit einem relativ liberalen Lebensstil in Deutschland“ kann für homosexuelle Personen mit Migrationsgeschichte die „Konfliktlage für die Betroffenen erheblich verschärfen“ (Landeshauptstadt München – Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 2007: 8). Einerseits besteht hier die Möglichkeit, Homosexualität vergleichsweise offen auszuleben, andererseits ist sie in den Herkunftsfamilien und/oder -gruppen auch in Deutschland kaum thematisierbar, wird sie selten akzeptiert bzw. muss in der Regel sehr darauf geachtet werden, dass sie nicht bekannt wird, um nicht daraus ausgeschlossen zu werden oder Repressionen zu erfahren (vgl. ebd., Toprak 2010). Außerdem finden sich innerhalb schwul-lesbischer Gruppierungen in Deutschland ebenso oft rassistische, islamfeindliche und antisemitische Haltungen wie in der Gesellschaft als Ganzes, ob diese nun offen gelegt werden oder verdeckt bleiben. So erscheint der Aufbau einer stabilen homosexuellen Identität von Personen mit Migrationsgeschichte zumindest erschwert und er ist eventuell flankiert von inneren Konflikten um weitere Aspekte der Identität wie etwa der als ‚Migrant_in‘ (Einzelfallschilderungen siehe Çaliskan/Hamzhei 1999, Castro Varela/Gutierrez Rodríguez 2000, Ipekçioğlu 2001, Saadat 2001). Hinzu kommt, dass erkennbare Homosexuelle in Deutschland von physischer oder verbaler Gewalt bedroht sind, was in der Verschränkung als äußerlich erkennbarer Person mit Migrationsgeschichte das Risiko entsprechend erhöht. Durch die genannten psychischen Zusatzbelastungen nimmt die Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen der Landeshauptstadt München (2007) an, dass für lb_FT*-Personen mit Migrationsgeschichte besondere Gefahr von Rückzug und Vereinsamung besteht.

Der Lesben- und Schwulenverband Deutschland (LSVD) gab bei der Universität Jena unter Leitung von Melanie Steffens sowie unter Mitarbeit von Michael Bergert und Stephanie Heinecke (2010) eine quantitative Untersuchung von „Lesben und Schwulen mit Migrationsgeschichte“ in Deutschland in Auftrag. Durchgeführt wurde die bundesweite Studie mit 137 „Lesben und Schwulen mit Migrations-

geschichte“ und einer Vergleichsgruppe von 106 Lesben und Schwulen ohne Migrationsgeschichte, wobei der Frauenanteil jeweils etwas höher liegt. Die Personen mit Migrationsgeschichte wurden Osteuropa (33%), Westeuropa/Anglo-Amerika (24%), der Türkei/Mittlerer Osten (19%) sowie Asien (11%) zugeordnet, Sonstige (4%); 61% von ihnen haben die deutsche Staatsbürgerschaft und 82% verfügen über gute bis sehr gute deutsche Sprachkenntnisse. In beiden Gruppen überwiegen höhere Bildungsabschlüsse, die meisten Personen leben in einer Großstadt (Steffens et al 2010).

„82% aller Befragten sind der Meinung, dass Homosexualität in Deutschland offen gelebt werden kann“ (Steffens et al. 2010: 37). Personen mit Migrationsgeschichte stimmen dieser Situation eher zu als die Vergleichsgruppe. Die Chancen auf ihre Integration aber schätzen Personen mit asiatischer und afrikanischer Herkunft am Geringsten ein, Personen mit türkischer und arabischer Migrationsgeschichte bewerten ihre Integrationschancen im Mittelfeld. Gute Sprachkenntnisse werden mit Integrationsmöglichkeiten klar in Zusammenhang gebracht. Auffällig ist, dass Muslim_innen ihre Integrationschancen signifikant am Schlechtesten einstufen. Hier tritt offensichtlich der Aspekt der Islamophobie zum Rassismus hinzu. Von den Personen mit Migrationsgeschichte leben signifikant weniger offen homosexuell, allerdings besteht kein „Zusammenhang zwischen dem Entschluss zum Coming-out und dem gesellschaftlichen Klima des Herkunftslandes“ (Steffens et al 2010: 47). Beide Gruppen haben vergleichbare Probleme mit dem Coming-out, wobei Minderwertigkeitsgefühle und die Angst, ausgeschlossen zu werden, am Häufigsten benannt werden. Bei einem Coming-out reagieren die Eltern der Personen ohne Migrationsgeschichte deutlich verhaltener als zuvor angenommen, aber insgesamt betrachtet positiver als die der Gruppe mit Migrationsgeschichte. Dabei befürchten die Eltern der Lesben mit Migrationsgeschichte deutlich häufiger ein Bruch mit den moralischen Werten der Herkunftskultur als die der Schwulen mit Migrationsgeschichte; dieses Argument kommt bei beiden Geschlechtern der Vergleichsgruppe ohne Migrationsgeschichte so gut wie nie in Betracht. Analog dazu schätzen die Personen mit Migrationsgeschichte ihre Familien signifikant als „weniger aufgeschlossen ein und würden notfalls etwas eher auf eigene Interessen zugunsten der Familie verzichten“ (ebd.: 58). Die Personen mit afrikanischer, arabischer und mittelöstlicher Migrationsgeschichte beurteilen ihre Wertschätzung als Homosexuelle in ihrer migrantischen Gruppe am schlechtesten. Demgemäß reagieren Familien mit Migrationsgeschichte auf ein Coming-out negativer – dabei signifikant die Väter, wenn diese aus einem Land stammen, wo öffentlich Repressionen gegenüber Homosexuellen bestehen. Insofern geben Lesben und Schwule mit einem Migrationsgeschichte aus solchen Ländern signifikant häufiger an, gegenüber Freund_innen nicht offen zu sein. Insgesamt betrachtet informieren signifikant mehr Personen ohne Migrationsgeschichte ihre Freund_innen über ihre Homosexualität. Zwar haben die meisten Personen mit Migrationsgeschichte keine Schwierigkeiten mit einer Vereinbarkeit von Religion und ihrer sexuellen Identität, sie geben dies aber signifikant häufiger als Problem an als die Personen ohne Migrationsgeschichte. Sind die Reaktionen der Familien mit Migrationsgeschichte auf ein Coming-out positiver, spielt „die Integration der Eltern, besonders im Hinblick auf deren private Kontakte zu Deutschen ohne Migrationsgeschichte“ (ebd.: 67) eine entscheidende Rolle (Steffens et al 2010).

Hinsichtlich Diskriminierung am Arbeitsplatz und allgemein konnten von Steffen et al. (2010) keine Unterschiede zwischen den Gruppen festgestellt werden. Viele Personen mit Migrationsgeschichte und ohne Migrationsgeschichte geben an, bisher nicht Opfer von Diskriminierungen geworden zu sein. Doch unter denen die Diskriminierungen erfahren haben, sind People of Color, also Schwarze bzw. Afro-Deutsche und Asiat_innen u.a. sowie Personen mit türkischem bzw. mittelöstlichem Hintergrund, signifikant häufiger vertreten. Außerdem erleben die Personen mit Migrationsgeschichte in den Familien öfter Diskriminierung und Gewalt. Die Auswertung der Daten von Steffen et al (2010) ergab darüber hinaus, dass die befragten ‚Migrant_innen‘ ihre migrantische Herkunft *weniger* für Diskriminierungen am Arbeitsplatz verantwortlich machen als ihre sexuelle Orientierung; das betrifft jedoch nicht die wahrgenommenen Chancengleichheit bei der Arbeitssuche. Diskriminierungserlebnisse hinsichtlich der sexuellen Orientierung werden von Personen mit Migrationsgeschichte als belastender erlebt als die wegen ihrer migrantischen Herkunft, die Unterschiede sind jedoch nicht signifikant (Steffens et al 2010).

Beide Gruppen in der Stichprobe von Steffens et al (2010) haben ein weitgehend positives Selbstbild, aber Personen ohne Migrationsgeschichte bewerten dieses signifikant besser. Auch ihre Lebenszufriedenheit stufen Personen ohne Migrationsgeschichte signifikant höher ein. Bedeutsam ist in dem Zusammenhang bei beiden Gruppen eine gute Unterstützung durch Freund_innen bzw. die Familie. Nicht geklärt werden konnte, weshalb Personen mit Migrationsgeschichte, die *nicht* offen leben sind, eine etwas höhere Lebenszufriedenheit aufweisen als offen lebende Personen mit Migrationsgeschichte (Steffens et al 2010) (– möglicherweise weil sie sich auf diese Weise ganz bewusst die Auseinandersetzungen mit dem sozialen Umfeld ersparen, die normalerweise mit einem Offenleben verbunden sind?).

Was den Gesundheitszustand angeht, gibt es in der Studie von Steffens et al (2010) *keine* signifikanten Unterschiede zwischen den beiden Gruppen, er liegt auf einem guten Niveau. Aber generell wird in beiden Gruppen ein Zusammenhang zwischen einem schlechteren Gesundheitsniveau und mehr Diskriminierungserfahrungen aufgrund der sexuellen Orientierung bzw. der ‚Herkunft‘ gefunden. Dann fällt auch das Selbstbild negativer aus. Besonders betroffen davon sind ‚Migrant_innen‘ aus Ländern mit noch umfassenderer gesellschaftlich und gesetzlich verankerter Homonegativität im Vergleich zu Deutschland ebenso wie Personen (insbesondere die mit ‚Migrationshintergrund‘), die intensivere Verbindungen zu einer religiösen Gemeinschaft pflegen. Immerhin „12 Prozent der Befragten (beider Gruppen) haben bereits an Suizid gedacht bzw. einen Suizidversuch unternommen, 15 Prozent haben Maßnahmen zur Beendigung der homosexuellen Gefühle ergriffen“ (Steffens et al 2010: 82).

Zusammenfassend kann anhand der Studie Steffens et al. (2010) konstatiert werden, dass die Kumulation von Diskriminierungserfahrungen aufgrund der sexuellen Orientierung und ‚Herkunft‘ Risikofaktoren für die Gesundheit, die Lebenszufriedenheit und das Selbstbild darstellen. Vor allem gilt das hier für Personen, die eine Herkunft aus Ländern mit umfassenderer Homonegativität als Deutschland aufweisen und deren Eltern eine dementsprechende Werteinstellung haben. Schwarze bzw. afro-deutsche und asiatische Lesben und Schwule waren in dieser Studie unterrepräsentiert, doch es muss davon ausgegangen werden, dass People of Color zu dem stärker belasteten Personenkreis zählen – vor allem wegen ihres in Deutschland rassistisch stigmatisierten Aussehens bzw. ihrer Hautfarbe¹⁵ und unabhängig von einer Herkunft aus einem Land mit größerer Homonegativität als Deutschland. Aus den USA liegen zahlreiche Studien vor, in denen Menschen, die mehr als einer stigmatisierten Minorität angehören, untersucht wurden – darunter ebenfalls lb_FT*-People of Color (vgl. u.a. Nabors et al. 2001, Bowleg et al. 2003, Ibanez et al. 2009, Easton 2010). Beispielsweise ergab die Studie von Nina A. Nabors et al (2001), dass Isb_FMT*-Psycholog_innen of Color sowohl wegen ihrer ethnischen Herkunft als auch wegen Homo- und Transphobie im Alltag mehrfach diskriminiert werden und ihnen ihre Professionalität abgesprochen wird. Allgemein zeigen die Studienergebnisse bei Isb_FMT*-People of Color hohe Belastungen bei ihrer Suche nach selbstbestimmter identitärer Positionierung und negative Auswirkungen auf die Gesundheit und Selbstbewusstsein in Folge der multiplen bzw. intersektionalen Diskriminierungserfahrungen in der anglo-amerikanischen Mehrheitsgesellschaft, ihren Herkunftsgruppen und innerhalb der Isb_FMT*-Communities (Institute of Medicine 2011).

In US-amerikanischen Studien, die sich mit dem negativen Einfluss von Rassismus- und Sexismuserfahrungen auf die Gesundheit befassten, wurde auf die große Bedeutsamkeit sozialen Rückhalts verwiesen, die Betroffene als eine der möglichen Bewältigungsstrategien mit Erfolg in Anspruch nehmen (vgl. etwa Landrine et al 1995, Taylor et al 1996, Neighbors 1997, Clark et al 1999, Christian et al 2000, Harrell 2000, Shorter-Gooden 2004). Das zeichnete sich auch in der Studie von Steffens et al (2010) für Deutschland ab. Daneben gehen aus einer US-Studie mit bisexuellen jungen Erwachsenen verschiedener ethnischer Herkunft (davon 81% Anglo-Amerikaner_innen) die positiven Effekte hinsichtlich Lebenszufriedenheit durch eine soziale Unterstützung hervor, die sich *nicht nur* spezifisch

¹⁵ Erfahrungsberichte dazu: Oguntoye (2007) und Ani et al (2007).

¹⁶ Die Abkürzung „Isb_FMT*“ bedeutet lesbische, schwule, bisexuelle Frauen, Männer und Trans*Personen.

der sexuellen Identitätsbildung widmet, sondern den Betroffenen *gleichzeitig* allgemeinen Rückhalt gibt (vgl. Sheets/Mohr 2009). Daher ist psychosozialen Angeboten für lb_FT*-Personen mit Migrationsgeschichte wohl eine hohe Relevanz zuzusprechen. Ebenso ist von einer großen Bedeutsamkeit der lb_FT*-Gruppen, in denen ausschließlich ‚migrantische‘ Personen vertreten sind, auszugehen, da die Gruppenmitglieder dort wegen der Vergleichbarkeit ihrer Lebenssituationen die Funktion von Peers übernehmen können – und zwar gerade dann, wenn nur wenig spezifische und allgemeine Unterstützung durch anderweitige Freund_innen oder Familie vorhanden ist. Als spezifische Schutzzräume vor Diskriminierung mögen sowohl Gruppen für lb_FT* mit ‚Migrationshintergrund‘ als auch entsprechend zielgruppengerecht qualifizierte psychosoziale Angebote Hilfestellungen bei Problemen leisten und dazu beitragen, die Selbstakzeptanz der sexuellen Orientierung zu stärken, ohne dass andere Identitätsaspekte ausgeschlossen werden (vgl. Ipekcioglu 2001, Saadat 2001).

2.7 Diskriminierung und Gewalt gegen Lesben, Bisexuelle und Trans*Personen mit Behinderungen

Die Lebenssituationen von Menschen mit Behinderungserfahrungen werden in Deutschland durch zahlreiche strukturelle, soziale und bauliche Barrieren erschwert. Paradoxerweise gehen trotzdem rund 10% der in Deutschland lebenden Bevölkerung davon aus, dass Menschen mit körperlichen und seelischen Behinderungen ungerechtfertigt bevorteilt werden, und möchten ihnen auf dieser Basis Ressourcen entziehen (Glassl 2008, Heitmeyer 2008).

Die Hälfte der in Deutschland von Stephanie Glassl (2008) befragten Frauen mit Behinderung und ein Viertel der befragten Männer mit Behinderung waren schon einmal körperlich angegriffen, bedroht, verfolgt worden bzw. ihr Eigentum wurde zerstört. Studien aus den USA und aus Österreich haben ergeben, dass Frauen mit körperlichen, geistigen und seelischen Beeinträchtigungen relativ häufig von sexualisierter Gewalt betroffen sind, z.B. 64% der von Aisha Zemp und Erika Pircher (1996) befragten 130 Frauen mit geistigen und/ oder körperlichen Beeinträchtigungen in Österreich. Auch sind Frauen mit Behinderungserfahrungen zusätzlich mehr von häuslicher Gewalt betroffen, sie erfahren häufiger lang andauernde und sehr schwere Gewalt und sie sind eher unzufrieden mit ihrer Gesundheitsversorgung als Frauen ohne Behinderungserfahrungen (Wadle/ O'Toole 2010).

Es gibt keine quantitative Untersuchung zu der Fragestellung, wie häufig lesbische Frauen und Trans*Personen mit körperlichen, seelischen oder geistigen Beeinträchtigungen, Behinderungserfahrungen und chronischer Erkrankung in Deutschland von Diskriminierungen und Gewalt betroffen sind. Aus den in Deutschland zum Thema vorhandenen qualitativen Studien und Erfahrungsberichten lassen sich jedoch einige Muster von Diskriminierungen und Gewalt gegen lesbische Frauen und bisexuelle Frauen und Männer mit Behinderungserfahrungen herausarbeiten. So schilderten die Lesben, Schwulen und Bisexuelle in der Arbeit von Thomas Rattay/Jugendnetzwerk Lambda (2007) und in der qualitativen Studie von Silke Rudolph (2001) Erfahrungen mit Autonomiebegrenzung, Benachteiligungen bei der Arbeitsplatzsuche, Beschämung und Versuchen in Institutionen der sogenannten „Behindertenhilfe“, sie daran zu hindern, entsprechend ihrer soziosexuellen Orientierung zu leben. Bauliche und kommunikative Barrieren erschwerten den Interviewpartner_innen auch die Nutzung von Szeneorten und -strukturen (vgl. auch Clarke et al. 2010), szenetypische Dresscodes und Schönheitsideale verhinderten, dass Interviewpartner_innen, die diese Normen nicht erfüllen konnten, als zugehörig anerkannt wurden. Von diskriminierenden Erfahrungen lesbischer Frauen mit Behinderungen in lesbischen Szenezusammenhängen berichten Martina Puschke (2000, 2001), Kerstin Rehfeld (o.J.) und Silke Rudolph (2001). Puschke (2000) beschreibt diskriminierende Erfahrungen lesbischer Frauen in Assistenzsituationen. Eine Untersuchung aus den USA von Christopher Bennett und Adrian Coyle (2007) weist darauf hin, dass lesbische, schwule, bisexuelle und Trans*Personen mit einer geistigen Behinderung ggf. besonders gefährdet sein könnten, homonegative Konstruktionen aus ihrer sozialen Umwelt zu übernehmen, weil ihnen alternative Informationen nicht zugänglich gemacht werden.

2.8 Ressourcen, Unterstützungsmöglichkeiten und Bewältigungsstrategien

Einige Studien aus Deutschland (Akkermann/Betzelt/Daniel 1990, Reinberg/Rosbach 1995, Steinhilbers et al 1999, Wolf 2004) dokumentieren explizit als spezifische Ressourcen lesbischer Frauen

- personale Ressourcen in Form von Stolz und innerer Stärke, dem Eindruck, sich selbst verteidigen zu können, Entscheidungen autonom treffen zu können, als selbstbestärkend gewertete identitäre Verankerung und die Verbundenheit zu feministischen Ideen,
- soziale Ressourcen wie Vernetzung und Kommunikation mit anderen Lesben, mit verschiedenen Szenezusammenhängen), mit Freund_innen und Bekannten, Unterstützung durch Professionelle,
- Wissensinhalte, wie ein Wissen über die eigenen Rechte und Möglichkeiten des Protestes,
- spezifische Handlungskompetenzen, wie z.B. die Organisation von Protest gegen Diskriminierung.

Die US-amerikanische Untersuchung von Clair Clifford und Jim Orford (2007) erfasst als soziale Ressourcen von Trans*Personen informelle Netzwerke wie nationale und regionale Unterstützungsgruppen, Internet-Netzwerke, telefonische Beratungen und unterstützende Mediziner_innen. Die Literaturübersicht des Institutes of Medicine (2011) betrachtet als Ressourcen von lesbischen, bisexuellen und Trans*-Personen eine spezifische Krisenkompetenz und Selbstakzeptanz sowie die Eingebundenheit in so genannte ‚Wahlfamilien‘. Diese Übersicht betont auch die Bedeutsamkeit spezifischer sozialer Unterstützung in wichtigen Lebenskontexten für die Gesundheit von LSBT-Personen. So ist es besonders bei jungen LSBT wichtig, dass sie soziale Unterstützung in der Herkunftsfamilie und in Schulen erfahren (was jedoch de facto oft nicht gegeben ist). Auch ein Rückhalt in der Legislative (z.B. staatliche Anerkennung der Lebenspartnerschaft) hat positive gesundheitliche Auswirkungen (Institute of Medicine 2011).

Coming-out- bzw. Selbstöffnungsentscheidungen von Lesben, bisexuellen Frauen und Trans*Personen können die Struktur der nutzbaren Ressourcen erweitern und umformen. So verändert sich mit zunehmendem Offenleben z.B. das soziale Netz in der Regel dahingehend, dass die näheren Bezugspersonen Umgangsformen mit der lesbischen oder bisexuellen Orientierung bzw. der Genderzugehörigkeit ihres Gegenüber erlernen bzw. es werden unterstützende Bezugspersonen in das Netz aufgenommen. Leider ließ sich keine Studie eruieren, die sich explizit der differenzierten Untersuchung der Ressourcenutilisation durch lesbische oder bisexuelle Frauen mit unterschiedlichen Merkmalen und soziokulturellen Zugehörigkeiten gewidmet hat. Erste Thesen bezüglich differenter und sich im zeitlichen Verlauf verändernde Muster der Ressourcennutzung lassen sich jedoch aus biografischen Erfahrungsberichten lesbischer Frauen und Trans*Personen ableiten. So gibt es Hinweise darauf, dass bei Lesben, die ihr Coming-out im Jugendalter haben, zunächst eine sehr starke Reduzierung sozialer Unterstützung stattfinden kann und diese jungen Lesben dann vermehrt auf personale Ressourcen Rückgriff nehmen müssen (Wolf 2004). Trans*Personen im hormonell und operativ unterstützten Transitionsprozess könnten durch starke Nutzung von medizinischen Informationen einen Wissensvorsprung vor den sie Behandelnden erwerben, der ihnen die Selbstbehauptung im Medizinsystem erleichtern kann (Ludewig 2009). Da Ressourcen immer in Interaktion mit dem jeweiligen Bedarf der Nutzer_innen wirken und sich auch der Nutzen bestimmter Ressourcen je nach Kontext ändert, wären hier qualitative Prozessanalysen wünschenswert.

2.9 Auswirkungen und Folgen von Diskriminierungen und Gewalt gegen lesbische und bisexuelle Frauen und Trans*Personen

Durch gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (Heitmeyer 2008) motivierte Angriffe auf lesbische und bisexuelle Frauen und Trans*Personen haben sowohl Folgen für die unmittelbar von Angriffen Betroffenen und ihre sozialen Bezugspersonen als auch Signalwirkungen auf Personen, die sich der gleichen Gruppe zugehörig fühlen. Gesamtgesellschaftlich zielen vorurteilsbegründete Angriffe auf Entsolidarisierung mit den Betroffenen. Konkret äußert sich das z.B. in Form von Ignoranz und ver-

weigerter Hilfeleistung durch bystander_innen (vgl. *Lesbenberatung* 1994, *ILGA* 2000), in Schikanen gegenüber den Gewaltbetroffenen durch Funktionsträger_innen sowie in mangelndem Interesse auf Seiten der Gesundheits- und Sozialpolitik hinreichend Ressourcen für die Prävention dieser Gewalt zur Verfügung zu stellen (Wolf 2004). Die Angriffe sollen darüber hinaus die Barriere für alle Bürger_innen erhöhen, sich selbstbewusst als homosexuell, bisexuell, trans*, als People of Color, als Jüd_innen und Muslim_innen, als Menschen mit Behinderungserfahrung, als Menschen in Armut oder als Angehörige marginalisierter Klassen sichtbar zu machen.

Hier möchten wir nur schwerpunktmäßig auf die Folgen für die unmittelbar von homo- und transnegativer Diskriminierung und Gewalt Betroffenen eingehen. Die Studienlage in Deutschland lässt es leider erneut nicht zu, differenziert auf die Folgen dieser Angriffe für lesbische und bisexuelle Frauen und Trans*Personen entsprechend ihrer Klassenzugehörigkeit, Behinderungserfahrung und Migrationserfahrung und sozioökonomischen Status einzugehen. Vermutet werden kann jedoch, dass die jeweiligen kulturellen Muster innerhalb von Communities sowohl individuelle als auch kollektive Reaktionsweisen auf Angriffe mitprägen können. Die Eingebundenheit der gewaltbetroffenen Personen (Berry 1990) in spezifische unterstützende soziale Netzwerke kann für die Verarbeitung der Gewalt- und Diskriminierungserfahrung und die Entwicklung von Strategien der Gegenwehr entscheidend sein (Glassl 2008). Funktionsträger_innen, die politische Öffentlichkeit und bystander_innen reagieren different auf gruppenbezogene Diskriminierung und Gewalt, je nachdem, welcher Gruppe sie die angegriffenen Personen zuordnen. Die derzeitige Studienlage in Deutschland in den USA deutet darauf hin, dass Personen um so eher der Zugang zu potenziellen professionellen und paraprofessionellen (z.B. Selbsthilfegruppen) Unterstützungsnetzwerken verwehrt wird, je mehr sie ihre Zugehörigkeit zu mehreren marginalisierten Gruppen sichtbar machen bzw. entsprechend positioniert werden. Die vielfältigen Formen der Ausgrenzung können sich also auch *nach* den Index¹⁷-Diskriminierungserfahrungen erneut potenzieren. Beispielsweise kann eine Person, die von sexistischer behindertenfeindlicher Diskriminierung betroffen ist, die örtliche Beratungsstelle gegen sexistische Gewalt aufgrund baulicher Barrieren und mangelnder Qualifikation der Berater_innen für die Belange von Menschen mit Behinderungen gar nicht nutzen. Um also Unterstützung zu erhalten, müssen Personen mit Mehrfachzugehörigkeiten oftmals ihre Identitäten aufspalten und bestimmte Aspekte ihrer selbst nach Möglichkeit verbergen bzw. ausgrenzen, was zu zusätzlichen Belastungen führen kann (Corbett 1994, Wadle/O'Toole 2010, Zick et al 2011).

Die Folgen von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen sind abhängig von der Art und dem lebenslaufbezogenen Auftretenszeitpunkt der Diskriminierung und Gewalt und sie können sich in der Zeit nach dem Indexereignis je nach sozialer Unterstützung oder zusätzlicher/erneuter/wiederholter Diskriminierungs-, Gewalt- und Marginalisierungserfahrung verändern (Faulseit et al 2001, Fischer/Riedesser 2009, Nübling 2011, Wolf 2004). Körperliche Folgen können Verletzungen sein (u.a. Prellungen, Schnitte, Verbrennungen, Kopfverletzungen, Knochenbrüche, gynäkologische Erkrankungen und sexuell übertragbare Infektionen), oft in Verbindung mit Beeinträchtigungen in der Körperwahrnehmungsfähigkeit, mit Schwindel und Schmerzen (Balsam/Lehavot 2010). Als psychische Folgen sind bei lesbischen und bisexuellen Frauen in Deutschland u.a. Angst, erhöhte Sensibilität, Wut und Gefühle der Demütigung, Fassungslosigkeit, Grübeln über Gewalt- oder Diskriminierungserfahrung, Misstrauen, Einschränkungen des Bewegungsradius dokumentiert (*Lesbenberatung* 1994, Stein-Hilbers et al 1999, Ohms 2000, Wolf 2004, Glassl 2008,). In der umfangreichsten Untersuchung zu Gewalterfahrungen lesbischer Frauen in Deutschland von Marlene Stein-Hilbers et al (1999) wurden die Reaktionen der Untersuchungsteilnehmerinnen auf verbale und körperliche Angriffe auch quantifiziert. Bei mehr als der Hälfte der Befragten führten verbale Angriffe zu Stressreaktionen. Zwei Drittel der Untersuchungsteilnehmerinnen berichteten als Reaktionen auf körperliche Gewalt Angst, über die Hälfte schilderte Gefühle der Wut, fast 40% fühlten sich ohnmächtig/ausgeliefert, ein Viertel zog sich zurück, 35% berichteten, dass ihnen durch den Angriff ihre Außenseiterposition präsenter geworden war, fast 10 % beschrieben Vermeidungsverhalten in der Öffentlichkeit. 27,2 % berichte-

¹⁷ hier: zunächst erfahrenen und benannten

ten auch, dass sie sich nach dem Angriff infolge ihrer Gegenreaktionen ihrer Durchsetzungskraft eher bewusst geworden waren (Stein-Hilbers et al 1999).

Schwere psychische Folgen von Gewalt sind umso wahrscheinlicher, je stärker die erfahrene Lebensbedrohung war, je schwerer und chronischer die körperlichen Folgen sind, je mehr sich die Notwendigkeit für die betroffene Person ergeben hat, während der Gewalterfahrung zu dissoziieren, je mehr Vortraumatisierungen vorliegen, je belastender nach der Gewalt die Erfahrungen mit Funktionsträger_innen sowie dem sozialen Umfeld sind, je geringer die Schulbildung der betroffenen Person ist, wenn die gewaltbetroffene Person arbeitslos ist und wenn sie den Täter oder die Täterin kannte (vgl. Fischer/Riedesser 2009). Langfristig können Gewalterfahrungen die Vulnerabilität für psychische Störungen erhöhen (Ross 1990) und den gesundheitsbezogenen Lebensstil mitprägen. So fand Gregory Herek (1991) in einer umfangreichen US-amerikanischen Untersuchung bei Lesben und Schwulen einen deutlichen Zusammenhang zwischen Erfahrungen antilesbischer/antischwuler Gewalt und depressiven Symptomen. Sexuelle Gewalt in der Kindheit kann bei den Betroffenen langfristige stressassoziierte somatische, psychische und psychosomatische Folgen haben, die sich im Erwachsenenalter manifestieren können (Balsam/Lehavot 2010).

Nach den Befunden des National Lesbian Health Care Survey, der in den Jahren 1984 bis 1985 in den USA durchgeführt wurde, sind besonders Erfahrungen mit hassmotivierten Gewalttaten (hate crimes) mit einem erhöhten Stresserleben und hohem Substanzgebrauch assoziiert (Descamps et al 2000). Die umfangreiche Studie von Theo Sandfort et al (2001) mit 7076 lesbischen, schwulen und bisexuellen Untersuchungsteilnehmer_innen in den Niederlanden zeigte einen im Vergleich zu heterosexuellen Frauen erhöhten Substanzgebrauch bei Lesben. Ein relativ hoher Gebrauch von Alkohol, illegalisierten Drogen und Nikotin bei Lesben ist auch für Deutschland dokumentiert (zusammenfassend vgl. Wolf 2011b) und es ist zu vermuten, dass bei einigen der hohe Substanzgebrauch eine Funktion beim Coping mit Gewalterfahrungen einnimmt. Viktimisierung erhöht die Suizidalität bei lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen in den USA (Hegna/Wichstrom 2007). Anthony D'Augelli, Arnold Grossman und Michael Starks (2006) wiesen für ‚biologische‘ Jungen mit einer gendernonkonformen Geschlechtspräsentation ein besonders hohes Risiko nach, in Folge sexualisierter Gewalt an einer Posttraumatischen Belastungsstörung zu erkranken.

Die Studie von Gabriele Dennert (2005) zeigte für Deutschland, dass lesbische Frauen, die Diskriminierungserfahrungen mit Gesundheitsversorger_innen gemacht haben, danach Versorgungs- und Vorsorgeangebote seltener in Anspruch nehmen und ihre soziosexuelle Orientierung gegenüber Gesundheitsversorger_innen eher verschweigen. Das erneute Verstecken der eigenen soziosexuellen Orientierung scheint auch in anderen Kontexten eine Handlungsstrategie mancher lesbischer Frauen in Deutschland zu sein, sich vor weiteren Angriffen zu schützen (Wolf 2004).

Fast 23% der von Christopher Knoll et al. (1997) befragten lesbischen und schwulen Arbeitnehmer_innen hatten aufgrund von Homo- oder Transnegativität am Arbeitsplatz eine von ihnen angestrebte Arbeitsstelle nicht erhalten oder aufgrund von Diskriminierung ihren Arbeitsplatz wechseln müssen. Zudem sind für lesbische, schwule und trans* Arbeitnehmer_innen in Deutschland spezifische Aufstiegshindernisse durch homonegative Strukturen dokumentiert (Knoll et al. 1997, Schirmer 2010).

3. Beratungszugänge und -erfahrungen

Wahrscheinlich findet die meiste Unterstützung für gewaltbetroffene Lesben, bisexuelle Frauen und Trans*Personen in deren privaten sozialen Netzen aus Freund_innen statt (Stein-Hilbers et al. 1999, Ohms 2000). Darüber hinaus nutzen Lesben und Trans*Personen auch niederschwellige und anonyme Beratungsangebote wie telefonische Beratung oder Beratungen über das Internet (Hershberger/D'Augelli 1999, Sobiech/Watzlawik 2009).

Von den in Deutschland angesiedelten Beratungsstellen für gewaltbetroffene Menschen geben sich lesbische Klientinnen am ehesten in Frauennotrufen und Lesbenberatungsstellen zu erkennen (Ohms/Müller 2001). Die Struktur-, Prozess- und Ergebnisqualität (Donabedian 1966) der Beratungen dort wurde jedoch noch nicht systematisch untersucht. Insbesondere ländliche Gebiete in Deutschland sind mit solchen Beratungsmöglichkeiten unterversorgt (Wolf 2004). In den allgemeinen Beratungsstellen für gewaltbetroffene Menschen sind offen auftretende lesbische und bisexuelle Frauen als Klientinnen deutlich unterrepräsentiert, auch mangelt es vielfach an fachlicher Kompetenz der dort tätigen professionellen Fachkräfte, um leitliniengerecht (APA 2011) auf lesbische und bisexuelle Frauen einzugehen (Ohms/Müller 2001). In 49% der von Constance Ohms und Karin Müller (2001) befragten Polizeipräsidien (n=35) wurde eine fachgerecht differenzierte und spezifische psychosoziale Versorgung lesbischer Klientinnen explizit abgelehnt, z.T. mit diskriminierenden Äußerungen (z.B. „Ich lebe selbst offen lesbisch und habe beruflich nur positive Erfahrungen gemacht. Denn wenn man selbst kein Problem damit hat bzw. daraus macht, dann dein gegenüber (sic!) auch nicht!!“, Ohms/Müller 2001: 47) (vgl. zu den Erfahrungen von Lesben mit Strafverfolgungsbehörden auch Lesbenberatung 1994, Stein-Hilbers et al 1999). 86% der von Ohms und Müller (2001) untersuchten Frauenhäuser (n=57) sprechen Lesben in ihrer Öffentlichkeitsarbeit nicht an.

Zu den Beratungserfahrungen von Trans*Personen in Deutschland gibt es keine über die im Rahmen dieser Arbeit gewählten Zugänge auffindbare Studie. Einzelbefunde aus qualitativen Studien zu den Versorgungserfahrungen depressiver und transidenter Klient_innen in Deutschland zeigen jedoch, dass Trans*Personen bei der Nutzung des Gesundheitssystems vor strukturellen Problemen wie der Erreichbarkeit von Versorgungsinstitutionen, der mangelhaften spezifischen Netzwerkkompetenz der Professionellen sowie vor Einschränkungen der Prozessqualität ihrer Versorgung durch mangelnde Beziehungs- und Behandlungskompetenzen der Professionellen stehen können (Ludewig 2009, Wolf/Schleider/Pfarrherr 2010). US-amerikanische Studien (King et al 2007, Shepherd/Green/Abramovitz 2010) sowie eine europäische Studie zur Gesundheit von Trans*Personen (Whittle et al 2008) zeigen eine Vielzahl von Versorgungsbarrieren auf, die Trans*Klient_innen bei der Nutzung von Gesundheitsangeboten behindern. Die Erfahrungen von Klient_innen mit Mehrfachzugehörigkeiten mit Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen in Beratungsstellen in Deutschland sind noch nicht systematisch erfasst worden.

4. Kritische Würdigung des aktuellen Forschungsstandes

Insgesamt ist die derzeitige Studienlage in Deutschland zu den Erfahrungen von lesbischen Frauen und Trans*Personen mit Gewalt und Diskriminierung in unterschiedlichen Lebenskontexten bruchstückhaft. In den großen bevölkerungsstatistischen Untersuchungen in Deutschland werden die Perspektiven lesbischer und bisexueller Frauen und Trans*Personen durch mangelnde Möglichkeiten für die Untersuchungsteilnehmenden, sich entsprechend zu positionieren, unsichtbar gemacht. Dies führt in der Rezeption der aktuell vorhandenen Forschungsbefunde zu reduktionistischen Konstruktionen. Insbesondere fehlen in Deutschland Studien, die die Bedingungen und Konsequenzen der intersektionalen Selbst- und Fremdverortung von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Personen hinsichtlich weiterer in dieser Gesellschaft mit der Zuerteilung bzw. Aberkennung von Ressourcen verknüpften Merkmale erfassen. So werden beispielsweise die Perspektiven und Lebenswirklichkeiten von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Personen in Deutschland nur selten unter zusätzlicher Berücksichtigung ihrer Erfahrungen aufgrund ihrer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit, ihrer Klasse, Hautfarbe, ihrer körperlichen und psychischen Situation und ihres sozioökonomischen Status differenziert analysiert. Bisexuelle Frauen werden gerade in deutschsprachigen Studien oft zusammen mit lesbischen Frauen in einer Kategorie zusammengefasst, obwohl bisexuelle Lebensweisen diverse Spezifika aufweisen wie z.B. hinsichtlich des Identitätsentwicklungsprozesses, der Sexualität und auch der Erfahrungen mit Biphobie/-negativität als gegen bisexuelle Menschen gerichtete Feindlichkeit (vgl. Shuster 1987, Rodríguez Rust 2009, Clarke et al 2010). Als besonders dringendes Forschungsdesiderat für Deutschland ist außerdem die Frage des Klassismus hervorzuheben. Obwohl in Studien unter den Befragten Menschen mit einem relativ hohen Bildungs-

abschluss regelmäßig überrepräsentiert sind (Steffens et al 2010) und es etwa Vernetzungsstrukturen von Lesben mit einem Arbeiter_innenhintergrund gibt, sind zur Verknüpfung von Erfahrungen mit Klassismus mit solchen von Homo- und Transnegativität keine Studien in Deutschland bzw. nur Hinweise vor allem in ausländischen Studien auffindbar. Beispielsweise ist zu vermuten, dass schulisches Mobbing die Bildungsverläufe beeinträchtigt und Homonegativität dazu beiträgt, dass trotz hoher Bildungsabschlüsse der sozioökonomische Status von in Studien befragten Lesben und Trans*Personen oft sehr gering ist.

Häufigkeiten von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von Lesben, bisexuellen Frauen und Trans*Personen sind in den meisten deutschen quantitativen Studien ausschließlich absolut erfasst. Da adäquat zusammengestellte Vergleichsgruppen meist fehlen, die Grundgesamtheit nicht bekannt ist und sich die Untersuchungsstichproben sehr selektiv zusammensetzen, sind die resultierenden Häufigkeitsangaben prinzipiell nur eingeschränkt zu interpretieren. In den USA gibt es deutlich mehr Studien, in denen Mehrfachzugehörigkeiten von Lesben, bisexuellen Frauen und Trans*Personen erfasst sind und wo Vergleiche zu anderen Bevölkerungsgruppen hinsichtlich Gewaltbetroffenheit gezogen werden. Aufgrund der Verschiedenheiten der soziokulturellen Situationen in Deutschland und den USA kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass die US-amerikanischen Befunde ungeprüft auf Deutschland übertragen werden können (vgl. hierzu etwa Mbombi 2010). So müssen hier weitere Studien folgen, die differenziert Erfahrungen und Umgangsweisen von Lesben, Bi-Frauen und Trans*Personen unter Berücksichtigung der vielfältigen soziokulturellen Selbst- und Fremdverortungsprozesse der Befragten erfassen.

Forschung mit marginalisierten Gruppen steht zudem vor dem Problem, dass auch der Forschungsprozess selbst durch die Folgen gesellschaftlicher Stigmatisierungen beeinträchtigt ist. So liegen in Deutschland überwiegend Daten von lesbischen, bisexuellen und Trans*Personen vor, die über spezifische soziale Unterstützungsstrukturen verfügen, die über ls_FT*-Netzwerke erreichbar sind, die eher offen leben, die über Sprachkenntnisse verfügen, die zur Beantwortung der Fragen notwendig sind, die über hinreichende Ressourcen für die Teilnahme an einer Untersuchung verfügen und die der Erforschung der jeweiligen Fragestellungen einen bedeutsamen Stellenwert zumessen (Wolf 2004, Sheets/Mohr 2009, Kennedy/Hellen 2010). Regelmäßig sind unter den Befragten Menschen mit einem relativ hohen Bildungsabschluss überrepräsentiert (Steffens et al 2010). Menschen, die sich keinen sozialen Kontexten zugehörig fühlen und durch ihre vielfachen Marginalisierungserfahrungen wahrscheinlich ein besonders hohes Risiko für gesundheitliche Gefährdungen tragen (Berry 1990, Fingerhut/Peplau/Ghavami 2005), sind hingegen kaum vertreten. Dass ein Teil der Forschungen an lb_FT*-Personen in Deutschland wie in anderen Ländern mit der Intention oder Folge heteronormativer und gendernormativer Regulation durchgeführt worden ist (genauer dazu: Wolf 2004), stellt vermutlich eine weitere Barriere für die Forschungsteilnahme vieler lesbischer, bisexueller und Trans* Personen dar.

Leider konnten wir uns in der vorliegenden Forschungsübersicht aufgrund der aufgezeigten unvollständigen Datenlage in Deutschland der für diese Gesamtstudie zentralen Frage nach den differenzierten Auswirkungen der intersektionalen Verknüpfung verschiedener Merkmale von Diversity (Purdie-Vaughns/ Eibach 2008) nur tentativ nähern. Ein fortbestehendes Desiderat stellt Forschung dar, die unter Reflexion sowohl der den Forschungsprozess prägenden Diskurse (vgl. Verloo 2006) als auch der emischen oder etischen¹⁸ Positionierung der Forschenden (LaSala 2009, Martin/Meezan 2009) nach den vielfältigen Lebenswirklichkeiten von lesbischen Frauen und Trans*Personen fragt und damit valide Grundlagen für politische, Bildungs- und Beratungsarbeit schafft (Huber 2004, Purdie-Vaughns/Eibach 2008).

¹⁸ **emisch**: aus der Perspektive einer kulturinternen Person; **etisch**: aus der Perspektive einer kulturexternen Person

II Ergebnisse

a) Quantitative Studie

María do Mar Castro Varela/Ute Koop/Gisela Ott-Gerlach

1. Fragebogenentwicklung und Ablauf der Untersuchung

Die quantitative Untersuchung wurde mittels eines 14-seitigen standardisierten Fragebogens durchgeführt. Ziel der quantitativen Erhebung war insbesondere die allgemeine Erfassung von Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans*Personen (lb_FT*). Die Ergebnisse sollten im Weiteren mit den Ergebnissen des qualitativen Teils der Untersuchung in Beziehung gesetzt und diskutiert werden.

1.1 Zielgruppe(n)

Zielgruppe der Studie waren lesbische, bisexuelle Frauen und Trans*Menschen in Deutschland. Dabei sollten insbesondere die Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen migrantischer lb_FT* und lb_FT* of Color/Schwarze lb_FT* repräsentiert werden. Dies wurde durch gezielte Ausschreibungen bei Kooperationseinrichtungen und einer ausgiebigen Werbekampagne angestrebt.

1.2 Zeitlicher Ablauf und Umfang

Es fanden zwei Pretests statt: der erste im Mai 2010 für die schriftliche Version und ein zweiter im Juli für die Onlineversion des Fragebogens.

Die Papierversion wurde Ende Juli 2010 gedruckt und anschließend verteilt. Ebenfalls im Juli 2010 konnte der Fragebogen in eine Onlineversion transformiert werden, wofür der Inhalt in eine Datenmaske der Software *Limesurvey* übertragen und in fünf Sprachen (Französisch, Englisch, Türkisch, Polnisch und Spanisch) übersetzt wurde, um den Zugang zur Studie für Proband_innen mit anderen Sprachkenntnissen als Deutsch zu ermöglichen.

Angesichts des sich erweiternden Kenntnisstandes wurden Veränderungen an der Online-Version des Fragebogens vorgenommen. Auf die jeweils relevanten Punkte wird an entsprechender Stelle hingewiesen.

Die Studie wurde bundesweit durchgeführt. Nach einer Vorankündigung erstreckte sich der tatsächliche Untersuchungszeitraum vom 1.8.2010 bis zum 31.1.2011. Dabei wurde zwischen der Online-Erhebung und der schriftlichen Erhebung unterschieden: Die Erhebung mittels der Online-Version erfolgte vom 2.8.2010 bis 30.11.2010, die der schriftlichen Version vom 1.8.2010 bis 31.1.2011.

Bekanntmachung der Fragebogenaktion

Die Fragebogenaktion wurde an unterschiedlichen Orten und in verschiedenen Medien bekannt gemacht:

- Im Juni bzw. August 2010 wurden Materialien auf dem lesbisch-schwulen Straßenfest und dem CSD in Berlin ausgelegt.
- Es wurde eine Postkarte (Auflage 5.000), die auf die Studie aufmerksam machte, entworfen, gedruckt und an 70 Organisationen bundesweit verschickt.
- In zwei bundesweit ausgestrahlten lesbisch-schwulen Radiosendungen und weiteren kleineren feministischen bzw. linken Zeitschriften wurde auf die Studie aufmerksam gemacht.

Anzahl und Distribution der Fragebögen

- Insgesamt wurden 83.000 Fragebögen verteilt.
- 78.000 Fragebögen wurden den Szenemedien „Siegssäule“ (Ausgabe September 2010) und „L-Mag“ (Ausgabe September/Oktober 2010) beigelegt.
- 5.000 Fragebögen wurden bei Veranstaltungen und Events der Lesbenberatung Berlin wie auch bundesweit verteilt bzw. versandt:
- an 87 bundesweite Frauen-, Lesben-, Trans* und queere Organisationen sowie an Clubs, Cafés und Veranstaltungsorte wurde der Fragebogen direkt verschickt.
- Fragebögen mit Anschreiben und Kampagneplakaten wurden in Berliner LSBTIQ-Szenelokalen verteilt. Darüber hinaus wurden dort Postkarten zur Bekanntmachung der Fragebogenaktion ausgegeben.
- Im August 2010 fand in Berlin eine Verteilungsaktion von Fragebögen und Plakaten auf dem Parkfest Friedrichshain und auf der Fußballveranstaltung „Come Together Cup“ statt.
- Auf der Internetplattform Lesarion wurde eine Bannerschaltung mit einem Link zum Fragebogen eingerichtet.

Auswertungsgrundlage

Einschlusskriterien für die Auswertung waren die Rücksendung des Fragebogens in der Papierversion bis 31.1.2011 bzw. die Teilnahme an der Online-Befragung bis einschließlich 30.11.2010. Als gültig erachtet wurden nur vollständig ausgefüllte Fragebögen. Aus den Angaben in den ausgefüllten Fragebögen musste ersichtlich sein, dass der Lebensmittelpunkt der Teilnehmer_innen zum Zeitpunkt der Beantwortung in Deutschland lag.

Es liegen insgesamt 4.546 Datensätze vor, 3.854 Datensätze aus der Online-Befragung und 692 aus der schriftlichen Befragung. Aufgrund der Ein- bzw. Ausschlusskriterien konnte ein Teil der Papier- als auch Online-Fragebögen nicht berücksichtigt werden. Darüber hinaus stellte sich bei der Online-Befragung heraus, dass es einen sehr hohen Anteil an Studienteilnehmer_innen gab, die den Fragebogen zwar ausfüllten, ihn jedoch nicht mit dem Button „bestätigen“ abgeschickt haben - sogenannte „Dropouts“. Die Dropout-Rate beträgt 60,3% und ist damit recht hoch.

Die Datenerfassung von web- und papierbasierter Befragung wurde zu einer SPSS-Datei zusammengeführt und mit dem Statistikprogramm IBM SPSS Statistics 19 deskriptiv ausgewertet.

Die Auswertung der offenen Fragen innerhalb des quantitativen Teils des Fragebogens erfolgte durch Sichtung, Kategorisierung und Auszählung der gegebenen Antworten im Sinne einer qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2002). Ebenso wurden die Randbemerkungen (nur Papierversion) und Endkommentare beider Versionen gesichtet und ausgewertet.

2. Ergebnisse der Fragebogenerhebung

Nachfolgend werden die Ergebnisse der quantitativen Studie dargestellt und diskutiert. Wo es sinnvoll erschien, wurden Vergleiche zwischen der Gesamtpopulation und lb_FT* of Color und migrantischen lb_FT* dargestellt.

Die Darstellung der Ergebnisse folgt nicht immer der vorgegebenen Itemreihenfolge im Fragebogen. Dort wo es zweckmäßig erschien, sind die Fragen geclustert und die Reihenfolge ist geändert worden.

Aufgrund der sehr hohen Komplexität des Fragebogens konnten nicht alle eventuell sinnvollen Überkreuzberechnungen angestellt werden. Da die Filterfragen für migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color zum Teil etwas vage gestellt worden, konnten diese zwei Gruppen zwar durch mehrere Filterungen ermittelt werden, eine gute Vergleichbarkeit konnte aber dennoch nicht hergestellt werden.

2.1 Grundgesamtheit

2.143 Fragebögen wurden vollständig und korrekt ausgefüllt und konnten somit ausgewertet werden – 1.483 (69,2%) als Online- und 660 (30,8%) als Printversion.

	Häufigkeit	Gültige Prozente
Online	1.483	69,2
Papier	660	30,8
Gesamt	2.143	100,0

Tab. 1: Fragebogenrücklauf

Die Berechnung des Fragebogenrücklaufs kann nicht präzise ermittelt werden, da unklar ist, wie viele Fragebögen letztendlich die Zielgruppe erreicht haben. Auf der Grundlage der insgesamt 83.000 eingesetzten Fragebögen, in Beziehung gesetzt zu der Anzahl der auswertbaren Fragebögen, ergibt sich allerdings ein Gesamtrücklauf von 2,6%. Obwohl der Rücklauf prozentual gesehen nicht hoch ist, kann dennoch ein großes Interesse an der Studie konstatiert werden. Immerhin haben über 4.500 Menschen aktiv an der Befragung teilgenommen, obschon der 14-seitige Fragebogen mit seinem zum Teil sehr komplexen Fragestellungen sehr anspruchsvoll war und die Beantwortung viel Zeit in Anspruch nahm.

Da die absolute Grundgesamtheit, also die tatsächliche Anzahl der Personen, die die Zielgruppe der Studie stellen, nicht bekannt ist, kann zur Repräsentativität der schriftlich oder online zurückgesendeten Fragebögen und der letztendlich gültig ausgefüllten, auswertbaren Fragebögen keine Aussage getroffen werden. Wie viele lesbische/bisexuelle Menschen und Trans*Personen in Deutschland leben, kann nur geschätzt werden, da sexuelle Orientierung und/oder Genderidentität nicht behördlich erfasst werden. Dies ist nicht wünschenswert,¹⁹ stellt aber quantitative Erhebungen, die diese Zielgruppe fokussieren, vor kaum überwindbare Probleme. Der Sexualwissenschaftler Martin Dannecker geht von einer Prävalenz von lesbischen Praxen in der Gesamtbevölkerung aus, die zwischen 1,3% und 0,4% liegt. Allerdings wurden diese Zahlen aus der Kombination dreier Studien aus den USA, Großbritannien und Frankreich ermittelt. die zudem bereits Mitte der 1990er-Jahre stattgefunden.

¹⁹ Immer wieder werden Fälle bekannt, in denen das Merkmal „Homosexualität“ in behördlichen Datenbanken gespeichert wird. Dies ist jedoch aus datenschutzrechtlichen Gründen unzulässig und erinnert zudem an die unrühmlichen „Rosa-Listen“ während des Nationalsozialismus.

den haben. Wichtig scheint hier lediglich, dass die häufig angegebene Zahl von 10% „Homosexuellen“, die sehr häufig aus den Ergebnissen des US-amerikanischen Kinsey-Report - aus den 1940er-Jahren - zitiert wird, deutlich revidiert werden muss (Dannecker 2000: 335ff.). Da die vorliegende Studie zusätzlich bisexuelle Frauen und auch Trans*Personen berücksichtigt, ist es unmöglich, die Zielgruppe zahlenmäßig präzise zu erfassen.

2.2 Beschreibung der Studienteilnehmer_innen

Im folgenden Kapitel wird die hier repräsentierte Gruppe näher beschrieben. Es handelt sich, wie schnell ersichtlich wurde, um eine relativ homogene Gruppe - zumindest hinsichtlich ökonomischer Position und Bildung.

2.2.1 Bundesland

Anhand der Angaben zum Bundesland lässt sich ablesen, ob es sich bei der vorliegenden Studie tatsächlich um eine bundesweite Studie handelt.

Auch wenn eine Überrepräsentanz von Teilnehmenden aus Berlin konstatiert werden muss, verteilt sich der Rest der Fragebögen auf das gesamte Bundesgebiet.

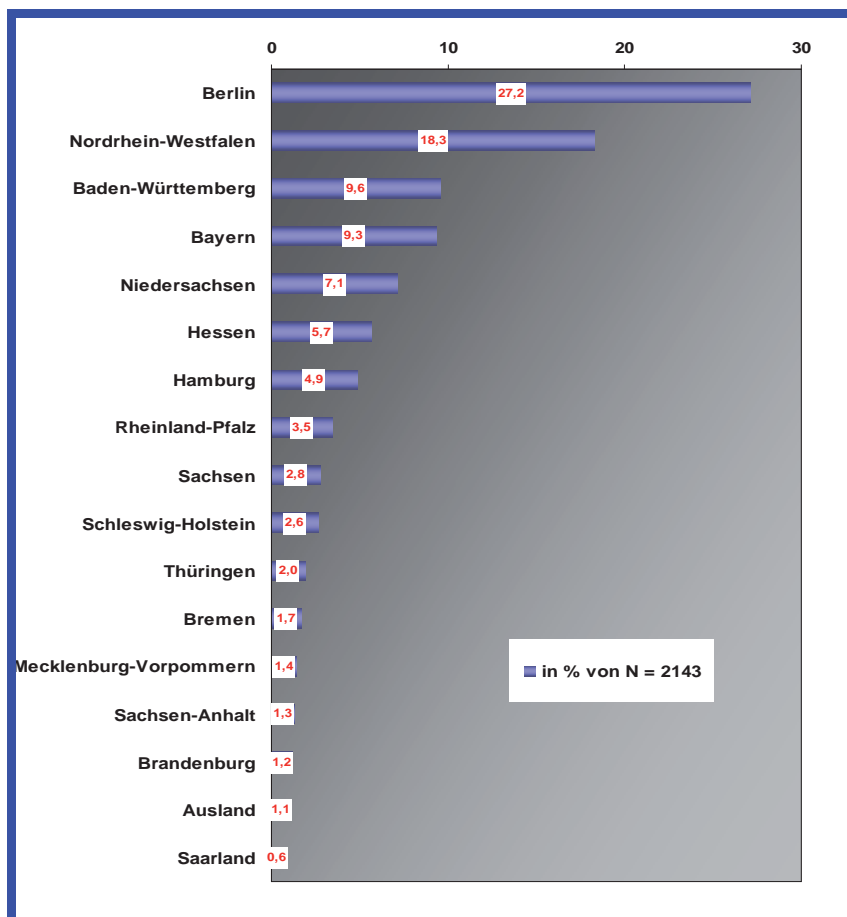


Abb. 1: Studienteilnehmer_innen nach Bundesländern

Es haben Menschen aus dem gesamten Bundesgebiet teilgenommen. Die meisten Studienteilnehmer_innen haben ihren Wohnsitz in Berlin (27,2%), gefolgt von Nordrhein-Westfalen (18,2%), Baden-Württemberg (8,8%), Bayern (8,3%) und Niedersachsen (5,7%).

Die beiden Stadtstaaten Hamburg und Bremen sind im Vergleich zu den kleineren Bundesländern sogar überrepräsentiert, wenn auch nicht in der Größendimension Berlins. In den „neuen“ Bundes-

ländern haben durchschnittlich weniger Befragte an der Studie teilgenommen als in den „alten“. 65,6% leben in einer Großstadt oder Metropole. Nur 8,6% der Studienteilnehmer_innen wohnen auf dem Land. Das deckt sich mit den Ergebnissen der qualitativen Studie, in der die „Flucht aus der Kleinstadt oder dem Dorf“ in unterschiedlicher Art und Weise immer wieder thematisiert wurde. Die fehlende Anonymität, die eine Großstadt oder Metropole bietet, kann für Minderheiten zum Problem werden, wenn Anfeindungen zur Regel werden.

2.2.2 Altersstruktur

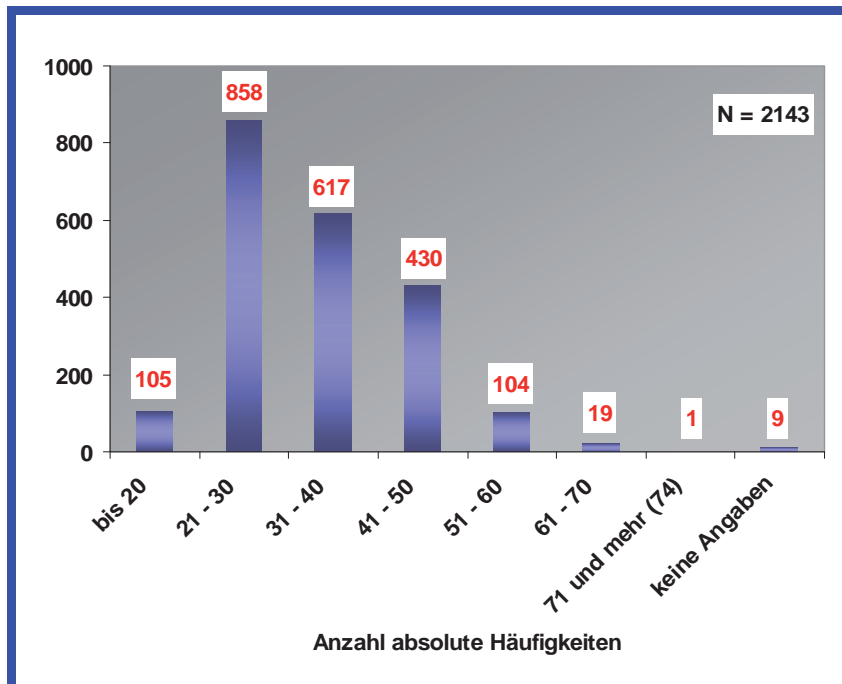


Abb. 2: Altersstruktur

Das Durchschnittsalter der Befragten lag bei 33 Jahren. Der_die jüngste Studienteilnehmer_in war zum Zeitpunkt der Befragung 14 Jahre, die_der älteste 74 Jahre alt. Die meisten Studienteilnehmer_innen sind zwischen 21 und 40 Jahre alt - insgesamt 1.475. Lediglich 105 der Teilnehmenden sind 20 Jahre und jünger. Und nur 19 sind über 60 Jahre alt.

Wir haben es demnach mit einem eher jungen Untersuchungskollektiv zu tun. Die meisten befinden sich dementsprechend am Anfang ihrer beruflichen Karriere bzw. in Ausbildung, was sich auf die ökonomische Positionierung auswirkt.

2.2.3 Schulausbildung

Intendiert war, eine große Bevölkerungsbandbreite zu erreichen, um so durch Clusterungen weitere Untersuchungen etwa nach „Klassenzugehörigkeit“ zu ermöglichen. Das Bildungsniveau der Teilnehmer_innen ist allerdings erwartungsgemäß sehr hoch.

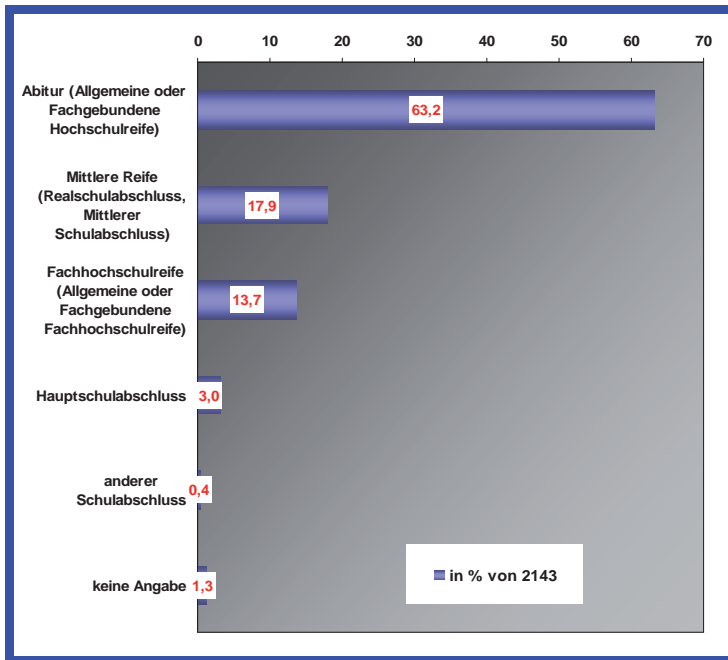


Abb. 3: Schulausbildung

Die große Mehrheit der Studienteilnehmer_innen hat Abitur (63,2%). 17,9% haben die Mittlere Reife erworben und 13,7% die Fachhochschulreife. Damit erweist sich das Untersuchungskollektiv als eine Gruppe mit überdurchschnittlich guter Schulbildung. Laut dem aktuellen Bildungsbericht des Bundesministeriums für Bildung und Forschung erreichten in 2010 von allen Schulabsolvent_innen lediglich 34% eine allgemeine und nur 15% eine Fachgebundene Hochschulreife.

2.2.4 Berufsabschlüsse

Ein ähnliches Bild ergibt sich bei näherer Betrachtung der repräsentierten Berufsabschlüsse.

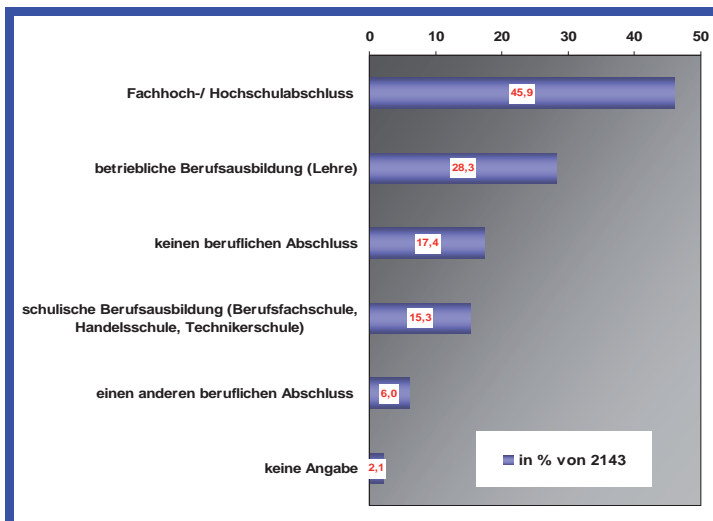


Abb. 4: Berufsabschlüsse

Die meisten Studienteilnehmer_innen verfügen über eine höhere Bildung: 45,9% haben einen Fachhochschul- bzw. Hochschulabschluss erworben, 28,3% haben einen betrieblichen Berufsabschluss und 15,3% eine schulische Berufsausbildung absolviert. Die Befragten, die angeben, keinen beruflichen Abschluss zu haben, sind hauptsächlich in der Gruppe der Schüler_innen und Studentinnen_innen zu finden.

Aufgrund von Mehrfachnennungen beträgt die Häufigkeit der Antworten 2.422.

2.2.5 Erwerbstätigkeit

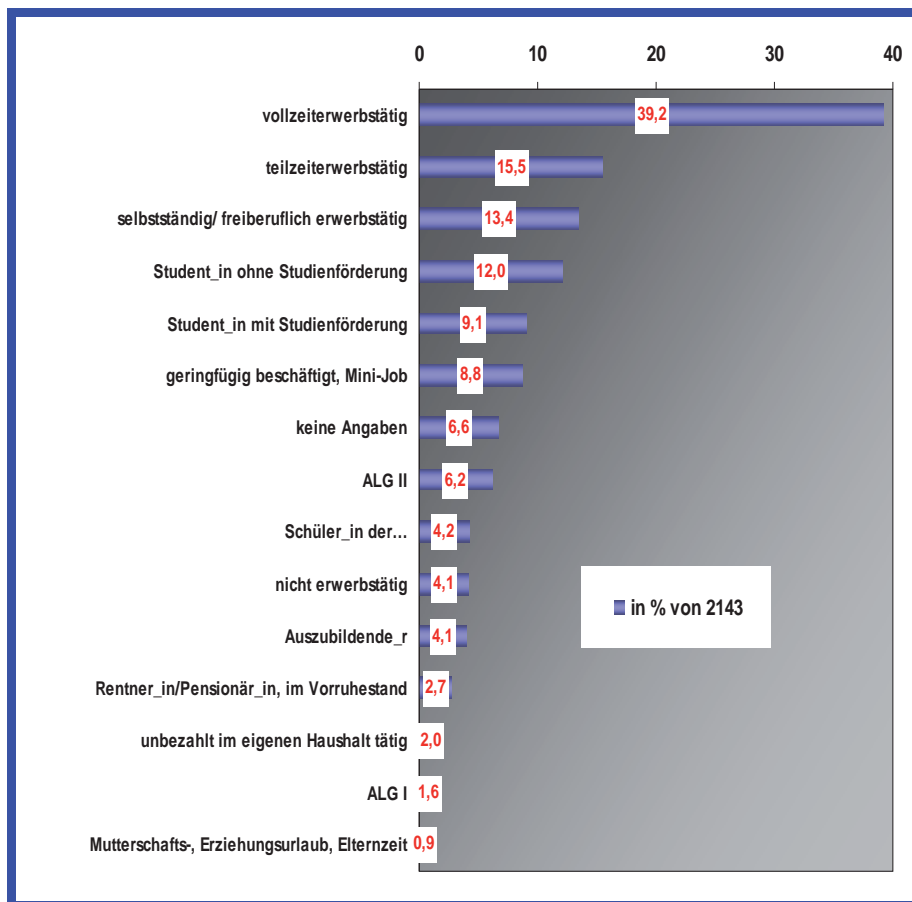


Abb. 5: Erwerbstätigkeit

68,1%, also über zwei Drittel der Befragten, sind vollzeit- oder teilzeitbeschäftigt bzw. freiberuflich tätig. Ein recht hoher Anteil (21,1%) entfällt auch auf Studium bzw. Ausbildung. Explizit arbeitslos sind 7,8%, insgesamt also 167 Personen (ALG I + II). Die Befragungsgruppe liegt demnach statistisch gesehen in Bezug auf Arbeitslosigkeit im Bundesdurchschnitt, was im Zusammenhang mit dem überdurchschnittlich hohen Bildungsgrad zeigt, dass hohe sekundäre und tertiäre Bildungsabschlüsse nicht immer einen direkten Zugang zum Arbeitsmarkt zur Folge haben. Wir können hier keine Aussage zur Diskriminierung von LGBTIQ-Personen beim Zugang zum Arbeitsmarkt machen, dies bestätigen allerdings andere Studien (vgl. etwa FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte 2011).

2.2.6 Einkommen

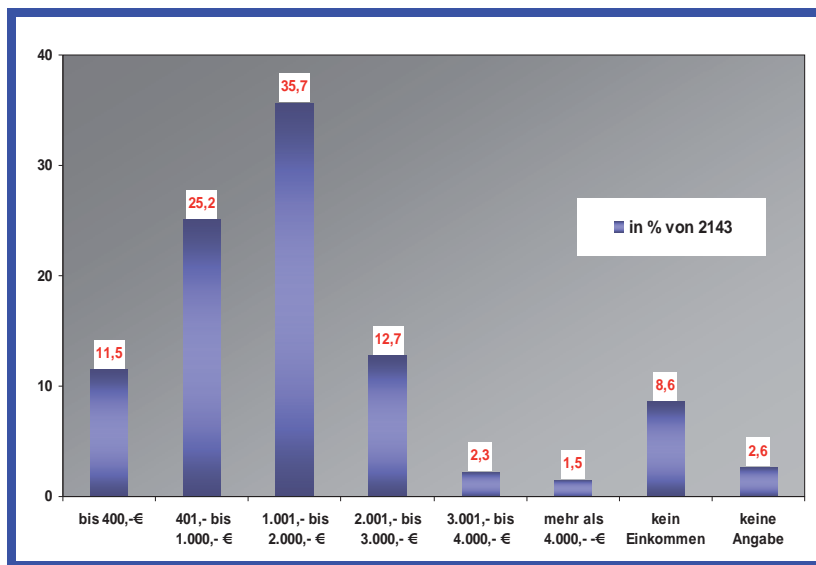


Abb. 6: Einkommen

Das durchschnittliche Nettoeinkommen liegt, angesichts der guten Ausbildung/ Berufsabschlüsse/Beschäftigungsverhältnisse der Befragten, eher niedrig und leicht unter dem Bundesdurchschnitt. Dafür könnte es zwei Gründe geben: Zum einen wurde in der obigen Tabelle das Nettoeinkommen nicht nur für das Einkommen aus Erwerbstätigkeit eingerechnet, sondern auch ALG, Studienförderung usw. Zum anderen ist das Durchschnittsalter der Studienteilnehmer_innen von 33 Jahren zu berücksichtigen. Das bedeutet, dass viele Studienteilnehmer_innen noch nicht voll am Arbeitsleben teilnehmen oder sich noch am Anfang ihrer beruflichen Laufbahn befinden. Zusätzlich sind die niedrigeren weiblichen Löhne zu beachten, die sich höchstwahrscheinlich hier auch niederschlagen.

Insgesamt 8,2% und damit 176 Befragte waren schon einmal von Wohnungslosigkeit betroffen. Dies ist ein relativ hoher Wert angesichts der überdurchschnittlich hohen Schul- und Bildungsabschlüssen der Befragten. Es würde allerdings weitergehende Studien bedürfen, um belegen zu können, ob ein Zusammenhang mit sexueller Orientierung, Genderidentität und Obdach- bzw. Wohnungslosigkeit auszumachen ist.

2.2.7 Lebensweise

Verfolgen wir die öffentlichen Debatten zum Thema „Homosexualität“, so wird der Eindruck erweckt, als sei das größte Problem der LSBTIQ-Community das Recht auf Ehe, Adoption und Ehegattensplitting. Für die hier repräsentierte Gruppe kann dies nicht bestätigt werden.

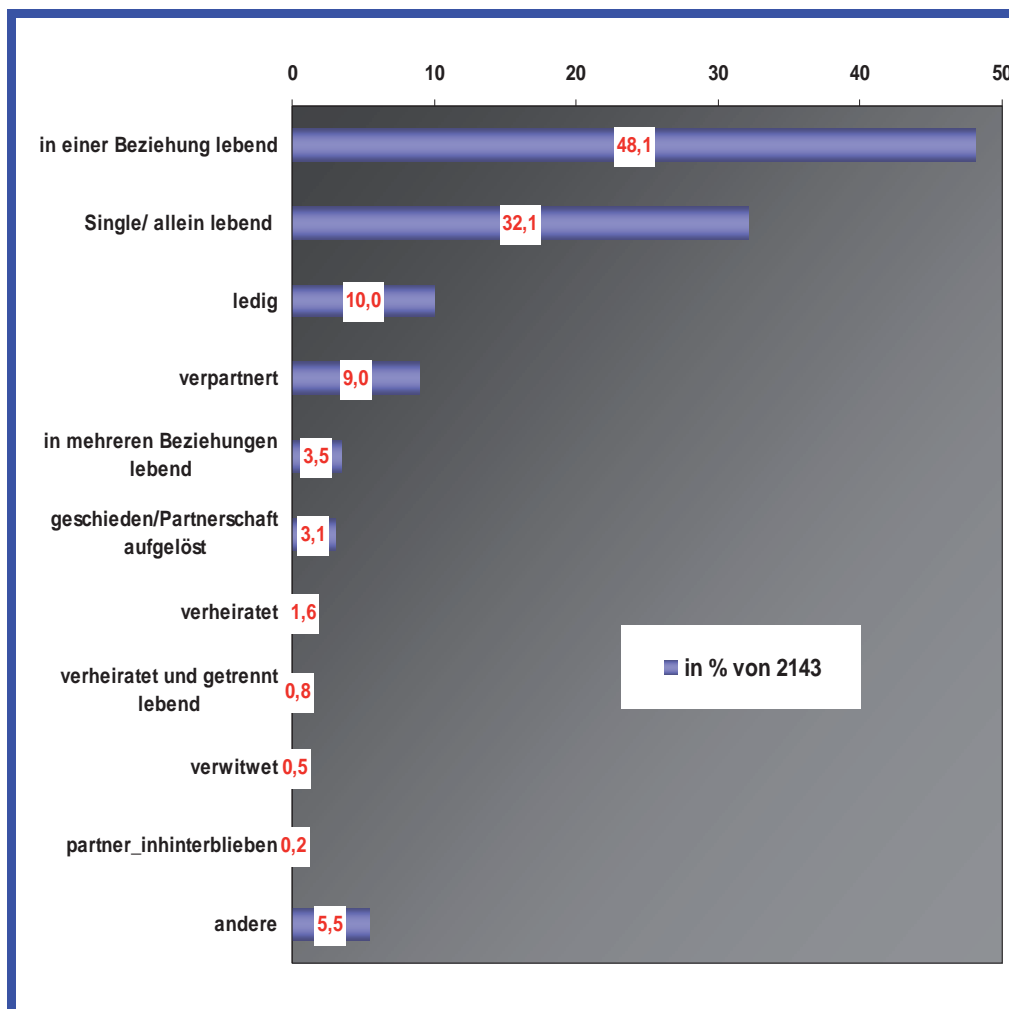


Abb. 7: Lebensweise

48,1% geben zwar an, in einer Beziehung zu leben, aber nur 9,9% sind verpartnert. Das heißt, dass die mediale und politische Aufmerksamkeit, die der Verpartnerung geschenkt wird, sich hier nicht widerspiegelt. Zumindest die Personen, die an dieser Studie teilgenommen haben, scheinen der Idee zu widersprechen, dass lesbische oder bisexuelle Lebensweisen eng verbunden sind mit dem Wunsch nach Anerkennung der Beziehung durch den Staat. Im August antwortete die Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Linken im Bundestag anlässlich „Zehn Jahre Lebenspartnerschaftsgesetz (LPartG)“:

„Der Bundesregierung ist die Anzahl der eingetragenen Lebenspartnerschaften nicht bekannt. Eine bundesweite statistische Erfassung der Begründung von eingetragenen Lebenspartnerschaften findet nicht statt. Die Zahl kann nur grob eingegrenzt werden:

Seit 2006 wird im Mikrozensus erhoben, wie viele Paare bundesweit in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft in einem Haushalt zusammenleben; eine Aufschlüsselung nach Bundesländern findet nicht statt. Für 2006 wurden etwa 12.000 Paare ermittelt, für 2010 rund 23.000. Die Beantwortung der Frage nach einem Lebenspartner im Haushalt ist im Mikrozensus freiwillig. Außerdem gibt es eingetragene Lebenspartner, die nicht in einem Haushalt zusammenleben. Die genannten Zahlen dürften deshalb als untere Grenze zu interpretieren sein. (...) Der Bundesregierung liegen keine Erkenntnisse darüber vor, welchen Anteil lesbische und schwule Lebenspartnerschaften jeweils an den aufgehobenen Lebenspartnerschaften haben. Die amtliche Statistik differenziert nicht nach Geschlecht.“ (Bundesregierung. Drucksache 17/6772: 2)²⁰

²⁰ Online unter: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/067/1706772.pdf> (letzter Aufruf 31.08.2012).

Da nicht nach Geschlecht differenziert wird, könnte es sein, dass mehr schwule Männer als lesbische Frauen vom LPartG Gebrauch machen. Allerdings muss auch hier in Betracht gezogen werden, dass die Studienteilnehmer_innen recht jung sind.

Interessant ist auch, dass 3,5% (75 Personen) angeben, in mehreren Beziehungen zu leben. In allen uns bekannten Studien zu nicht-normativen Lebensweisen und Begehren wird die Zweierbeziehung weiterhin normativ fortgeschrieben (vgl. hierzu Schroedter/Vetter 2010). Eine Öffnung dieser Vorannahme zeigt, dass eine relativ große Gruppe dieser Norm widersteht. Hieraus ergeben sich etwa für Beratungsinstitutionen klare Herausforderungen.

Aufgrund von Mehrfachnennungen beträgt die Häufigkeit der Antworten 2.464.

Leben mit Kindern

14,7% und damit 316 Studienteilnehmer_innen haben Kinder bzw. Verantwortung für Kinder übernommen (z.B. Co-Elternschaft). 190 Befragte leben in einem Haushalt mit Kindern . 152 Befragte geben an, dass das Kind bzw. die Kinder ständig, 30 Befragte, dass das Kind bzw. die Kinder zeitweise mit ihnen in einem Haushalt leben. 36 der Befragten, die eine Co-Elternschaft übernommen haben, besitzen (anteiliges) Sorgerecht, 51 Befragte geben an, dass ein (anteiliges) Sorgerecht nicht gewünscht war und 76, dass das (anteilige) Sorgerecht nicht möglich ist, da z.B. keine eingetragene Lebenspartnerschaft besteht.

Laut Aussage des Ministeriums für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes Nordrhein-Westfalens liegen keine genauen „Zahlen darüber vor, wie viele Kinder in Regenbogenfamilien leben“. Und zwar auch hier wieder,

„weil insbesondere Kinder, die mit einem gleichgeschlechtlich orientierten Elternteil zusammenleben, statistisch nicht erfasst werden. Das Statistische Bundesamt führt bundesweit lediglich 7.000 Kinder auf, die in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften ausschließlich lesbisch leben. Schätzzahlen hingegen gehen davon aus, dass bundesweit 30.000 bis 35.000 Kinder in Regenbogenfamilien aufwachsen.“ (Pressemittteilung des MGEPA vom 10.09.2011).²¹

Sollten diese Zahlen stimmen, konnte nur ein Bruchteil dieser Gruppe mit der Befragung erreicht werden.

2.2.8 Staatsangehörigkeit

Um Studienteilnehmerinnen, deren erste Sprache nicht Deutsch ist, zu erreichen, wurde der Online-Fragebogen in diversen Sprachen zur Verfügung gestellt. Allerdings hat nur ein ganz kleiner Bruchteil der erfassten Gesamtpopulation davon Gebrauch gemacht. Dies liegt unter anderem daran, dass die große Mehrheit der Teilnehmenden die deutsche Staatsbürger_innenschaft innehat.

Staatsangehörigkeit	Absolut	%
Deutsch	1.991	92,9
Deutsch und eine andere	63	2,9
Zwei und mehr andere als deutsch	3	0,1
Nicht-deutsch	75	3,5
Sonstige Angaben (EU oder nicht identifizierbar)	6	0,3
Keine Angaben (mit Begründung)	3	0,1
Keine Angaben (ohne Begründung)	2	0,1
Gesamt	2.143	100,0

Tab. 2: Staatsangehörigkeit

²¹ Online unter: <http://www.mgepa.nrw.de/ministerium/presse/pressemitteilungsarchiv/pm2011/pm110910a/index.php> (letzter Aufruf 31.08.2012).

Die Frage nach der Staatsangehörigkeit wurde als offene Frage gestellt. Die große Mehrheit der Befragten (92,9%) gibt hier an, die deutsche Staatsbürger_innenschaft innezuhaben. Zudem geben einige an, eine doppelte bzw. Mehrfachstaatsangehörigkeit zu besitzen.

Nur insgesamt 75 Personen geben explizit an, eine andere (identifizierbare) Staatsangehörigkeit als die deutsche zu haben.

Drei Teilnehmende haben keine Angaben gemacht, während einige wenige nicht-identifizierbare Angaben gemacht haben.

Nicht-deutsche Staatsangehörigkeit (N = 75)			
Staat	Häufigkeit	Staat	Häufigkeit
Französisch	12	Portugiesisch	2
Österreichisch	12	Argentinisch	1
Italienisch	5	Chilenisch	1
Türkisch	5	Gabunisch	1
Britisch	4	Israelisch	2
Niederländisch	4	Jugoslawisch	1
Schweizerisch	4	Kroatisch	1
Australisch	3	Mexikanisch	1
Russisch	3	Moldauisch	1
Spanisch	3	Schwedisch	1
Amerikanisch	2	Slowenisch	1
Griechisch	2	Slowakisch	1
Kanadisch	2		

Tab. 3: Nicht-deutsche Staatsangehörigkeit

Von den 75 Teilnehmenden, die angeben, keine deutsche Staatsbürger_innenschaft zu haben, sind 50 Staatsbürger_innen eines EU-Staates. Fünf haben die türkische und nur vier haben Staatsbürger_innenschaften inne, die dem „globalen Süden“ (Mexiko, Chile, Argentinien, Gabun) zuzuordnen sind.

Auch bezüglich Staatsangehörigkeit haben wir es mit einer sehr homogenen Gruppe zu tun. Angemerkt sei hier, dass dies keine Aussage über die Anzahl der von Rassismus betroffenen Personen zulässt, da Staatsangehörigkeit nur *ein* Kriterium ist - und ein vages dazu -, um zu erfassen, wer von Rassismus betroffen ist. Andererseits konnte auch die vorliegende Studie das Problem, dass bei quantitativen Befragungen „Migrant_innen“ schwer zu erreichen sind, nicht überwinden.

2.2.9 Religionszugehörigkeit

Gefragt nach der Religionszugehörigkeit, wurden folgende Angaben gemacht:

	Häufigkeit
Keine Religionszugehörigkeit	752
Evangelisch/lutherisch/protestantisch	514
(Römisch)katholisch	320
Christlich ohne konkretere Angaben	20
Muslimisch / islam / moslem	16
Buddhistisch	16
Jüdisch	15
Griechisch-orthodox	5
Agnostiker_in	4

Selbst definierter Glaube	3
Christlich/freikirchlich	2
Neuapostolisch	2
Baptistisch	1
Shintoistisch	1
Andere	26
Keine Angabe (leere Datenzelle)	308
Keine verwertbaren Angaben (Eintrag z.B. -, /)	105
Eintrag "keine Angabe"	2

Tab. 4: Religionszugehörigkeit

864 Personen und damit 40,3% geben an, eine christliche Religionszugehörigkeit zu haben. Allerdings finden sich zahlreiche Einschränkungen wie etwa: „evangelisch (ich glaube aber nicht an Gott)“, „muslimin (offiziell zumindest)“, „noch römisch katholisch (werde aber austreten)“, „lebe nach jüdischem Ritus, gehöre keiner Gemeinde an“.

752 Personen und damit ganze 35% der Befragten geben an, keine Religionszugehörigkeit zu besitzen und 415 Personen und damit 19,4% machen keine bzw. lediglich unbrauchbare Angaben. Insgesamt gibt damit mehr als die Hälfte der Befragten (54,5%) an entweder keine Religionszugehörigkeit zu haben oder macht keine Angaben dazu.

26 Personen haben Angaben unter „sonstiges“ gemacht. Hier finden sich unter anderem Angaben wie „frei“, „shamanistisch“, „Sioux Indianer“, „weiblich feministische Spiritualität“ oder „heidnisch“, „neo-pagan“, „goddess worshiper“.

2.2.10 Migration

Im Nachfolgenden werden alle Angaben zu „Migration“ zusammengefasst. Es sei an dieser Stelle hervorgehoben, dass alle statistischen Erhebungen in Deutschland ein gemeinsames Problem haben: Das Kriterium „Migrationserfahrung“ weist deutliche Unschärfen auf. Offiziell erfasst das Statistische Bundesamt seit dem Mikrozensus von 2005 die Gruppe „Menschen mit Migrationshintergrund“. Diese werden wie folgt definiert:

„Zu den Personen mit Migrationshintergrund gehört die ausländische Bevölkerung – unabhängig davon, ob sie im Inland oder im Ausland geboren wurde – sowie alle Zugewanderten unabhängig von ihrer Nationalität. Daneben zählen zu den Personen mit Migrationshintergrund auch die in Deutschland geborenen eingebürgerten Ausländer sowie eine Reihe von in Deutschland Geborenen mit deutscher Staatsangehörigkeit, bei denen sich der Migrationshintergrund aus dem Migrationsstatus der Eltern ableitet. Zu den letzteren gehören die deutschen Kinder (Nachkommen der ersten Generation) von Spätaussiedlern und Eingebürgerten und zwar auch dann, wenn nur ein Elternteil diese Bedingungen erfüllt, während der andere keinen Migrationshintergrund aufweist. Außerdem gehören zu dieser Gruppe seit 2000 auch die (deutschen) Kinder ausländischer Eltern, die die Bedingungen für das Optionsmodell erfüllen, d.h. mit einer deutschen und einer ausländischen Staatsangehörigkeit in Deutschland geboren wurden.“ (Statistisches Bundesamt 2012: 380)

Das Statistische Bundesamt weist dabei ausdrücklich auf die Probleme der Operationalisierung hin (vgl. ebd. 5f.). Heike Diefenbach und Anja Weiß (2006) haben in diesen Zusammenhang mehrere Vorschläge unterbreitet, um dieser „Unschärfe“ zu begegnen. Es sei wichtig, so Diefenbach und Weiß,

„die Selbstdefinition mit zu erfassen, da hier deutlich werden kann, dass nationale Bevölkerungen in sich nicht homogen sind. Ein weiterer Vorteil ist darin zu sehen, dass den Betroffenen explizit die Gelegenheit zur Selbstdefinition auch im Unterschied zur amtlichen Zuordnung gegeben wird. Damit werden Bürgerrechte explizit gestärkt, obwohl inhaltlich Klassifikationen erhoben werden, die auf einen symbolischen Ausschluss aus der Gemeinschaft der Staatsbürger verweisen können.“ (Diefenbach/Weiß 2006: 13)

Die vorliegende Studie hat dies bewusst getan, indem sie nach der Selbstdefinition, dem Aufenthaltsstatus und der Herkunft der Eltern und Großeltern fragt. Doch selbst dieser Zugang erweist sich als nicht in Gänze befriedigend. Insbesondere bei der Frage nach der „Selbstdefinition“ wird deutlich, dass die Befragten sehr unterschiedliche Konzepte von „Migration“ haben und einige gar für sich ablehnen, als „Migrant_innen“ wahrgenommen bzw. bezeichnet zu werden. So schreibt eine Studienteilnehmer_in: „*Ich habe zwar einen Migrationshintergrund, aber es klingt wie ne Krankheit. Ich bin deutsch*“. Andererseits tauchen bei der Frage nach der Herkunft der Eltern auch Angaben auf, die zwar auf die Migration derselben verweisen (etwa: in die Schweiz), aber in keinem Zusammenhang mit dem „Migrationsstatus“ der Befragten selbst stehen. Sehr gut auf den Punkt bringt das Problem der folgende Kommentar einer Studienteilnehmer_in:

„Die Fragen nach Migrationserfahrung waren für mich schwer zu beantworten: einerseits ist klar, dass ein Umzug von Wien nach Berlin ‚normalerweise‘ nicht als Migration gefasst wird; genauso wenig wie familiäre Erfahrungen von Flucht und Exil im Nationalsozialismus im Kontext dieses Fragebogens unter die Kategorie Migration ‚passen‘. Ich würde auf dieser Basis für mich keine ‚Migrationserfahrung‘ beanspruchen, aber wenn ich alle diesbezüglichen Fragen mit ‚nein‘ oder ‚trifft nicht zu‘ beantworte, bestätige ich damit nicht eine ‚Normalität‘, die auf mich eigentlich auch nicht zutrifft?“ (Endkommentar 110)

Für die Filterung der Vergleichsgruppe „migrantische lb_FT*“ war trotzdem die Selbstbestimmung entscheidend, da es uns wichtig war, die Selbstwahrnehmung wie auch die Selbstbezeichnungspraxen zu respektieren.

Aufenthaltsstatus

Der Aufenthaltsstatus ist nach wie vor ein „legaler“ Diskriminierungsgrund. Undokumentierte Migrant_innen können sich nur auf sehr wenige nationale Gesetze berufen und sind aufgrund des prekären Status in einer Situation permanenter Unsicherheit. Aber auch ein befristeter Aufenthaltsstatus kann dazu führen, dass die Chancen auf dem Arbeitsmarkt deutlich ungünstiger erscheinen. Zudem ist es nicht einfach, eine „Zukunft“ aufzubauen, wenn der Aufenthalt nicht gesichert ist. Von den 75 Befragten, die angeben, keine deutsche Staatsangehörigkeit zu haben, leben allerdings nur drei undokumentiert in Deutschland.

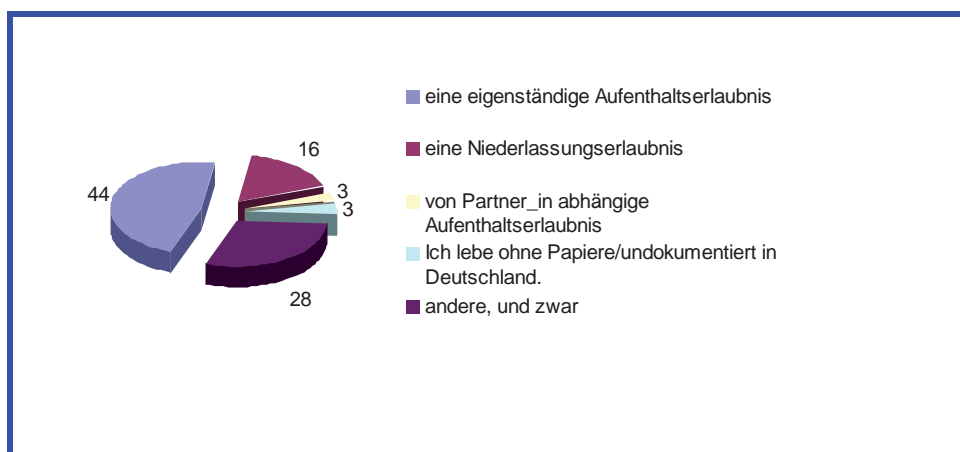


Abb. 8: Aufenthaltsstatus

44 sind im Besitz einer eigenständigen Aufenthaltserlaubnis. Nur 16 haben eine Niederlassungserlaubnis und drei eine von der/dem Partner_in abhängige Erlaubnis.

Ganze 28 Personen geben an, einen anderen Aufenthaltsstatus innezuhaben: Unter „andere“ wird von 18 Befragten „EU-Recht“, „EU-Mitglied“, „EU-Bürgerin“ usw. genannt. Der Rest der Antworten ist unspezifisch: z.B. „geboren“, „Deutsche“, „keine Ahnung“.

Eine Befragte gibt an, die Aufenthaltserlaubnis aufgrund eines Studentenvisums erhalten zu haben - die dann befristet, aber eigenständig ist.

Asylgründe

Die Asylgesetze, so wie sie zurzeit in der Bundesrepublik rechtskräftig sind (insbesondere Asylverfahrensgesetz (AsylVG)), bieten Menschen, die aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise oder ihres Trans*Seins in ihren Herkunftsländern verfolgt werden, kaum Chancen, als Asylberechtigte Anerkennung zu finden. Insoweit ist es nicht zufällig, dass nur sehr wenige Befragte die Frage danach positiv beantworteten.

Wenn Sie einen Asylantrag gestellt haben, wurde es als Asylgrund (mit) anerkannt, dass Sie	Ja	Nein	Ich habe es nicht als Grund angegeben
lesbisch/bisexuell sind?	4	10	4
Trans* sind?	1	9	

Tab. 5: Asylgründe

Nur eine sehr kleine Gruppe innerhalb der Gesamtpopulation der Studienteilnehmer_innen ist nach Deutschland geflüchtet. Und lediglich fünf der Studienteilnehmer_innen haben als Asylgrund angegeben, dass sie lesbisch/bisexuell oder Trans* sind. Das bedeutet jedoch nicht, dass nicht auch weitere Studienteilnehmer_innen aufgrund von Verfolgung in ihrem Herkunftsland nun in Deutschland leben. Es ist bekannt, dass Minderheitenangehörige - dazu zählen insbesondere LGBTIQ-Aktivist_innen - in politischen Widerstandsgruppen gegen faschistische und diktatorische Staaten keine Seltenheit sind. So waren viele lesbische, schwule und Trans*Aktivist_innen in Südafrika in der Anti-Apartheidbewegung aktiv. Häufig verpartnern sich auch Liebespartner_innen, wenn eine_r das Herkunftsland verlassen muss. Dies wird dann nicht als Flucht im üblichen Sinne gelesen (vgl. zu den Schwierigkeiten der Anerkennung von „Homosexualität“ und „Transsexualität“ als Asylgrund etwa Castro Varela 1999, de Silva/Quirling: 2005, Jansen/Spijkerboer 2011).

Darüber hinaus können (anonyme) Fragebogenerhebungen gerade in Gruppen, die lange Zeit starker staatlicher Kontrolle ausgesetzt waren - und zwar im Herkunfts- wie im Aufnahmeland - eher Ablehnung auslösen. Zur sehr erinnern diese an behördliche „Erfassungsbögen“.

Familiäre Migrationsgeschichte

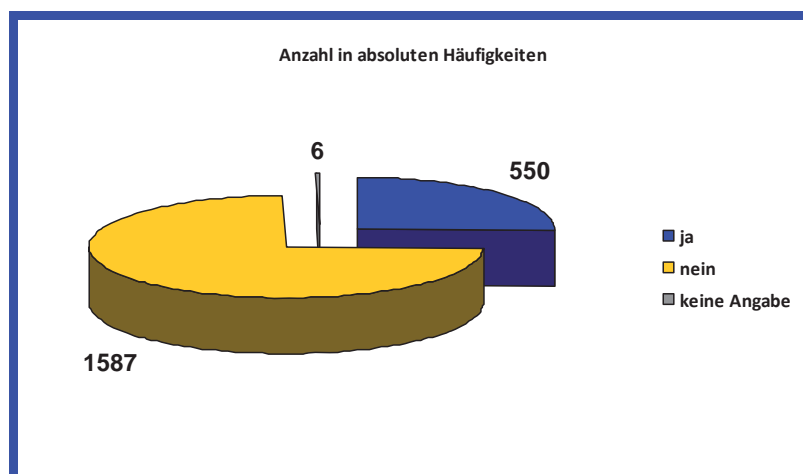


Abb. 9: Familiäre Migrationsgeschichte

Insgesamt 550 Studienteilnehmer_innen geben an, dass sie über eine familiäre Migrationsgeschichte verfügen. Davon geben 268 Befragte ihre Eltern und 229 ihre Großeltern als nach Deutschland Migrierte an. Damit verfügen 25,7% der Befragten über eine sogenannte Migrationsgeschichte.

Danach gefragt, aus welchen Ländern die Eltern bzw. Großeltern migriert sind, wurden zusammengefasst folgende Aussagen gemacht:

Großeltern

Osteuropa	Westeuropa	Trikont: Asien, Lateinamerika, Afrika	Türkei	Weitere Nennungen
z.B. Ungarn, Rumänien, Russland, Lettland, Polen: 65	z.B. Frankreich, Schweiz, Irland, Niederlande Italien, Spanien	Afrika: 1 Asien: 7		z.B. Sudetenland, Böhmen, Ostgebiete, Königsberg, weiß nichts Näheres, Amerika/USA:3
111	23	8	5	71

Tab. 6: Migrationsgeschichte der Großeltern

Insgesamt 222 Befragten machten hier Angaben. Vier Angaben waren nicht identifizierbar.

Die Großeltern sind demnach zum größten Teil (fast 80%) aus Osteuropa eingewandert, vor allem aus Polen, Ostpreußen, Tschechien, Schlesien, Ungarn, Russland usw. Westeuropäische Länder werden im Gegensatz dazu nur marginal genannt. Aus dem „globalen Süden“ kommen nur acht Großeltern.

Eltern

teuropa	Westeuropa	Naher und Mittlerer Osten	Trikont Asien, Lateinamerika, Afrika	Türkei	Weitere Nennungen
z.B. Ungarn, Rumänien, Ukraine, ehem. Jugoslawien: 14 Polen: 25	z.B. Großbritannien, Frankreich, Irland, Portugal, Griechenland: 5 Spanien: 6 Italien: 19	z.B. Afghanistan, Jordanien, Syrien, Libanon, Arabien, Irak, Israel: 1 Iran: 5	Lateinamerika und Karibik: 14 Afrika: 12 Asien: 21		z.B. Australien, DDR: 4 USA: 11
59	65	17	47	20	47

Tab. 7: Migrationsgeschichte der Eltern

Insgesamt 255 Befragte haben hier Angaben gemacht. Die Darstellung der Elterngeneration gibt dabei einen guten Einblick in die Heterogenität von Migrationsgeschichte(n) in Deutschland.

Der Anteil osteuropäischer Länder ist auch hier hoch - vor allem Polen, aber auch Rumänien und Bulgarien und das ehemalige Jugoslawien werden häufig genannt.

Auffällig ist, dass die klassischen Einwanderungs- bzw. „Gastarbeiterländer“ der BRD der 1960er-/1970er-Jahre - etwa Italien, Spanien, Griechenland, Türkei, Marokko – seltener genannt werden. Lediglich 20 Befragte (7,8%) geben an, dass ihre Eltern aus der Türkei eingewandert sind.

Selbstständige Migration

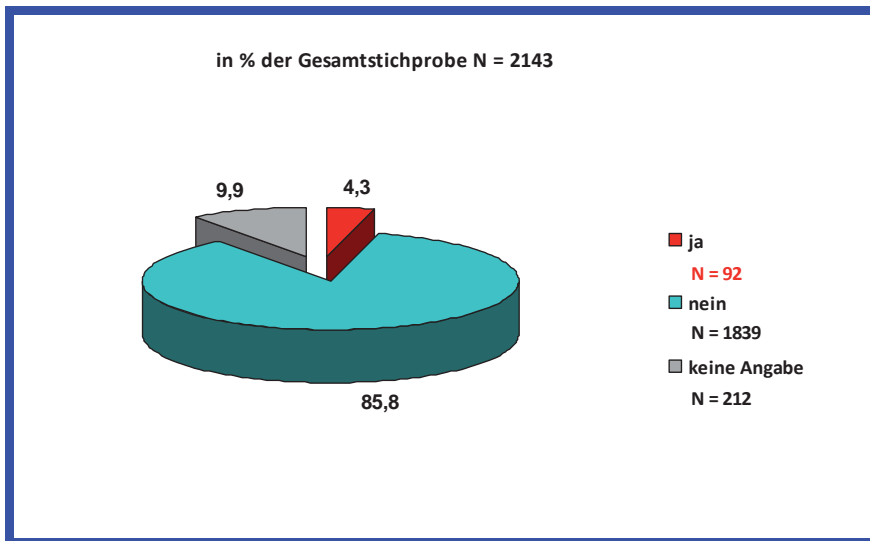


Abb. 10: Selbst nach Deutschland migriert

Insgesamt 92 Befragte (4,3%) geben an, selbst nach Deutschland eingewandert zu sein. 212 der Befragten machen allerdings keine Angabe.

Die Altersverteilung sieht folgendermaßen aus:

Altersgruppe	Häufigkeit
> 1 bis 10 Jahre	22
11 bis 20 Jahre	28
21 bis 30 Jahre	27
31 bis 40 Jahre	10
> 40 Jahre (46)	1
Gesamt	88

Tab. 8: Altersverteilung der nach Deutschland Migrierten

Die meisten der Befragten mit Migrationsgeschichte zählen eindeutig nicht zur sogenannten ersten Einwander_innengeneration. 22 (25%) sind zwischen dem ersten und zehnten Lebensjahr nach Deutschland eingewandert, die meisten dagegen zwischen ihrem 11. und 30. Lebensjahr.

Vier Befragte haben hier keine Angabe gemacht.

Migrationsgründe

Bei der Frage nach den Migrationsgründen der Studienteilnehmer_innen ging es auch darum herauszufinden, wie viele aufgrund von Verfolgung und Flucht nach Deutschland gekommen sind. Die Frage richtete sich nur an jene Befragten, die selbstständig nach Deutschland eingewandert sind und in der sozialwissenschaftlichen Literatur als „Migrant_innen der 1. Generation“ oder „Pionierwander_innen“ bezeichnet werden.

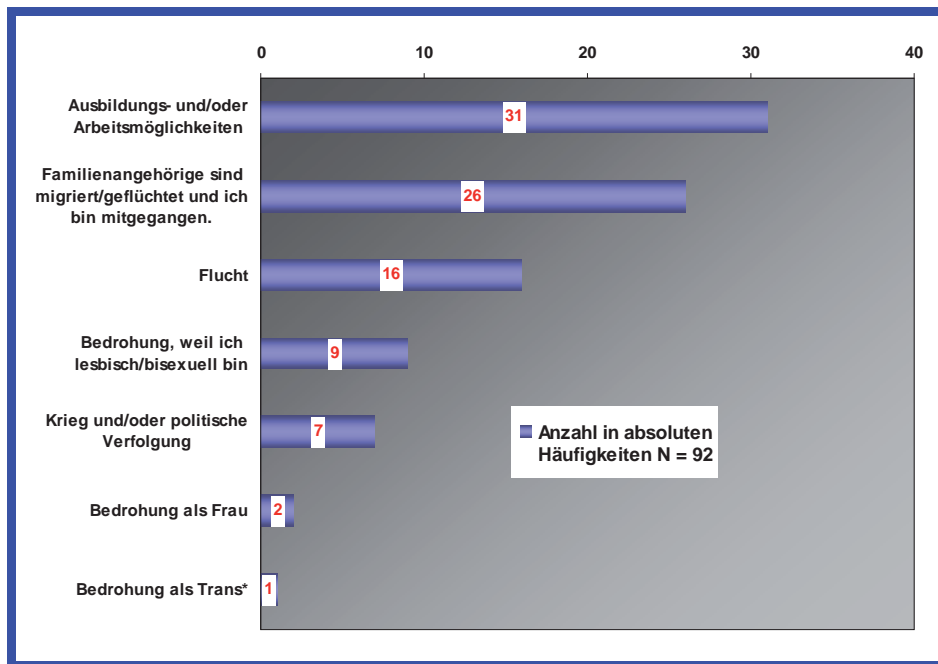


Abb. 11: Migrationsgründe

31 Personen geben hier an, wegen Ausbildungs- und/oder Arbeitsmöglichkeiten nach Deutschland eingewandert zu sein. Immerhin 26 Befragte sind, mit Familienangehörigen geflüchtet und neun Befragte geben an, aufgrund von Bedrohung, weil sie lesbisch oder bisexuell sind, nach Deutschland migriert zu sein. Da wahrscheinlich Mehrfachnennungen vorgenommen wurden, können die unterschiedlichen Angaben nicht direkt miteinander verglichen werden. Es wird allerdings deutlich, dass die meisten Studienteilnehmer_innen, die selbstständig nach Deutschland migriert sind, dies nicht aufgrund von Verfolgung im Herkunftsland getan haben.

Bei der Option „andere Gründe“ haben 37 Befragte Angaben gemacht. Davon entfallen 14 Antworten auf Beziehungsgründe - etwa: „die Liebe natürlich“, „Fernbeziehung“, „Lebenspartnerin“, „Liebesbeziehung“, „Love“, „meine Beziehung“, „meine Freundin“, „partnerin“, „Partnerin“, „suivre ma copine/follow my girlfriend“.

Aber auch Diskriminierung im Herkunftsland und die besseren „Angebote“ in Deutschland werden genannt - etwa „in der Schweiz habe ich keine Angebote für Lesben gefunden, ausserdem ist da die Diskriminierung härter und ich wollte Abstand von der Familie, um zu mir selbst zu finden“, „not exactly threat, but discrimination against non-heterosexuals“, „viele, viele aber auch die Hoffnung auf Anerkennung und OP - wg. Trans.“, „Subkulturen kennen lernen“.

Und schließlich bietet die Migration eine „Chance, Distanz von einem heterosexistischen ‚privaten‘ Umfeld und Raum für die eigene Entwicklung zu schaffen von meiner Familie, Lust auf ein anderes Umfeld“, „Selbstfindung und Deutsch lernen“, „my parents reacted badly when I came out to them ... I needed fresh air“. Weiterhin wird genannt: „Neugier“, „Berlin“, „neues Land“, „Auslandspraktikum“ etc.

Insgesamt geben die meisten Studienteilnehmer_innen positive Gründe für die eigene Migration nach Deutschland an. Bedrohung und Diskriminierung in den Herkunftsländern spielen bei den Studienteilnehmer_innen dieser Untersuchung keine nennenswerte Rolle. Interessant ist dagegen, dass „Migration“ als Chance beschrieben wird, dem (privaten) heterosexistischen Umfeld zu entfliehen, und dass auch das Vorhandensein einer lesbischen/bisexuellen und Trans*Kultur im Einwanderungsland eine Rolle spielt.

Selbstbezeichnungen im Zusammenhang mit familiärer Migrationsgeschichte

Selbstbezeichnungen sind bei Untersuchungen zu Diskriminierungserfahrungen nicht-normativer Gruppen von entscheidender Bedeutung. Das Diktat der „Fremdbezeichnung“ zu durchbrechen gilt vielen als widerständiger Schritt. Dies wird auch im Bereich Migration deutlich. Es ist wie bereits Adrienne Rich feststellte:

„Jede Gruppe, die unter dem Diktat der der Namen und Bilder einer herrschenden Kultur lebt, ist der Gefahr dieser geistigen Zerstückelung ausgesetzt und bedarf einer Kunst, die dem widerstehen kann“ (Rich 1990: 88)

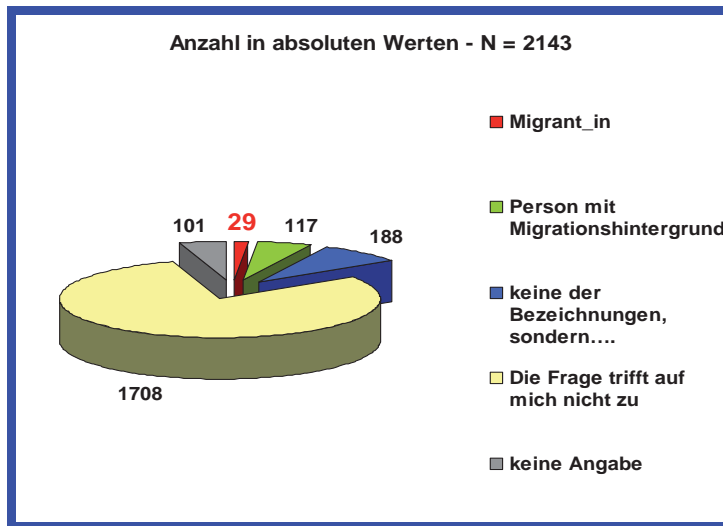


Abb. 12: Selbstbezeichnungen im Zusammenhang mit Migration

Von insgesamt 25,7% Studienteilnehmer_innen, die eine (familiäre) Migrationsgeschichte angeben, lehnt die Mehrheit die Bezeichnungen „Person mit Migrationshintergrund“ oder „Migrant_in“ ab. Deutlich wird hier ein Unbehagen mit dem in Politik und Sozialwissenschaften etablierten Begrifflichkeiten. Dies könnte als ein Indiz gelesen werden, dass die Studienteilnehmer_innen politisiert sind. Sie tendieren entsprechend eher dazu, Bezeichnungen und Bezeichnungspolitiken kritisch zu hinterfragen. Der Begriff „mit Migrationshintergrund“ wird beispielsweise aktuell kritisch debattiert und erfährt immer mehr Ablehnung. In Österreich wurde gar eine Petition der Gruppe SOS-Mitmensch in Wien beim Integrationssekretariat eingereicht. Hierin heißt es:

„Nur weil unsere Herkunftsgeschichte irgendwo einen Bezugspunkt außerhalb Österreichs hat, sollen wir eine Gruppe sein? Was für ein Unsinn! Jede und jeder einzelne von uns ist auf unterschiedliche Weise Teil dieser Gesellschaft. Es gibt keine Neben- oder Untergesellschaft der Menschen mit Migrationshintergrund!“²²

Ein Teil der Studienteilnehmer_innen, der selbst eine Migrationsgeschichte hat, scheint - zumindest in der Tendenz - diese Kritik zu teilen.

Auf die Option „keine der Bezeichnungen, sondern ...“ haben 188 Befragte geantwortet.

181 dieser 188 Befragten antworteten auf die offene Frage zu einem großen Teil mit minutiösen alternativen Bezeichnungen z.B. „Bi-National/ Bi-Kulturell“, „halb-halb“, „Europäerin“, „Ich bin Deutsche UND Kanadierin“, „Mein Vater ist Spanier, meine Mutter Deutsche“, „meine Mutter ist Schweizerin, ich habe 2 Staatsangehörigkeiten“, „Schwarze Deutsche“, „uneheliches Ausländerkind ohne Kontakt z. ausländischem Vater“.

Das Wort „Migration“ bzw. „Migrationshintergrund“ wurde in einigen Fällen auch ganz konkret abgelehnt: „Ich finde es diskriminierend, mich als ‚Person mit Migrationshintergrund‘ bezeichnet zu hö-

²² Siehe: www.openpetition.de/petition/online/stopp-dem-falschen-gerede-vom-migrationshintergrund (letzter Aufruf 31.08.2012).

ren“, „Ich habe zwar einen Migrationshintergrund, aber es klingt wie ne Krankheit. Ich bin deutsch“, „Mein Vater kommt aus Indien („Migrationshintergrund“ vermeide ich, weil dieses Wort früher v.a. in negativem Zusammenhang benutzt wurde)“.

In einigen Fällen wurde eine Distanz zur eigenen Migrationsgeschichte ausgedrückt: „als Deutsche“, „Migration bereits mehrere Generationen zuvor, nicht mehr relevant“, „keine Selbstbezeichnung notwendig, da man mir meine polnischen Verwandten nicht ansieht oder anhört“, „mir fehlt die Sprache dafür“.

Und auch Neubestimmungen lassen sich finden: „migratisierte_dyke_trans“, „Ich habe mich freiwillig exportiert“, „Abenteurerin“, „Multikultura, Kosmopolita“.

Von einigen Befragten wird eine Kategorisierung/Einordnung zudem auch hier generell abgelehnt.

2.2.11 Resümee

Um sich ein Bild von den Teilnehmenden an der Studie zu verschaffen, wurden die Fragen im Bereich sozialstatistische Daten und einige Antworten aus dem Fragenbereich zum Selbstverständnis zusammengefasst.

Wie in zahlreichen (anderen) Studien zu Diskriminierung aufgrund gleichgeschlechtlicher Lebensweisen auch haben wir es mit einer sehr gut ausgebildeten Gruppe zu tun, die mehrheitlich die deutsche Staatsbürgerschaft besitzt. Es haben nur 75 „Migrant_innen der sogenannten ersten Generation“ teilgenommen. Zwar geben 550 Befragte an, dass ihr Eltern oder Großeltern über eine Migrationsgeschichte verfügen, allerdings können in toto nur 299 sicher als migrantische lb_FT* ausgewiesen werden.

Obschon der Fragebogen in mehreren Sprachen bereitgestellt worden ist, ist diese Option kaum genutzt worden. Von den 299 migrantische lb_FT* sind einige bi-national/bi-kulturell, viele haben Eltern, die aus europäischen Nachbarländern eingewandert sind.

Darüber hinaus ist interessant, dass die migrantischen lb_FT*, die teilgenommen haben, sich kritisch mit den Fremdbezeichnungen „Migrant_in“ oder „Menschen mit Migrationshintergrund“ auseinandersetzen bzw. diese Bezeichnungen zum Teil zurückweisen.

Es kann nur spekuliert werden, welche Gründe ausschlaggebend sind für diese spezifische Teilnehmendenstruktur. Einerseits hat sicherlich der Fragebogen aufgrund seiner Komplexität und Länge Menschen mit weniger hohen Bildungsabschlüssen davon abgehalten, an der Untersuchung teilzunehmen. Wir müssen also von einem klaren „class bias“ ausgehen, der im Übrigen in vielen quantitativen Studien nachweisbar ist. Das ist auch deswegen bedauerlich, weil ein Blick in die Geschichte der Marginalisierung von Menschen mit nicht-normativen Begehren zeigt, dass Klassenherkunft, die Zuschreibung zu einer rassistisch markierten Gruppe und eine „deviante“ Sexualität in Gleichzeitigkeit gedacht wurde (vgl. etwa Bhaskaran 2004: 87f.). Sprich: Es lassen sich etliche Dokumente finden, die proletarischen Frauen, Juden und Jüdinnen und kolonialisierten Subjekten eine Neigung zu nicht-normativen Sexualpraxen nachsagen. Was als ein Indiz dafür galt, dass sie sich nicht auf demselben Zivilisationsniveau wie das bürgerliche, weiße Subjekt befanden (vgl. McClintock 1995).

Um dies zu verhindern, hätten andere Zugangswege gesucht werden müssen - beispielsweise das gemeinsame Ausfüllen von Fragebögen in Selbsthilfegruppen etc. Das wäre allerdings wiederum sehr aufwendig gewesen. Andererseits wird Fragebogenerhebungen - zumal wenn die Fragebögen einen solchen Umfang haben - in minorisierten Gruppen häufig eher mit Skepsis begegnet. Womit der *bias* unausweichlich ist. Andererseits scheint es so zu sein, dass sich einige durch die Art der Fragestellung und auch die Repräsentation auf dem Cover des Fragebogens nicht als Zielgruppe angesprochen fühl-

ten. Daraufhin weisen einige der Endkommentare. Etwa: „*Schade, dass das Layout/die fotografische Gestaltung nur eine ganz bestimmte junge Gruppe von lesbischen/trans* Personen anspricht*“ (Endkommentar 9) oder „*Anhand des Fragebogens merkte ich: fast alle Formulierungen sind mir fremd – gehöre einer anderen Generation an!*“ (Endkommentar 30).

2.3 Selbstverständnis

2.3.1 Sexuelle Lebensweise/sexuelle Orientierung

Selbstbezeichnungen und -adressierungen werden innerhalb der Studie im Sinne einer kritischen Repräsentationspolitik gelesen, weswegen auch bei der Frage nach der sexuellen Lebensweise/Orientierung eine große Bandbreite an Antwortmöglichkeiten bereitgestellt wurde. Gleichzeitig machten die Befragten hier ausgiebig von dem Angebot Gebrauch, eigene, kreative, nicht-normative Selbstbezeichnungen zu wählen, wo offene Antworten möglich waren.

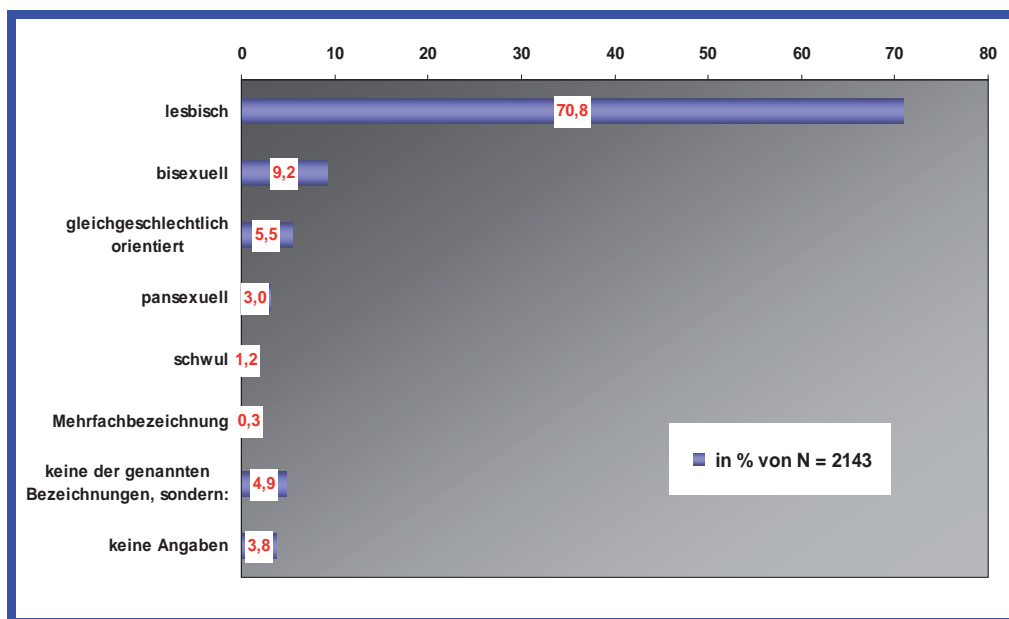


Abb. 13: Sexuelle Lebensweise/sexuelle Orientierung

Zwei Drittel der Studienteilnehmer_innen bezeichnen ihre sexuelle Lebensweise/Orientierung als „lesbisch“ und 9,2% (197 Personen) geben hier „bisexuell“ an.

Auch bei dieser Fragestellung wird deutlich, dass die erfasste Gruppe eine kritische und politisierte zu sein scheint, denn anders als dies in der Mehrheitsbevölkerung üblich ist, werden Begriffe, Bezeichnungen und die damit in Verbindung stehenden Bezeichnungspolitiken auch im Feld Sexualität und Geschlecht kritisch hinterfragt. So lehnen insgesamt 134 Personen (6,3%) eine Einordnung in Kategorien generell ab.

118 Befragte antworteten auf die offene Frage „*keine der genannten Bezeichnungen, sondern:*“. Mit 47 Eintragungen ist „queer“ die häufigste Antwort. Weitere Bezeichnungen, die von jeweils mehreren Personen angegeben werden, sind: „lesbisch“, „Trans*“, „a- bzw. autosexuell“, wobei in der weitaus überwiegenden Zahl mehrere Bezeichnungen oder Kombinationen von Bezeichnungen genannt werden: „lesbisch + trans liebend“, „lesbischlesbisch-poly-queer“, „lesbisch lebende hete“, „a-/autosexuell“. All diese Kombinationen unterlaufen klare Kategorisierungen.

Von 33 Befragten wurden nicht zusammenfassbare, zum Teil sehr originelle Einzelantworten gegeben, z.B.: „Late bloomers“, „im Fluss“, „alles, aber nicht heterosexuell“, „einfach normal“, „je nach-

dem, welcher Sex-Gender Anteil grad im Vordergrund ist“, „Ich liebe den Menschen, nicht das Geschlecht“.

2.3.2 Geschlechtliches Selbstverständnis

Neben der Frage nach der sexuellen Lebensweise interessierte auch das geschlechtliche Selbstverständnis, nach dem nur sehr selten in deutschen sozialwissenschaftlichen Studien gefragt wird. Die Vorstellung, dass das Geschlecht von den Subjekten unterschiedlich wahrgenommen werden kann, ist eine Vorstellung, die zwar in einigen Ländern - etwa Argentinien wo in diesem Jahr das sogenannte Gesetz zur Genderidentität²³ vom argentinischen Senat mit großer Mehrheit passiert wurde – hat dazu geführt, rechtlich die Möglichkeit einzuräumen, das Geschlecht, welches in der Geburtsurkunde eingetragen wurde, komplikationslos (also etwa ohne psychologisches Gutachten und ohne Operation) zu ändern. In politischen Debatten, die sich nicht mit Trans*Fragen beschäftigen, wie auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung, deren Forschungsobjekte nicht explizit Trans* sind, ist die Frage nach dem geschlechtlichen Selbstverständnis dagegen im deutschsprachigen Raum weiterhin eher unüblich.

Der Fragebogen der Studie unterschied zwischen Genderidentität (Frau, Mann, Polygender etc.) und Genderexpression (weiblich, männlich, sowohl als auch etc.).

Neben der Kategorie der geschlechtlichen Identität wird der Begriff der „Genderexpression“ (Geschlechtsausdruck) genutzt, um damit die Möglichkeit des Auseinanderklaffens von Identität und Ausdruck beschreiben zu können und auch die Diskriminierung von trans- und intergeschlechtlichen Menschen benennen zu können.

Es konnte jeweils eine Angabe pro Bereich angekreuzt werden. Im Fragenbereich Genderexpression gab es zusätzlich die Möglichkeit einer offenen Eintragung.

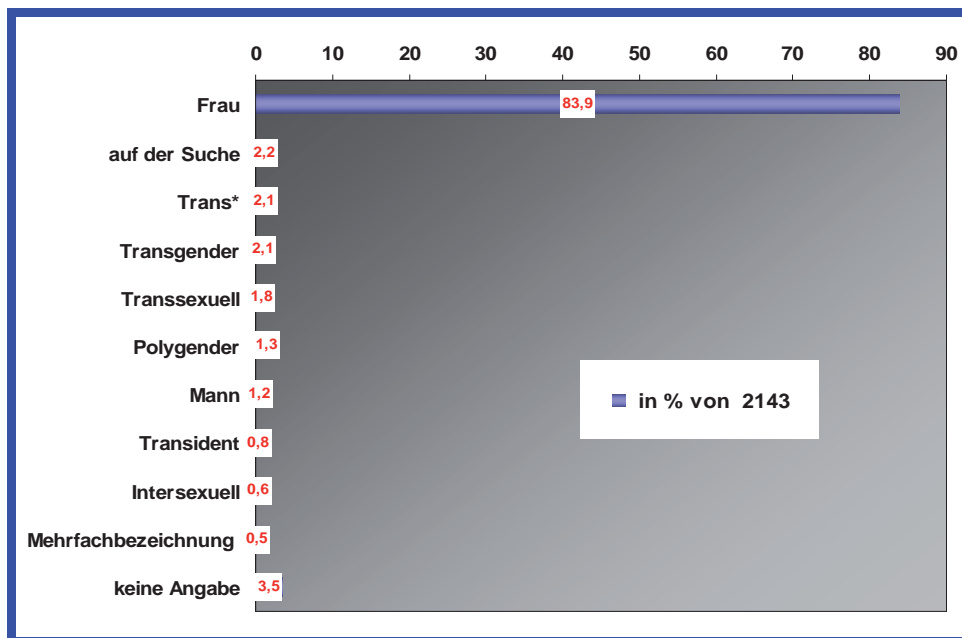


Abb. 14: Geschlechtliches Selbstverständnis I: Genderidentität

Die große Mehrheit der Befragten bezeichnet sich als „Frau“ (83,9%). Zusammengenommen bezeichnen sich 8,1% als Trans*, Transgender, Transsexuell, Polygender oder Transident. Immerhin 2,2% geben an, auf der Suche zu sein. 1,3% schließlich bezeichnen sich als „Polygender“ und 1,2% als „Mann“. 3,5% machten keine Angabe.

²³ Das Gesetz (Ley No. 26.743: Identidad de Género) wurde im Mai 2012 vom Senat erlassen. Nachzulesen im spanischen Original unter: <http://www1.hcdn.gov.ar/BO/boletin12/2012-05/BO24-05-2012leg.pdf> (Seite 2ff.) (letzter Aufruf 31.08.2012).

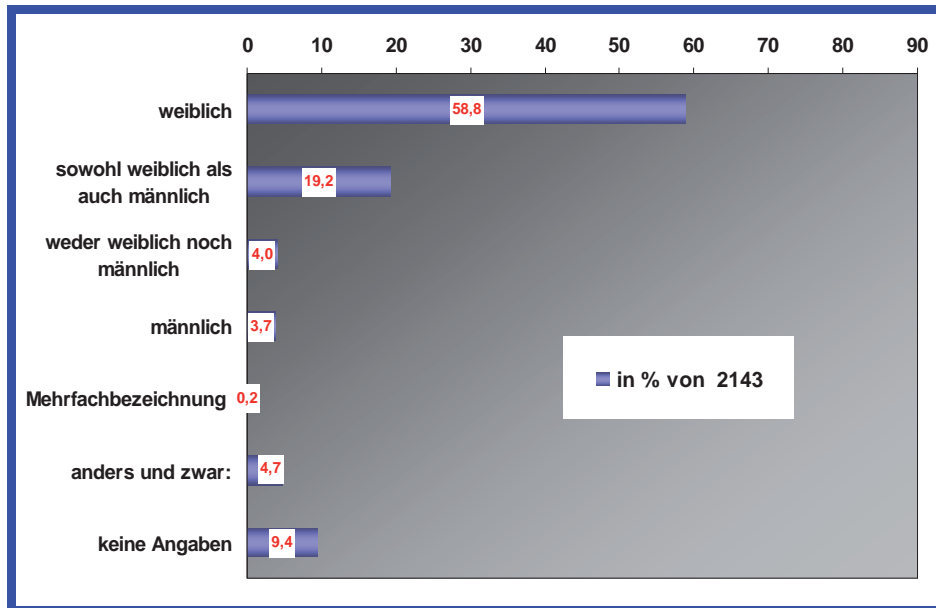


Abb. 15: Geschlechtliches Selbstverständnis II: Genderexpression

Im Bereich Genderexpression gab über die Hälfte (58,8%) an, dass sie sich als „weiblich“ bezeichnet, ein knappes Fünftel (19,2%) bezeichnet sich als „sowohl männlich als auch weiblich“, 4% als „weder männlich noch weiblich“. Als „männlich“ bezeichnen sich 3,7%, 0,2% nannten Mehrfachbezeichnungen. Eine relativ hohe Zahl (9,4%) machte keine Angabe.

Auch bei der Frage nach der Genderexpression lehnt eine auffallend große Gruppe der Studienteilnehmer_innen - insgesamt 82 Personen (3,8 %) - eine Einordnung in Kategorien generell ab. Dies wurde gesondert abgefragt.

4,7% der Antworten entfielen auf die offene Frage nach anderen Selbstbezeichnungen jenseits der vorgegebenen Kategorien. Folgende Eintragungen wurden in kleinerer Anzahl von jeweils 3 bis 16 vorgenommen: „androgyn“, „butch“, „Frau“ bzw. „weiblich“, „sowohl weiblich und männlich als auch weder noch“, „als Mensch“, „queer“, „trans*“, „Femme“, „lesbisch“. Der größte Teil sind nicht zusammenfassbare Einzelangaben, z.B. „als Mensch“, „inbetween“, „multidimensional weiblich“, „meistens männlich, manchmal einfach planlos“, „No Gender - Sex ist nicht wichtig“, „DragKing“.

Die Differenzierung nach Genderidentität und Genderexpression, wie sie mittels zweier Diagramme dargestellt werden, ist insofern aufschlussreich, als zwischen dem Ergebnis zur Genderidentität (83,9% bezeichnen sich als „Frau“) und den Aussagen zur Genderexpression (58,8% bezeichnen sich als „weiblich“) eine aussagekräftige Divergenz klafft. Sie ist Ausdruck der Differenz zwischen „Identität“ und „Ausdruck“, die in vielen Fällen Diskriminierungen begründet. Eine „nicht-weibliche Frau“ wird mehr Diskriminierungen im Alltag erfahren als eine „weibliche Frau“, bei der sich „Ausdruck“ und „Identität“ im scheinbaren Einklang befinden.

Zudem ergibt sich, dass eingerechnet der Ergebnisse für Trans*, Polygender etc. ca. 10% der Befragten, die ihre sexuelle Lebensweise als lesbisch/bisexuell angeben, sich sowohl als „weiblich“ als auch „männlich“ beschreiben.

2.3.3 Wahrnehmung des selbstbestimmten Geschlechts

Dass Genderperformances immer scheitern können, wissen wir spätestens seit den Ausführungen von Judith Butler (1991, 1993). Lesbische/bisexuelle Frauen und Trans*Personen wissen um den Unterschied ihres eigenen Gendererlebens, ihrer Genderexpression und dem Bild, das von der Außenwelt angenommen wird. Da eine Nichtanerkennung der Genderidentität häufig dazu führt, sich „nicht stimmig“ zu fühlen und mithin die eigene Selbstwahrnehmung erschüttern kann, fragt die Studie danach, wie oft die Fremdwahrnehmung des eigenen Geschlechts mit der eigenen im Widerspruch steht.

Wie oft wird das selbstbestimmte Geschlecht erkannt?

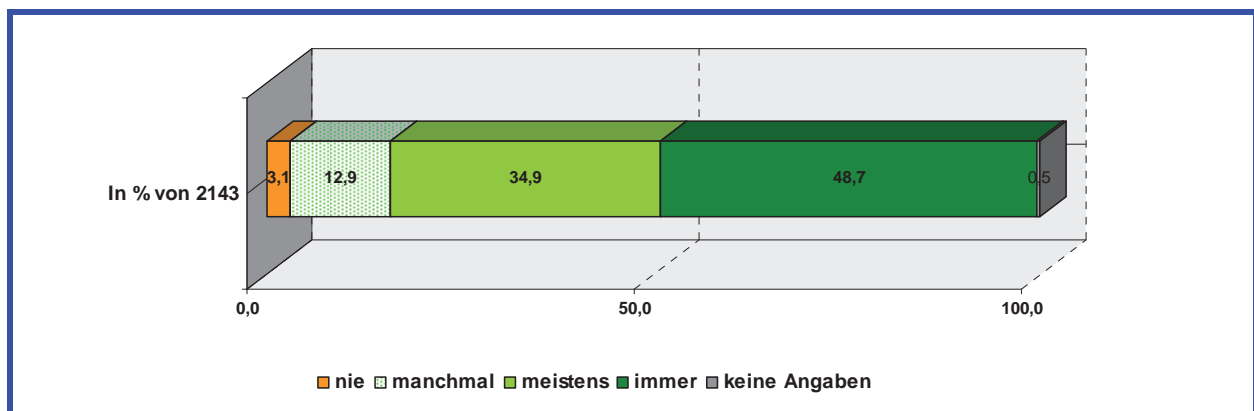


Abb. 16: Erkennung des selbstbestimmten Geschlechtes im Allgemeinen

Fast die Hälfte (48,7%) der Befragten gibt an, dass im Allgemeinen ihr selbstbestimmtes Geschlecht „immer“ klar erkannt wird. Mehr als ein Drittel der Studienteilnehmer_innen (34,9%) gibt an, dass ihr selbst bestimmtes Geschlecht „meistens“ klar erkannt wird. 12,9% beantworteten die Frage mit „manchmal“ und immerhin 3,1% mit „nie“.

Lediglich 0,5% machten hier keine Angaben, was dafür spricht, dass die Frage nach der Wahrnehmung des selbst bestimmten Geschlechts für die hier befragte Gruppe von großer Bedeutung ist.

51,3% der Befragten haben, so können wir schließen, Erfahrungen damit gemacht, dass ihr selbst bestimmtes Geschlecht nicht erkannt wird. Es ist zu vermuten, dass dies auch Situationen mit einschließt, in denen das selbst bestimmte Geschlecht durchaus erkannt, jedoch die Anerkennung desselben verweigert wird. Die Infragestellung des selbst bestimmten Geschlechts ist eine nicht seltene Form der Diskriminierung bei Trans*Personen wie auch bei Menschen, die alternative sexuelle Selbst- und Genderverständnisse leben.

Ein_e Befragte_r schreibt in einer Randbemerkung (36): „Habe/will kein selbstbestimmtes Geschlecht. Werde aber meist als Frau erkannt“. Was darauf schließen lässt, dass nicht alle Befragten den Sinn der Frage nachvollziehen können.

Eine weitere Interpretation lässt die folgende Randbemerkung (40) zu. Angegeben wurde „immer“ und diese Angabe wie folgt kommentiert: „in dem Sinne ‚perfektes‘ Passing. Ich werde immer als männlich wahrgenommen, aber nie als Transgender sondern immer als Cisgender“. Das Erkanntwerden wird hier gewissermaßen zu einem Indiz für erfolgreiches Passing.

Mit dem Begriff Cisgender werden Menschen bezeichnet, deren Geschlechtsidentität mit ihrem körperlichen Geschlecht übereinstimmt. Der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch hat den Begriff der „Zissexuellen“ bereits 1991 eingeführt. Wenn Das als normal unterstellte Zusammenfallen von Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität wir hierbei nicht als normal und selbstverständlich begriffen.

„Cisgender“ löst als Bezeichnung die älteren Bezeichnungen für Nicht-Transgender ab, wie „geborene Frauen (oder Männer)“ oder „genetische Männer (oder Frauen)“ oder auch „Biomann“ und „Biofrau“.

Der Mittelwert wurde mit 3,3 bei einer Standardabweichung von 0,8 berechnet.

Wie oft wird das selbst bestimmte Geschlecht in lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen erkannt?

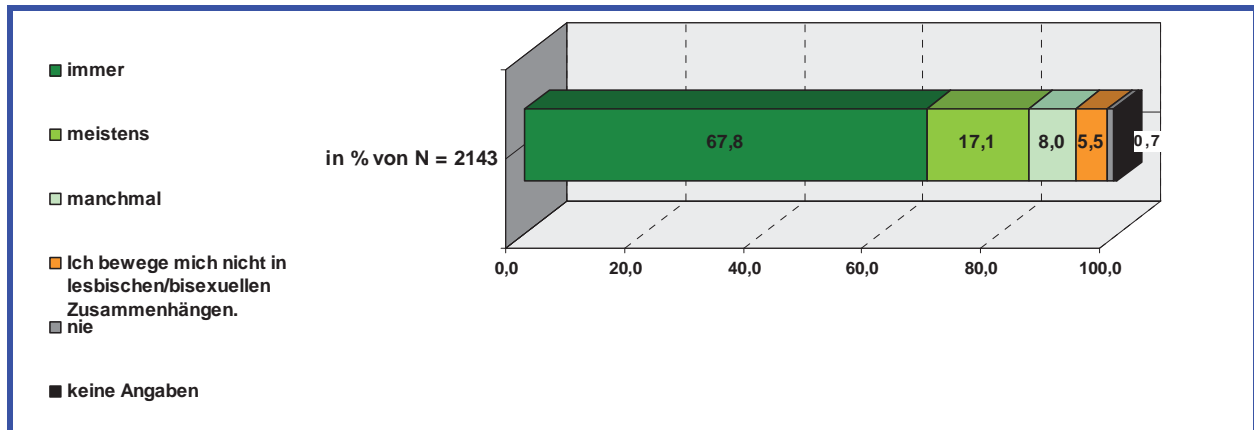


Abb. 17: Erkennung des selbst bestimmten Geschlechtes in lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen

Wenn nach lesbischen/bisexuellen Kontexten gefragt wird, geben mehr als zwei Drittel (67,8%) der Befragten an, dass ihr selbst bestimmtes Geschlecht „immer“ klar erkannt wird. Damit wächst die Sicherheit, dass das selbst bestimmte Geschlecht erkannt wird, in lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen deutlich (Differenz +19,1%).

Doch auch hier muss festgestellt werden, dass eine immer noch relativ große Zahl der Befragten Erfahrungen mit dem Nichterkennen bzw. der Nichtanerkennung des selbst bestimmten Geschlechts gemacht haben: 17,1% antworten mit „meistens“ und 8% mit „manchmal“ und 0,9% mit „nie“. Insgesamt haben 26% der Studienteilnehmer_innen die Erfahrung auch in lesbischen/bisexuellen Kontexten gemacht, dass ihr selbst bestimmtes Geschlecht nicht erkannt bzw. anerkannt wurde.

In einer Randbemerkung (43) gibt ein_e Befragte_r an, dass sein_ihr selbst bestimmtes Geschlecht kaum anerkannt würde: „... alles zu maskulin, männl. identifiziert, lehne androgyn als neues Dogma auch ab“. Das ist insoweit eine interessante Aussage, da hier gewissermaßen die Klarheit „Frau“/„feminin“ beklagt wird und „emanzipative Räume“ als dogmatisch beschrieben werden.

5,5% geben an, sich nicht in lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen zu bewegen. Keine Angaben machten 0,7%.

2.3.4 Bezug zur lesbischen Lebensweise

Nicht alle Menschen, die sich in lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen bewegen, bezeichnen sich als „weiblich“ oder würden sich als „lesbisch“ beschreiben. Tatsächlich gibt es eine Reihe von Möglichkeiten, sich mit einer lesbischen Lebensweise zu identifizieren. Der nachfolgenden Fragenblock hat dies genauer untersucht und dafür einige Antworten vorgegeben. Mehrfachnennungen waren möglich.

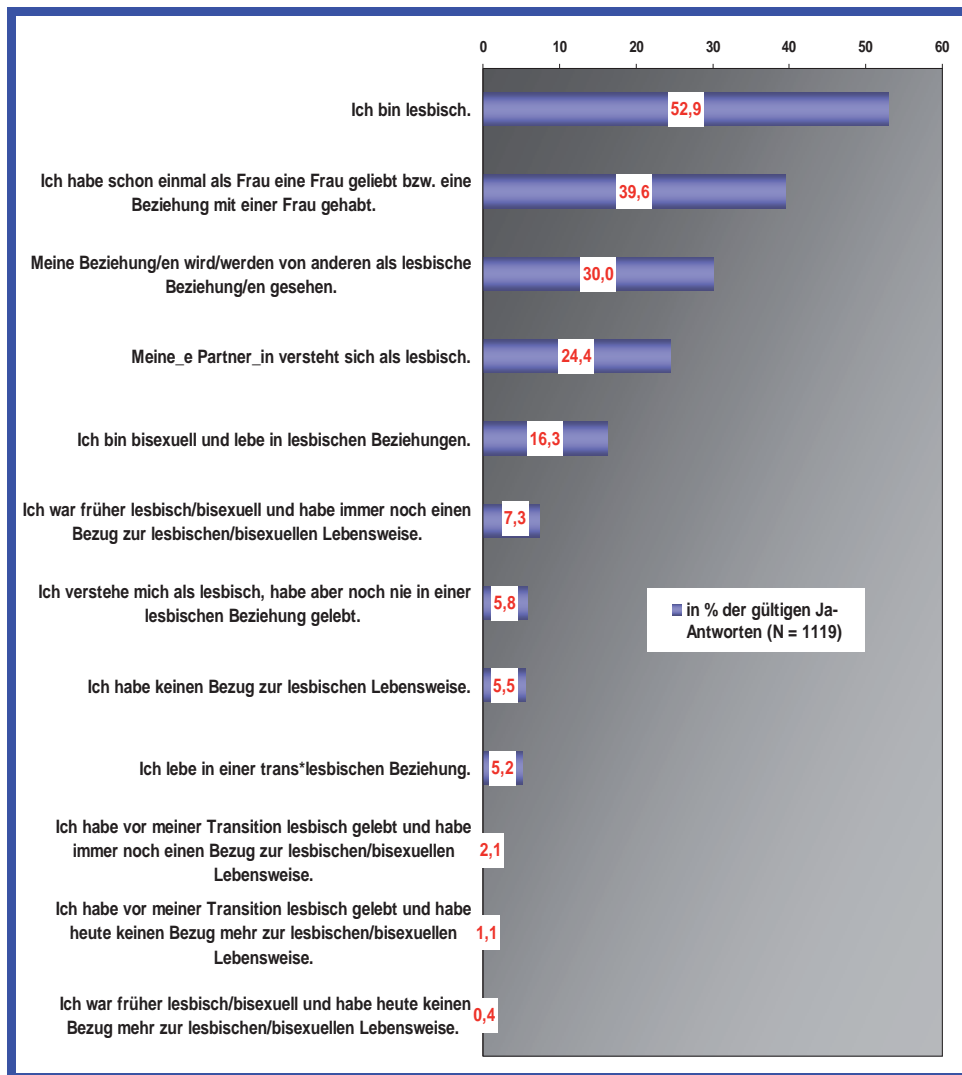


Abb. 18: Bezug zur lesbischen Lebensweise

1.119 Befragte, also 52,2%, haben zu diesem Bereich insgesamt 2.134 Angaben gemacht. Dabei entfallen die meisten Mehrfachnennungen auf die nahe liegende Kombination „*Ich bin lesbisch*“ und „*Ich habe schon einmal als Frau eine Frau geliebt*“.

Etwas mehr als die Hälfte aller Studienteilnehmer_innen (52,9%) sagt von sich selbst, dass sie „lesbisch“ seien – über die oben angemerkte Kombination hinaus auch häufig in Verbindung mit anderen Optionen. Diese Differenzierungen belegen, dass Lesbischsein im Selbstverständnis der Befragten unterschiedlich definiert und auch vorgestellt wird.

5,5% der Befragten allerdings geben an, keinen Bezug zur lesbischen Lebensweise zu haben.

Die Überprüfung des Zusammenhangs zwischen den zwei Items „*Meine Beziehung wird als lesbisch gelesen*“ und „*Ich habe keinen Bezug zur lesbischen Lebensweise*“ fiel negativ aus. Das heißt, es konnte kein signifikanter Zusammenhang zwischen den zwei Variablen festgestellt werden (Korrelationskoeffizient: $r = -0,02$).

2.4 Selbstbeschreibung/Mehrfachdiskriminierung

Der mit „Selbstbeschreibungen/Mehrfachdiskriminierungen“ übertitelte Fragenbereich fragte zunächst nach den Merkmalen, die benutzt wurden/werden, um die Befragten zu benachteiligen oder auszugrenzen. Es waren Mehrfachnennungen möglich.

2.4.1 Diskriminierungsgründe

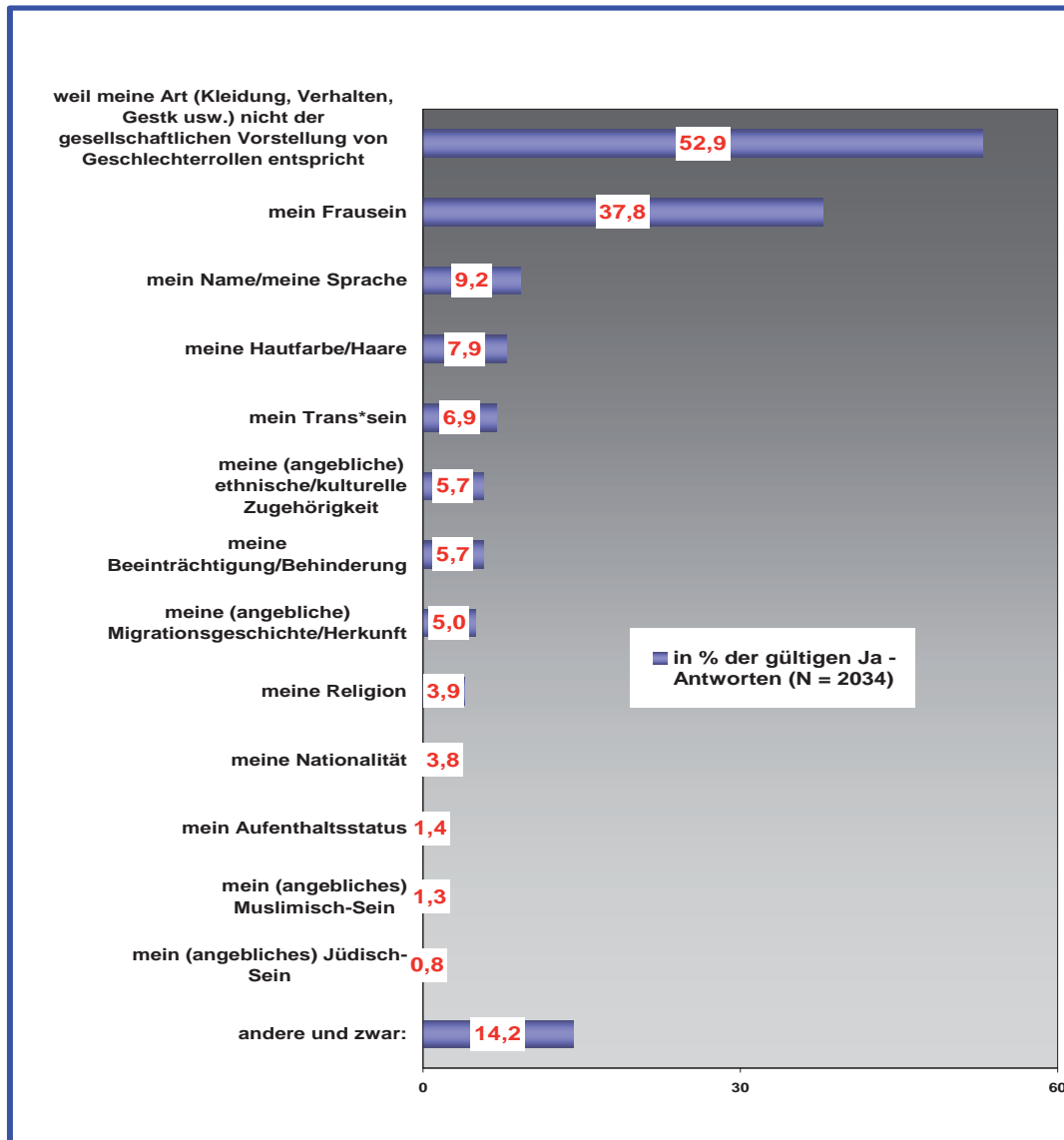


Abb. 19: Merkmale, die Benachteiligung und Ausgrenzung verursachen

2.034, also 94,9% aller Befragten haben diesen Fragenbereich beantwortet. Aufgrund von Mehrfachnennungen entfallen auf diesen Fragenbereich insgesamt 3.181 Angaben.

Die Option „keine“ gab es nur im Online-Fragebogen. Von 1.483 Befragten haben hier 481 also ein gutes Drittel der Befragten (31,1%) angegeben, keine der genannten benachteiligenden bzw. ausgrenzenden Erfahrungen gemacht zu haben.

Etwa die Hälfte der Studienteilnehmer_innen (52,9%) gibt an, dass sie ausgegrenzt bzw. benachteiligt wurde, weil ihre Art (Verhalten, Kleidung etc.) nicht den normativen Vorstellungen der Geschlechterrolle entspricht. Hier wird gewissermaßen empirisch die Vorstellung der „Prekarität von Gender“ erneut bestätigt. Sprich: Die Genderperformanz und Genderidentität werden als widersprüchlich von

der Umgebung wahrgenommen und die Folgen sind Diskriminierung, Ausgrenzung und Stigmatisierung.

37,8% geben an, dass sie aufgrund ihres Frauseins diskriminiert wurden. Dies spricht für die Prävalenz von Sexismus - hier im Zusammenhang mit einer nicht-normativen Genderidentität und/oder sexuellen Orientierung/Lebensweise. Die Prävalenz von Sexismus im Allgemeinen steht allerdings im engen Zusammenhang mit einer sexuellen Orientierung/Lebensweise nicht genau zu trennen.

9,2% geben an, dass sie aufgrund ihres Namens und/oder Sprache benachteiligt bzw. ausgegrenzt wurden.

7,9% und damit 161 Befragte geben insgesamt an, aufgrund rassistischer Markierungen wie „Hautfarbe/Haare“ diskriminiert worden zu sein. Die Anzahl der in der Datenbank erfassbaren People of Color beträgt jedoch nur 89. Es ist zu vermuten, dass die Koppelung von „Hautfarbe“ und „Haare“ zu diesem Ergebnis geführt hat. Dafür sprechen auch Fragebogeneinträge wie „*weil ich meine Haare nicht oft wasche*“. Von den 89 lb_FT* of Color sagen 44, also fast die Hälfte (49,4%), dass sie Diskriminierungserfahrungen aufgrund des Merkmals „Hautfarbe/Haare“ ausgesetzt waren.

6,9% (141 Befragte) geben an, aufgrund ihres Trans*Seins Diskriminierungen erfahren zu haben. Die Anzahl Trans*Personen beträgt 228. Der Prozentsatz der Trans*Personen mit Diskriminierungserfahrungen aufgrund des Trans*Seins beträgt demnach 61,8 %.

5,7% und damit 116 Studienteilnehmer_innen geben an, aufgrund ihrer unterstellten ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben, jedoch nur 3,7%, also 77 Befragte, aufgrund ihrer Nationalität. Das ist insoweit ein erwartbares Ergebnis, da über 90% der Befragten über die deutsche Staatsbürgerschaft verfügen.

Insgesamt 14,2% der Befragten machten Angaben im Feld „andere und zwar“: Die meistgenannten Merkmale, die zu Diskriminierungen führen, sind hier „Alter“, körperliche Merkmale wie „Gewicht“ (hierbei die häufigste Nennung: „Übergewicht“/„Dicksein“), „Stimme“, „Körperbehaarung“, „Größe“, „Narbe“. Das Gewicht (angebliches Dicksein) wird auch in den Randbemerkungen häufig ergänzt. Es ist eine Diskriminierungskategorie, die im deutschsprachigen Raum bisher kaum Beachtung findet und im Zusammenhang mit nicht-normativer Sexualität scheinbar zu einer starken Diskriminierungsbelastung führt.

Des Weiteren werden genannt: sozioökonomischer Hintergrund/Herkunft, Bildung, offen Lesbisch sein, sexuelle Orientierung ohne Spezifizierung, Krankheit, politische Einstellung, religiöse Orientierung, alternative Lebensweise (z.B. vegan/vegetarisch essen).

Als Ursache für Diskriminierung wird in sehr vielen Fällen auch die Nichtübereinstimmung mit den jeweils herrschenden Geschlechternormen angegeben: „Ich trage als Frau einen Bart“, „mein androgynes, angeblich nicht altersgemäßes Auftreten für eine ‚Frau‘“, „Durch meine eher männliche Kleidung und dennoch normale Frauenstimme, werde ich ständig als Junge angesehen, der noch nicht in der Pubertät war. Nervig, besonders wenn gleich die Polizei gerufen wird, wenn man nur tanken möchte“.

Häufig wird auch die Nichtübereinstimmung mit den Normen der lesbischen bzw. queeren Szene und die daraus folgende Diskriminierung thematisiert: „Innerhalb der lesbischen Community: Unglaube, dass ich wirklich lesbisch bin, da ich feminin bin und somit zu wenig ‚lesbisch‘ aussehe“, „wurde wegen meines femininen Aussehens auf Lesbenparty als ‚Hetero‘ gehalten“, „als Lesbe nicht ‚zu weiblich‘ sein zu dürfen“. Hier werden die recht engen Grenzen auch in der sogenannten Szene sichtbar.

Weitere Merkmale, die zu Diskriminierungserfahrungen führen, sind eine ostdeutsche Herkunft und des Weiteren interessanterweise sowohl Muttersein als auch Nicht-Muttersein: „unter Lesben die Tatsache, dass ich alleinerziehende Mutter bin, unter Heterosexuellen die Tatsache, dass ich Lesbe bin“.

In einigen Fällen wurde der (angebliche) Migrationshintergrund als Diskriminierungsgrund genannt: „Ich wurde angespuckt, weil Hand in Hand mit Lebensgefährtin. Dann beschimpft, weil weiße Ausländerin (durch Akzent erkannt)“, „mein Lesbisch-Sein, mein Nicht-Muslima bzw. Deutsch-Sein (angebliches)“, „da ich etwas dunklere Haut habe, werde ich öfter für eine Türkin gehalten und hatte schon Probleme mit ‚Rechts‘“. Die Ausführungen in diesem Bereich unterscheiden sich von den anderen durch die Gewalttätigkeit der beschriebenen Beispiele.

Angegeben wurde auch, dass (bisher) keine Diskriminierungserfahrungen gemacht wurden.

In den Randbemerkungen finden sich einige Angaben, die dafür sprechen, dass die Operationalisierung „rassistischer Markierungen“ über die Kategorie „Hautfarbe/Haare“ häufig anders als gemeint gelesen wurde. Beispielsweise schreibt eine Person: „Länge (bezieht sich auf die Haare)“ (Randbemerkung 32) und eine andere: „Haare innerhalb der lesbischen Szene“ (Randbemerkungen 47).

2.4.2 Nationale/ethnische/kulturelle Identität und Zugehörigkeiten - Selbstbezeichnung

Auch auf die offen gestellte Frage: „Wie beschreiben Sie selbst Ihre nationale/ethnische/kulturelle Identität und Zugehörigkeiten?“ wurden sehr vielfältige Antworten gegeben. Oft wurden mehrere „Identitäten“ bzw. „Zugehörigkeiten“ angegeben.

Um der Fülle und Vielfalt dieser komplexen Antworten so gerecht wie möglich zu werden, wurde die Auswertung wie folgt unternommen: Die Antworten wurden nach genannten Zugehörigkeiten/Identitäten gesichtet, schließlich codiert und die jeweilige Anzahl der Nennungen gezählt. Die Gesamtanzahl der genannten Identitäten gibt nicht die Gesamtzahl der antwortenden Personen wieder, da manches Mal mehrere Bezeichnungen genannt wurden.

Auf „deutsche“ Identität und Zugehörigkeit wurde in den weitaus meisten Fällen Bezug genommen - insgesamt 1.223. Diese Nennungen sind zum Teil sehr differenziert und beinhalten auch Distanzierungen und Ablehnungen von „deutsch“ als Identität (z.B. „Ich fühle mich nicht wirklich als Deutsche, sondern als Europäerin“, „ich bin deutsch, jedoch nicht in eine ethnische/kulturelle Schiene einzuordnen!“, „Im Herzen fühle ich mich Rumänisch, doch aufgrund meiner frühen Adoption im Alter von 11 Monaten, bin ich eine Deutsche“, „(anti-)deutsch“). In knapp einem Drittel der Fälle - 404 insgesamt - wurde „deutsch“ als alleinige Identität genannt, die große Mehrheit sind Zwei- und Mehrfachselbstbezeichnungen.

In vielen Fällen wurde Bezug genommen auf die räumliche/nationale Herkunft (innerhalb oder außerhalb Deutschlands), dabei wurden genannt: afrikanisch, afro-ashkenasisch, afro-deutsch, Albanien, Algerien, Amerika, arabisch, aserbaidjanisch, Australien, badisch, bayrisch, Berlin, Brandenburg, brasilianisch, britisch, China, creolisch, Cuba, Dänemark, El Salvador, England, Finne, Franke, Frankfurt, Frankreich, Guatemala, Hamburg, Honduras, Indien, Iran, Griechenland, Israel, Italien, Japan, Jugoslawien, kanadisch, kaukasisch, Kenia, kölsch, koreanisch, Kreuzberg, kroatisch, kurdisch, Lateinamerika, lausitzisch, Libanon, Lindenerin, Marokko, mexikanisch, München, Namibia, Niederlande, Niedersorbisch, nordamerikanisch, norddeutsch, Norwegen, Oberschlesien, österreichisch, Ostfriesland, Osthesen, pfälzisch, Polen, portugiesisch, Ruhrgebiet, rumänisch, russisch, Saarland, Sachsen, Schweden, schweizerisch, slawisch, Spanien, südamerikanisch, sudanesisch, süddeutsch, Sudeten-Deutsche, südostdeutsch, Syrien, tschechisch, türkisch, Ungarn, Vietnam, westfälisch, Wien.

34 Menschen nahmen Bezug auf eine „ostdeutsche“ Geschichte bzw. Herkunft und Sozialisation.

291 Menschen nannten „Europa“ als Identitätsbezug, darunter einige kritische oder distanzierte „europäische“ Identitäten bzw. Ablehnungen von Einordnungen und Kategorien insgesamt (z.B. „Europäisch, abgesehen davon ungern, da es Kategorien schafft“). Häufiger wird positiv auf eine „europäische“

Identität Bezug genommen bei gleichzeitiger Abgrenzung zu einer „deutschen“ Identität (z.B. „mit drei Nationalitäten in der blutsverwandten Familie, fühle ich mich eindeutig europäisch und es nervt, wenn immer nur der deutsche Hintergrund gesehen wird, zumal ich nie in meinem Leben mit dt Hausmannskost groß geworden bin und 12 J nicht in BRD gelebt habe“, „(west)-europäisch, erst in zweiter Linie deutsch“, „Deutsche türkischer Herkunft; bevorzugt Europäerin denn mit dem Deutsch-Sein alleine kann ich manchmal nichts anfangen“).

137 Menschen machten Aussagen zu geschlechtlicher Identität, davon bezeichnen sich 113 als „Frau“ (z.B. „Frau“, „weiblich“, „Mädchen“, „Regenbogenfrau“). Außerdem bezeichnen sich 16 als „trans“ bzw. nehmen Bezug auf „trans“ (z.B. „trans*“, „Transmann“, „Transfrau“, „trans*of color“, „biotransgenderqueer“, „transButch“, „Frau mit trans-Vergangenheit“), vier als „Mann“, drei als „butch“, zwei als „intersexuell“. Jeweils einmal wird genannt: „Lesbe mit weiblichen und männlichen Anteilen“, „Femme“, „gendermäßig als gender fucked“ und „No Gender! Geschlecht ist irrelevant, tangiert mir perifer (sic)“.

Auf „Hautfarbe“ bzw. „rassistische Markierung“ nehmen 148 Menschen Bezug. 140 davon bezeichnen sich als „weiß“, vier als „schwarz“, zwei als „hellhäutig“ und jeweils zwei Befragte als „black“ bzw. als „dark“.

23 Menschen wählten die Aussage „Ich bin ich“ als ihre bevorzugte Identität, davon einige auch unter Bezugnahme anderer Identitäten.

94 Nennungen wurden unter die Kategorie „Kultur“ zusammengefasst. Hierunter fallen unterschiedliche Verständnisse von kultureller Identität. Häufige Nennungen sind „multikulturell“, „bikulturell“, „interkulturell“, „transkulturell“ ohne weitere Angabe, welche „Kulturen“ jeweils gemeint sind. Ebenfalls häufig genannt wird die Zugehörigkeit zur „abendländischen Kultur“, „(mittel)europäischen Kultur“ oder auch „deutschen Kultur“. Ein anderes Kulturverständnis spiegeln die Eintragungen der Zugehörigkeiten zu „Subkultur“, „alternative Lebenskultur“ oder „lesbische Gothic-Subkultur“. Sehr viele Studienteilnehmer_innen bezeichnen sich als „kulturell offen“.

Als „Mensch“ bezeichnen sich 73 Studienteilnehmer_innen.

Politische Orientierung als Identitätszugehörigkeit nennen 36 Studienteilnehmer_innen.

70 Studienteilnehmer_innen beziehen sich auf ihren „sozioökonomischen Status bzw. Bildungsstatus“.

281 Studienteilnehmer_innen nehmen Bezug auf Religion, Glauben, spirituelle Orientierung. Sehr viele äußern sich gleichzeitig distanziert bzw. kritisch dazu bzw. geben an, keiner Religion anzugehören (z.B. „konfessionslos“, „atheistisch“, „glaube nicht an die katholische Kirche“, „mehr oder weniger christlich gläubig“).

181 Studienteilnehmer_innen machen Angaben zu „sexueller Orientierung und sexuellem Begehren“, davon bezeichnet sich die überwiegende Mehrheit von 166 Studienteilnehmer_innen als „lesbisch“ (z.B. „Lesbe“, „Frauen liebende Frau“). Alle anderen Nennungen sind in deutlicher Minderzahl, meist jeweils einmal genannt, zum Teil auch in Kombination mit „lesbisch“ (z.B. „lesbisch mit bisexuellen Zügen“). Eine Studienteilnehmer_in gibt an, der eigenen Sexualität ablehnend gegenüberzustehen.

48 Studienteilnehmer_innen fühlen sich als Welt- bzw. Erdenbürgerin.

26 Studienteilnehmer_innen erklären, kein oder unklares Gefühl von Zugehörigkeit zu haben („unzugehörig zu Nation/Ethnizität/Kultur“, „heimatlos“, „unklar, irgendwie dazwischen“).

108 Studienteilnehmer_innen lehnen eine Einordnung in Kategorien bzw. eine Zuordnung zu Identitäten ganz oder teilweise ab.

Elf Studienteilnehmer_innen geben an, mit der Frage nichts anfangen zu können bzw. geben an, sie nicht verstanden zu haben.

Die Antworten spiegeln die Fülle der Selbstbeschreibungen der Studienteilnehmer_innen wider und zeigen deutlich, welche durchaus kreativen Wege beschritten werden, um mit diskriminierenden Zuschreibungen und Kategorisierungen umzugehen, diese zu unterlaufen oder durch unetablierte Selbstbezeichnungen zu ersetzen. Gemessen an der hohen Beteiligung von Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit ist interessant, dass die Bezeichnung „deutsch“ (ohne zusätzliche Bezeichnungen) nur 404 Mal vorkommt. Zugehörigkeit wird in dieser Gruppe nicht allein über Staatsbürgerschaft bestimmt, andere und differenziertere Zugehörigkeitskategorien überlagern diese deutlich.

Allerdings ist auch aufschlussreich, dass die Beschreibung „nationale/ethnische/kulturelle Identität“ so breit verstanden wurde. Hier wird deutlich, dass selbst die Codierung „nationale/ethnische/kulturelle Identität und Zugehörigkeiten“ von den Befragten sehr unterschiedlich interpretiert wurde.

Werden die Kategoriebeschreibungen offen gehalten, so scheint eine der Konsequenzen zu sein, dass diese sehr weit interpretiert wird. So werden etwa Angaben zur sexuellen Identität gemacht, obschon nach dieser nicht gefragt wurde. Es ist allerdings sehr wohl nachvollziehbar, dass unter „kultureller Identität“ auch die „sexuelle Identität“ oder „spirituelle Zugehörigkeiten“ verstanden werden.

2.4.3 Selbstbeschreibung und rassistische Realitäten

Die offene Frage nach den Begriffen der Selbstbeschreibung bezüglich nationaler/ethnischer/ kultureller Identität wurde ergänzt durch die Möglichkeit, Begriffe anzugeben, die eine Positionierung im rassistischen Ordnungssystem deutlich machen. Hier waren Mehrfachnennungen möglich.

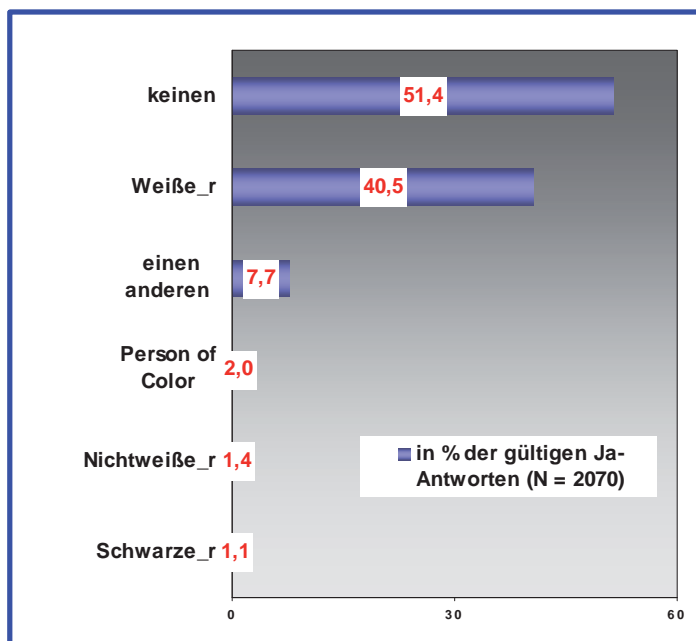


Abb. 20: Begriffe der Selbstbezeichnungen

2.070 Befragte und damit 96,6% haben diesen Fragenbereich ausgefüllt. Über die Hälfte der Studienteilnehmer_innen (51,4%) gibt an, dass sie über die schon dargestellten, vielfältig selbst gewählten Begriffe zur Selbstbezeichnung hinaus keinen weiteren benutzt. Eine Person, die „Weiße_r“ angekreuzt hat, gibt in einer Randbemerkung (52) an, dass dies nur den „Hintergrund“ wiedergibt - nicht die Identität. Zusammengefasst wird das Unbehagen des Befragtenkollektivs mit dieser Form der Kategorisierung deutlich.

40,5% der Antworten entfallen auf die Bezeichnung „Weiße_r“. Insgesamt 4,5% (93) Antworten entfallen auf die Bezeichnungen „Nichtweiße_r“, „Person of Color“ und „Schwarze_r“.

Unter der Option „eine andere Bezeichnung“ wurden 130 Einträge vorgenommen, z.B. „Afrodeutsche“, „black“, „Europäerin“, „Indigene“, „Individuum“, „migrantisierte (das heißt, als migrantisch gesehen, von anderen) Schwarze Deutsche, Lesbian of Color“, „Überlebende (von sex. Gewalt), Feministin“. Auch hier finden sich wieder Einträge, die bewusst oder unbewusst die Ausrichtung der Frage unterlaufen.

In den Randbemerkungen findet sich zudem einmal der Hinweis, dass es sich bei der angekreuzten Wahl um eine Fremd- und keine Selbstbezeichnung handelt.

2.5 Diskriminierungserfahrungen

2.5.1 Diskriminierungserfahrungen im Zusammenhang mit lesbischer/bisexueller Lebensweise

Im folgenden Fragenbereich standen Diskriminierungserfahrungen im Zusammenhang mit der lesbischen/bisexuellen Lebensweise im Vordergrund. Die Studienteilnehmer_innen wurden gebeten, diesen Fragenkomplex auch dann zu beantworten, wenn sie sich aktuell nicht als lesbisch/bisexuell bezeichnen, aber heute noch einen Bezug zur lesbischen/bisexuellen Lebensweise aufweisen.

Arbeit und Ausbildung

Erfahrungen am Arbeits-/Ausbildungsplatz

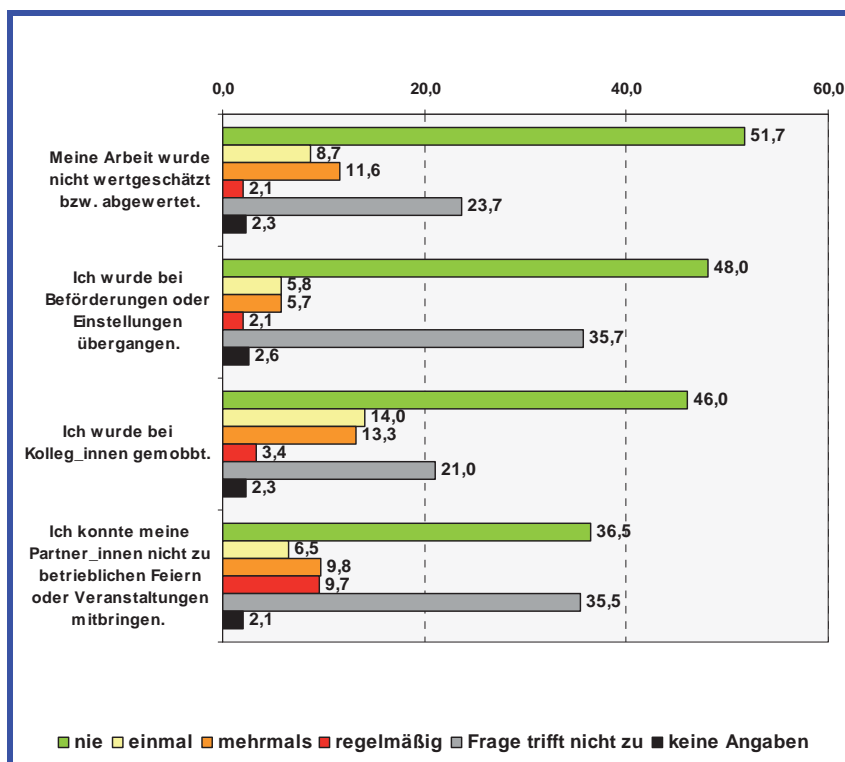


Abb. 21: Erfahrungen am Arbeits- und Ausbildungsplatz

Insgesamt 22,4% aller Befragten geben an, dass sie mindestens einmal am Arbeits-/Ausbildungsplatz nicht wertgeschätzt bzw. abgewertet wurden. Wie die folgende Tabelle zeigt, entspricht das ungefähr dem Diskriminierungspotenzial migrantischer lb_FT* und lb_FT* of Color.

	migrantische lb_FT* Prozente/Häufigkeit	lb_FT* of Color Prozente/Häufigkeit
Frage trifft nicht zu	24,4% (73)	27,0% (24)
Nie	44,1% (132)	48,3% (43)
Einmal	9,4% (28)	6,7% (6)
Mehrmals	16,1% (48)	9,0% (8)
Regelmäßig	3,7% (11)	7,9% (7)
Gesamt	97,7% (292)	98,9% (88)

Abb. 22: Meine Arbeit wurde nicht wertgeschätzt bzw. abgewertet.

30,7% der Gesamtpopulation geben an, mindestens einmal gemobbt worden zu sein. Auch hier kann keine Differenz zu den migrantischen lb_FBT* und lb_FT* of Color festgestellt werden.

Wiederum 26% haben mindestens einmal erlebt, dass sie ihre_n Partner_in nicht mit zu einer betrieblichen Veranstaltung mitbringen konnten. Diese Zahl ist etwas höher bei der migrantischen lb_FT* (29,8%) und lb_FT* of Color (30,4%) - siehe folgende Vergleichstabelle:

	migrantische lb_FT Prozente/Häufigkeit	lb_FT* of Color Prozente/Häufigkeit
Frage trifft nicht zu	35,5% (106)	36,0% (32)
Nie	32,4% (97)	33,7% (30)
Einmal	7,4% (22)	13,5% (12)
Mehrmals	9,4% (28)	7,9% (7)
Regelmäßig	13,0% (39)	9,0% (9)
Gesamt	97,7% (292)	100,0 (89)

Abb. 23: Ich konnte meine Partner_innen nicht zu betrieblichen Feiern oder Veranstaltungen mitbringen.

Nur 13,6% der Gesamtpopulation haben die Erfahrung gemacht, bei Beförderungen oder Einstellungen übergangen worden zu sein. Allerdings ist hier anzumerken, dass die meisten Studienteilnehmer_innen aufgrund des relativ jungen Durchschnittsalters (33 Jahre) sich wahrscheinlich im Anfangsstadium der beruflichen Karriere befinden bzw. noch in Ausbildung sind.

Die Ergebnisse decken sich zu großen Teilen mit den Studienergebnissen von Dominic Frohn (2007) zu Diskriminierungen von Lesben, Schwulen und Bisexuellen am Arbeitsplatz:

„Der Anteil derer, die Ungleichbehandlung, Diskriminierung oder auch direkt arbeitsplatzrelevante Diskriminierung insgesamt erfahren haben, ist erschütternd hoch: Nur 22,5% der Befragten haben in keiner Form Diskriminierung (1997: 19,0%) erlebt. 10% der Befragten können aktuell als hoch diskriminiert gelten.“ (Frohn 2007: 42)

Frohn konnte mit der Studie nicht nur eine hohe Diskriminierungsbelastung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen am Arbeitsplatz nachweisen, sondern auch zeigen, dass diese seit 1997 leicht angestiegen ist. In der vorliegenden Studie war das Diskriminierungsniveau sogar etwas höher.

Freilich ist auch auffallend, wie viele Befragte angeben, dass sie „nie“ Diskriminierungserfahrungen gemacht haben. Die Angaben schwanken in den unterschiedlichen Items zwischen 51,7% und 36,5%.

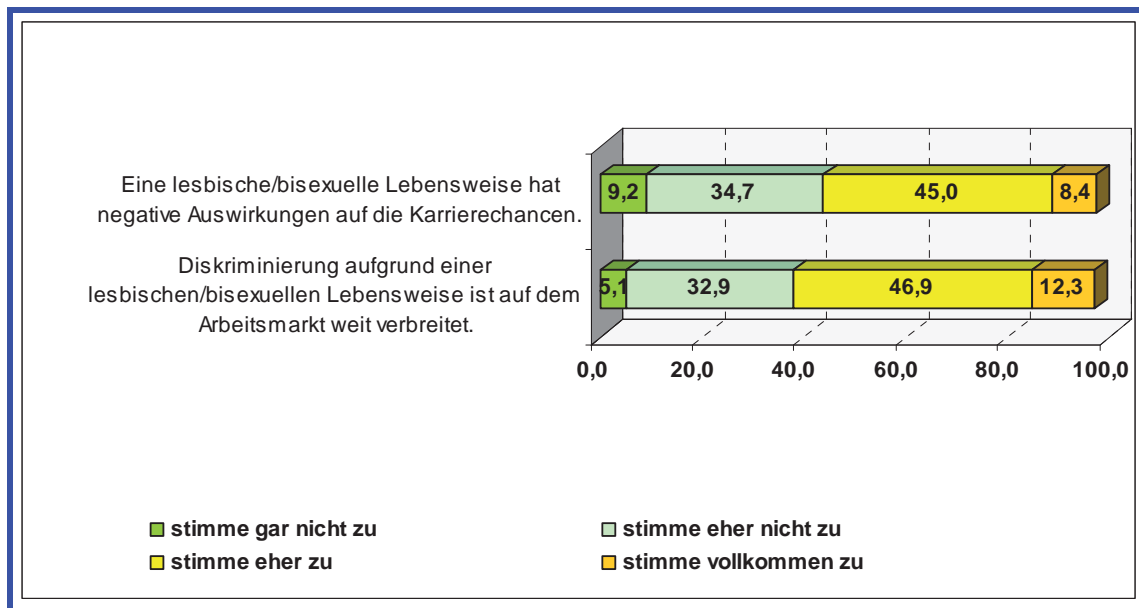
Allgemeine Aussagen zum Arbeitsmarkt

Abb. 24: Allgemeine Aussagen zum Arbeitsmarkt

In diesem Bereich sind die Aussagen eindeutig: 53,4% der Gesamtpopulation geben an, dass eine lesbische/bisexuelle Lebensweise negative Auswirkungen auf die Karrierechancen hat (45% stimmen eher zu und 8,4% stimmen vollkommen zu). Der Mittelwert beträgt 2,54 bei einer Standardabweichung von 0,78.

Bei migrantischen lb_FT* stimmen ganze 60,9% und in der Gruppe der lb_FT* of Color 57,3% eher bzw. vollkommen der Aussage zu, dass eine lesbische/bisexuelle Lebensweise sich negativ auf die Karrierechancen auswirkt.

59,2% der Gesamtpopulation stimmen der Aussage, dass Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt aufgrund einer lesbischen/bisexuellen Lebensweise weit verbreitet ist, eher oder sogar vollkommen zu. Der Mittelwert liegt hier bei 2,68 bei einer Standardabweichung von 0,76.

Innerhalb der Gruppe der lb_FT* of Color stimmen dagegen fast zwei Drittel (67,4%) und migrantische lb_FT* stimmen zu 63,5% der Aussage zur Diskriminierungsaufhäuflichkeit von lb_FT* auf dem Arbeitsmarkt eher oder sogar vollkommen. lb_FT* of Color scheinen mithin, was die Diskriminierungsbelastung angeht, eine etwas pessimistischere Einschätzung des Arbeitsmarktes zu haben. Die kontinuierlichen Diskriminierungen von „Migrant_innen“ auf den Arbeitsmarkt schlagen sich hier offenbar durch (siehe Forschungsstand).

Der Korrelationskoeffizient für diese beiden Aussagen beträgt innerhalb der Gesamtpopulation 0,67 – es scheint also ein deutlicher Zusammenhang zwischen Diskriminierungsbelastung und dem Wahrnehmen von Karrierehemmnissen zu bestehen.

Weitere Diskriminierungsgründe am Arbeits- /Ausbildungsplatz

35,1% der Studienteilnehmer_innen geben an, dass sie aufgrund ihrer Art (Kleidung, Gestik etc.), die nicht mit der gesellschaftlichen Vorstellung ihrer Geschlechterrolle konform geht, am Arbeitsplatz diskriminiert worden sind, und 28,1% wegen ihres Frauseins. Auch hier wird deutlich, dass der Arbeits- und Ausbildungsplatz „Geschlechterkonformität“ und „Geschlechtereindeutigkeit“ fordert und auch Sexismus am Arbeitsplatz weiterhin erfahren wird.

Auf die offene Frage nach weiteren Diskriminierungsgründen am Arbeits-/Ausbildungsplatz wurde sehr häufig das körperliche Aussehen genannt; hierbei waren (angebliches) Übergewicht und Körpergröße die häufigsten Nennungen.

Ebenfalls sehr häufig wurde sexuelle Orientierung genannt, in den meisten Fällen Lesbischsein, oft aber auch ohne spezifizierende Angabe, sowie Genderidentität und Genderexpression: „mein angebliches Trans* Sein“, „mein B-Frau sein“, „mein Auftreten als Butch“.

Im Zusammenhang mit sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität, die nicht den gesellschaftlichen Normvorstellungen entsprechen, und Rollenzuweisungen, denen nicht entsprochen wird, entstehen weitere Reibungspunkte, die zu Diskriminierungen führen. Zum Teil betrifft dies auch ‚Szenenormen‘. Daher wird in vielen Fällen „Anderssein“ bzw. „alternativer Lebensstil und Vorstellungen/Verhalten“ als Anlass für Diskriminierung angegeben: „Als Frau zu selbstbestimmt Männern gegenüber“, „als Lesbe nicht ‚feminin‘ wirken zu dürfen, die Menschen wollen Schubladen“, „andere Interessen als Heteros, darum sehr unterschiedliche Kommunikationsthemen/Interessen“, „Gestaltungswille, Entscheidungswille, Verantwortungsbewusstsein“, „Visionen“, „Durchsetzungskraft = ‚männliche‘ Eigenschaften“, „irgendwie andersein, nicht der bürgerlichen Norm entsprechend“.

Weitere Bereiche, in denen Diskriminierungserfahrungen genannt wurden, betreffen (jeweils in geringerer Anzahl) das Alter („Alter. Ich wirke jung. Deswegen wird mir von Patienten weniger zuge- traut“), die politische Orientierung bzw. Engagement („feministische Einstellung“), (angebliche) Krankheit („meiner Vergangenheit ‚ehem. Depressionen‘), alternative Familienkonzepte lebend („lesbisch und schwanger“, „nicht leibliche Mutter sein“, „da man ‚keine Familie‘ (!) hat, könne man doch jederzeit länger bleiben oder mehr arbeiten als andere“, „so intelligent und keinen Mann, aber drei Kinder“). Weitere Diskriminierungserfahrungen wurden angegeben aufgrund von ostdeutscher Herkunft: „also ‚Ossi‘ im Westen“, soziale Herkunft bzw. sozioökonomischer Status bzw. Bildung („Klassenbackground“).

Einige Nennungen bezogen sich direkt auf die Arbeit, z.B. „angeblich störe ich das Betriebsklima“ oder „zu langsam bei der Arbeit“.

In ganz wenigen Fällen gab es Hinweise auf Diskriminierung aufgrund von möglicher Migrationsgeschichte: „lesbisch mit Kind und dazu ausländischer Name“.

Bildungs- und Ausbildungsbereich

Allgemeine Diskriminierungserfahrungen im Bildungsbereich

In allen bekannten Studien zu Diskriminierungen von LSBTIQ wird festgestellt, dass Schule - auch Hochschule und Ausbildungsplatz – Orte sind, an denen massive Diskriminierungen stattfinden. Die Gründe hierfür sind vielfältig, aber sicher ist, dass Schule einen normierendes System darstellt. Gabriela Morgade beschreibt Schule als eine zentrale Instanz bei der Herstellung der sozialen Beziehungen der Körper. Abweichungen von der Norm werden hier nur selten hingenommen. Das einzig gültige Modell scheint das heteronormative zu sein, dass notfalls auch gewalttätig durchgesetzt wird (vgl. Morgade 2006: 5f.). Dazu passt, dass mehrere Befragten am Rande kommentiert haben, während der Schulzeit nicht „out“ gewesen zu sein. Ein_e Teilnehmer_in gibt explizit an, dass sie aus „Angst vor Diskriminierung“ nicht out war. Heteronormativität wird mithin auch durchgesetzt, indem diejenigen, die sich dieser Norm widersetzen, zugleich lernen, dies zu verbergen. Das Passing wird in der Schule trainiert.

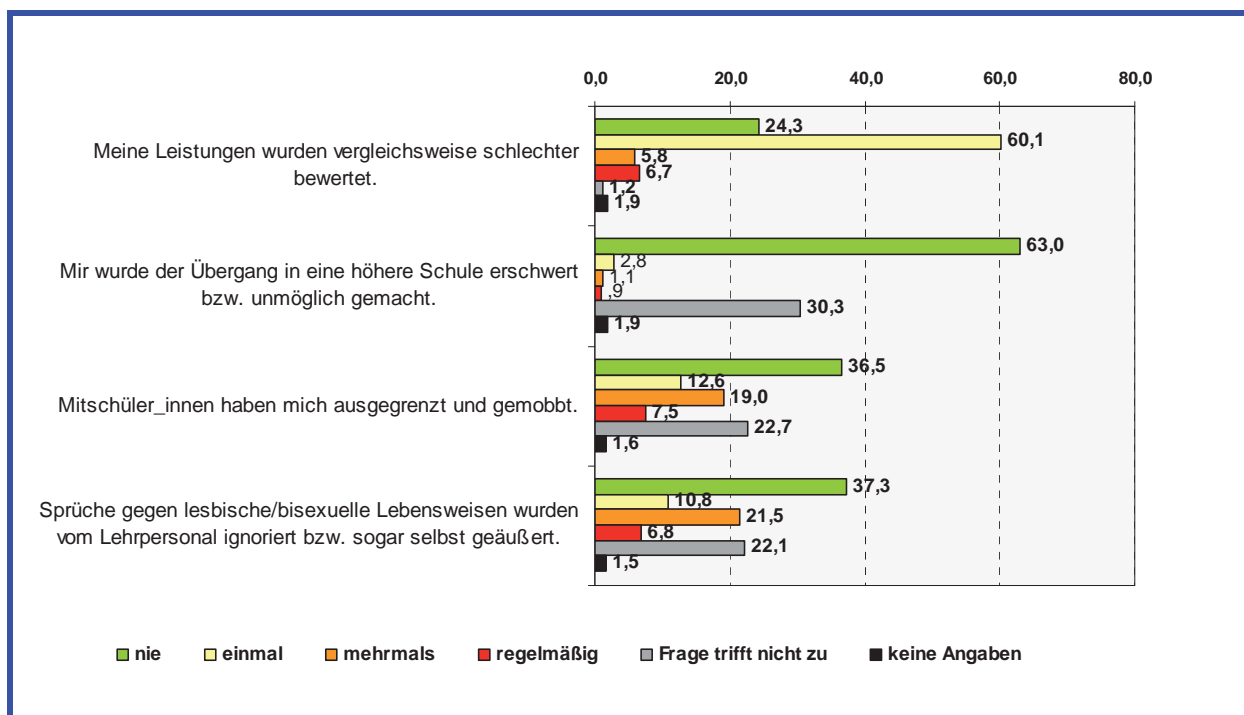


Abb. 25: Erfahrungen im Bildungsbereich

72,6% der Befragten geben entsprechend an, dass ihre Leistungen im Bildungsbereich aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise mindestens einmal vergleichsweise schlechter bewertet wurden. 6,7% geben gar an, dass dies regelmäßig der Fall war. Bei migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color sind die Angaben deutlicher geringer: 19,4% und 30,3%.

39,1% der Studienteilnehmer_innen geben an, mindestens einmal von Mitschüler_innen gemobbt worden zu sein (19% mehrmals) und ebenso viele haben erlebt, dass diskriminierende Sprüche vom Lehrpersonal ignoriert oder selbst geäußert wurden. Die Angabe von Mobbing Erfahrungen liegt bei migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color sogar leicht über dem Durchschnitt:

	migrantische lb_FT* Prozente/Häufigkeit	lb_FT* of Color Prozente/Häufigkeit
Frage trifft nicht zu	23,4% (70)	19,1% (17)
Nie	31,8% (95)	31,5% (28)
Einmal	13,4% (40)	14,6% (13)
Mehrmals	18,7% (56)	21,3% (19)
Regelmäßig	11,0% (33)	11,2% (10)
Gesamt	98,3% (294)	97,8% (87)

Abb. 26: Mitschüler_innen haben mich ausgegrenzt und gemobbt: migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color

Besonders bezeichnend ist, dass der Wert bei mehrfachem Mobbing mit 21,3% bei den lb_FT* of Color am höchsten liegt.

Der Übergang in eine höhere Schule wurde den wenigsten Befragten erschwert oder unmöglich gemacht. Dieses Ergebnis deckt sich mit der Tatsache, dass ein sehr großer Teil der Studienteilnehmer_innen einen höheren Schulabschluss erworben hat. Hier gab es keine signifikanten Unterschiede zwischen der Gesamtpopulation und migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color. In der qualitativen Studie wird dagegen deutlich, welche Strategien migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color entwickeln, um den normierenden und rassistischen Schulalltag zu meistern.

Bemerkenswert ist indessen, dass Ausgrenzung/Mobbing durch Mitschüler_innen in ihrer Größendimension vergleichbar ist mit den Äußerungen des Lehrpersonals gegen lesbische/bisexuelle Lebens-

weise bzw. dem Ignorieren solcher Äußerungen. Der Korrelationskoeffizient beträgt 0,46. Es lässt sich mithin vermuten, dass ein Zusammenhang besteht zwischen den Ausgrenzungen durch Mitschüler_innen und der Einstellung des Lehrpersonals zur lesbischen/bisexuellen Lebensweise. Auch dies konnte in der qualitativen Studie bestätigt werden.

Die Ergebnisse konkordieren auch mit den Ergebnissen der Umfrage von iconKids & youth, die 1998 und 2002 die Einstellungen von Jugendlichen zu Lesben und Schwulen abgefragt haben. Danach fanden in 2002 71% der Jungen und 51% der Mädchen Lesben und Schwule „überhaupt nicht gut“. Im Jahr 1998 lag der Wert noch deutlich niedriger: 41% bei den Jungen und 28% bei den Mädchen. Das heißt, Heterosexismus und Homophobie nehmen nicht ab, sondern tendenziell eher zu.²⁴

In der Studie des Europarats aus dem Jahre 2010 wird dies ebenso bestätigt und zudem hervorgehoben, dass Mobbing in der Schule die Gesundheit und soziale Integration von LSBTIQ-Jugendlichen ernsthaft schaden kann und dass dies in praktisch allen Mitgliedstaaten die Realität sei (vgl. FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte 2011).

Allgemeine Aussagen zum Bildungsbereich

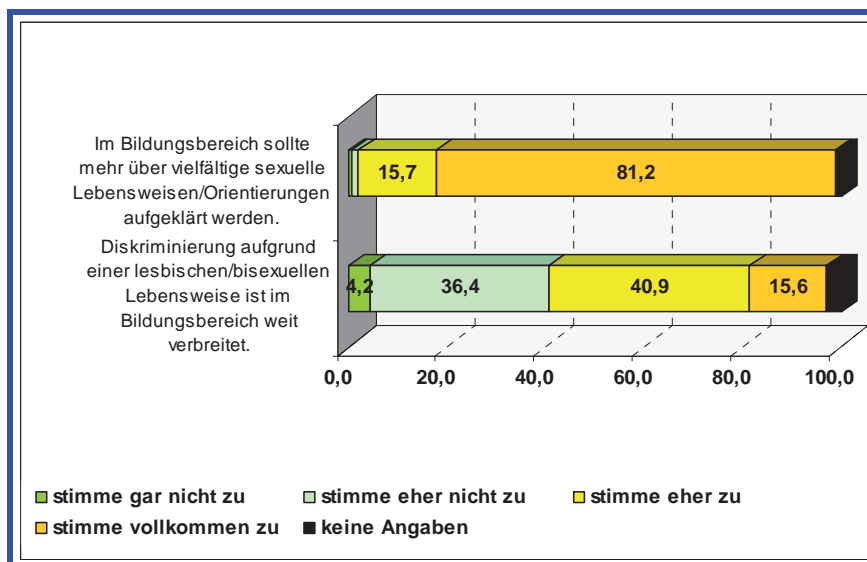


Abb. 27: Allgemeine Aussagen zum Bildungsbereich

Eine eher ungewöhnliche Einstimmigkeit finden wir bei der Frage nach dem Aufklärungsbedarf bezüglich vielfältiger sexueller Lebensweisen/Orientierungen im Bildungsbereich: 96,9% stimmen zu, dass mehr Aufklärung vonnöten ist. 81,2% stimmen dem sogar vollkommen zu. Der Mittelwert beträgt 3,80 und die Standardabweichung 0,48.

Dieses Ergebnis korrelieren leicht positiv (Korrelationskoeffizient 0,28) mit der Meinung, dass im Bildungsbereich Diskriminierung aufgrund einer lesbischen/bisexuellen Lebensweise weit verbreitet sei. Der letzteren Aussage stimmen 40,9% der Gesamtpopulation eher und 15,6% vollkommen zu. Der Mittelwert beträgt hier 2,70 bei einer Standardabweichung von 0,79.

Antworten auf die offene Frage nach weiteren Diskriminierungsgründen im Bildungsbereich

An dieser Stelle wurden am häufigsten Diskriminierungserfahrungen genannt aufgrund von allgemein empfundenem „Anderssein“ bzw. „alternativer Lebensstil und Vorstellungen/Verhalten“, das nicht den gesellschaftlichen (zum Teil heterosexuellen) Normen entspricht. Dazu zählt: „lesbisch sein, Zugehörigkeit zu Subkultur“, „meine Eltern waren ‚verrückte Künstler‘“, „Während der Selbstfindungsphase in der Pubertät tra-

²⁴ vgl. <http://www.vielfalt-statt-gewalt.de/Zahlen-Fakten.20.0.html> (letzter Aufruf 31.08.2012).

ten oft Diskriminierungen auf, da die eher ‚männlichen‘ und eher ‚weiblichen‘ Phasen oft hin und her schwankten. Teilweise wöchentlich“, „weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vorstellung unseres Zeitgeistes entspricht“, „weil ich immer wie ein Junge aussah“.

Ebenso häufig wurde körperliches Aussehen genannt, darunter am häufigsten (angebliches) Übergewicht und Körpergröße („Ich lebe vegan. Ich bin übergewichtig“, „Größe und Korpulenz, maskulines Aussehen“, „Abweichen von Schönheitsnormen“).

Ebenfalls sehr häufig wurden soziale Herkunft bzw. sozioökonomischer Status bzw. Bildung genannt („Klassismus, bildungsbürgerliche Räume“, „mein finanzieller, sozialer Hintergrund („Arbeiterkind“), „Armut“).

Sexuelle Orientierung und Lebensweise, vor allen Dingen lesbische Lebensweise, wurde häufig als Anlass zu Diskriminierung im Bildungsbereich benannt („Lesben sind psychisch krank, haben Defizite im Vergleich zur ‚Normalbevölkerung‘“, „polyamore Lebensweise“). In diesem Zusammenhang wird kritisiert, dass im Bildungsbereich vorherrschend heteronormativ gedacht und gehandelt wird: „Lehrpersonal vermittelt ein negatives Bild der Homosexualität und ist schlecht aufgeklärt“, „bei Seminaren (mit sozialpädagogischem Inhalt) wird nur von einer heterosexuellen Gesellschaft ausgegangen“.

Politische Orientierung/Engagement wird ebenfalls in mehreren Fällen als Grund zur Diskriminierung im Bildungsbereich genannt: „Angehörige von Subkultur (Schwarze Szene)“, „politische Haltung, insb. Anti-Rassismus“.

In geringerer Anzahl wurden außerdem genannt Alter, (angebliche) Krankheit, ostdeutsche Herkunft, alternative Familienkonzepte und Frausein.

Hinweise auf rassistische Diskriminierungen aufgrund einer möglichen Migrationsgeschichte geben die Antworten: „Aberkennung/Nichtanerkennung der Abschlüsse“, „bin legastheniker, keine deutschen Abschlüsse“, „Rassismus → Ausländer sind ‚blöder‘ wie Deutsche“, „soziale Herkunft – bildungsferne Schicht, Vater Migrant“, „sprachliche Anlaufschwierigkeiten“, „Unterstellung, krimineller zu sein als Deutsche“.

Ämter und Behörden

Allgemeine Erfahrungen bei Ämtern/Behörden

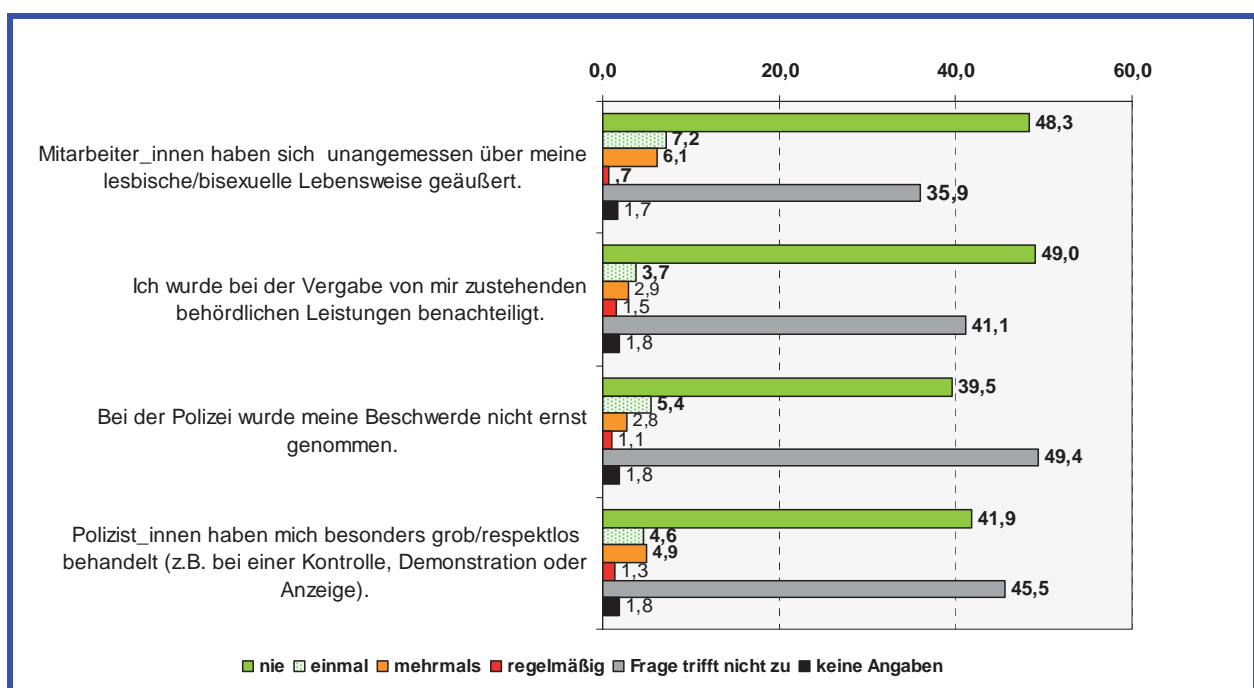


Abb. 28: Negative Erfahrungen mit Ämtern und Behörden

Vergleichsweise wenige Studienteilnehmer_innen geben an, dass sie diskriminierende Erfahrungen in Ämtern/Behörden aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht haben. Auffallend ist allerdings, dass bei allen Items sehr häufig geantwortet wurde, dass diese Frage nicht zutrifft (33% im Durchschnitt).

Es ist zu vermuten, dass Diskriminierungen in Institutionen, zu denen der Kontakt nur punktuell stattfindet, eher als weniger diskriminierend wahrgenommen werden bzw. dass dort ein strategisches Vorgehen eher hilfreich ist (beispielsweise das aktive Nichtouting). Zu vermuten wäre außerdem, dass Fortbildungen im Bereich „Antidiskriminierung, Diversity, Antirassismus“ in den Behörden einiger Großstädte (etwa München und Berlin) Erfolge zeitigen und die Befragten hier auf eine gut ausgebildete Gruppe von Sachbearbeiter_innen getroffen sind.

Allerdings geben immer noch 14% aus der Gesamtpopulation der Befragten an, dass sie mindestens einmal die Erfahrung gemacht haben, dass Mitarbeiter_innen sich nicht angemessen über ihre lesbisch/bisexuelle Lebensweise geäußert haben. Und auch die etwas höheren Angaben von migrantischen lb_FT* sprechen gegen diese These. Hier geben insgesamt 20,1% an, dass Mitarbeiter_innen sich mindestens einmal unangemessen über ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise geäußert haben. Bei den lb_FT* of Color sind es gar 22,5%. Entweder sind die Erfahrungen mit Ämtern/Behörden durchweg belastender oder aber Diskriminierungen aufgrund nicht-normativer Lebensweisen und Begehren finden in der Tat bei diesen Gruppen häufiger statt. Dies würde für eine allgemeine Enttabuisierung von Diskriminierungspraxen vis-à-vis rassistisch markierter Gruppen sprechen.

	migrantische lb_FT* Prozente/Häufigkeit	lb_FT* of Color Prozente/Häufigkeit
Frage trifft nicht zu	37,1% (111)	34,8% (31)
Nie	40,1% (120)	41,6% (37)
einmal	9,4% (28)	13,5% (12)
mehrmals	9,0% (27)	7,9% (7)
regelmäßig	1,7% (5)	1,1% (1)
Gesamt	97,3% (291)	98,9% (88)

Abb. 29: Mitarbeiter_innen haben sich unangemessen über meine lesbische/bisexuelle Lebensweise geäußert.

Allgemeine Aussagen zu Ämtern/Behörden

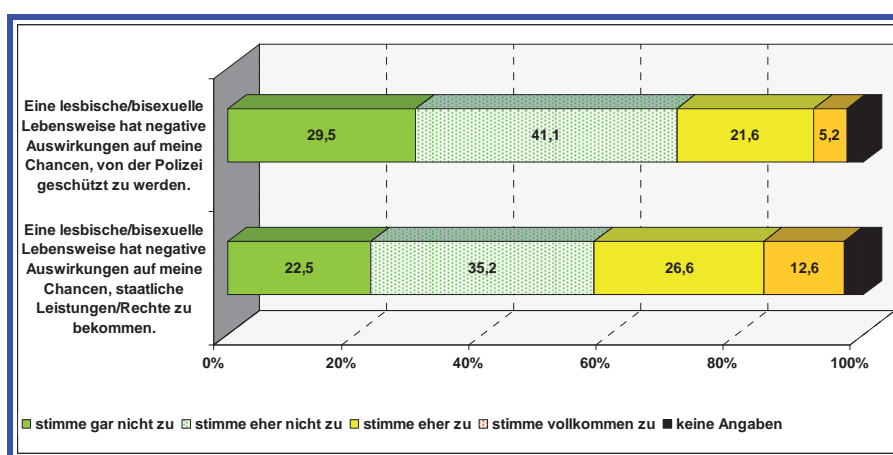


Abb. 30: Allgemeine Aussagen zu Ämtern und Behörden

Trotz der geringen Diskriminierungsbelastung auf Ämtern und Behörden stimmen 26,8% der Studienteilnehmer_innen der Aussage eher oder vollkommen zu, dass sich ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise negativ auf ihre Chancen auswirkt, von der Polizei geschützt zu werden,. Der Mittelwert beträgt hier 2,02 bei einer Standardabweichung von 0,86.

In der Gruppe migrantischer lb_FT* stimmen 36,5% und in der Gruppe der lb_FT* of Color gar 38,2% dieser Aussage eher bzw. vollkommen zu.

Und 39,2% der Gesamtpopulation stimmen der Aussage eher oder vollkommen zu, dass sich die lesbische/bisexuelle Lebensweise auch negativ auf ihre Chancen auswirkt, staatliche Leistungen/Rechte zu erhalten. Der Mittelwert beträgt hier 2,30 bei einer Standardabweichung von 0,97.

Diese Werte entsprechen ziemlich genau den Angaben der befragten migrantischen lb_FT*. In der Gruppe der lb_FT* of Color stimmen gar 46,1% der Aussage eher oder vollkommen zu. Auch hier zeigt sich wieder die negativere Einschätzung von lb_FT* of Color bezüglich staatlicher Institutionen.

Weitere Diskriminierungsgründe bei Ämtern/Behörden

Auf diese offene Frage wurden sehr häufig sexuelle Orientierung und Lebensweise, Geschlechtsidentität und damit verbundene alternative Lebenskonzepte genannt, die rechtlich nicht in gleicher Weise wie die heterosexuelle Lebensweise anerkannt wurden. Dies betrifft die eingetragene Lebenspartnerschaft und schlägt sich bei Ämtergängen wie z.B. zum Standesamt, Finanzamt u.a. nieder: „als Mutter einer Regenbogenfamilie (z.B. Steuerrecht)“, „als Single gelten, wenn man nicht verheiratet ist“, „gleiche Pflichten wie andere Paare ohne gleiche Rechte = Ungerechtigkeit“, „keine Ahnung vom Namensrecht bei lesbischen Paaren mit Kindern“, „meine Partnerschaft mit einer Frau wurde übergangen und ignoriert“, „nicht verheiratet sein, sondern ‚nur‘ verpartnert. Bei der Post keine Aushändigung von einem Paket, weil vermeintlich nur der Name meiner Frau draufstand. → jetzt tragen wir denselben Nachnamen (Problem gelöst?!“).

Arbeitslosigkeit als Lebenssituation mit dem dazugehörigen Kontakt zum Jobcenter wurde als per se diskriminierend eingeschätzt: „als zwischenzeitlicher ALG II Empfänger“, „Arbeitslosigkeit“, „beim JobCenter, weil ich mich arbeitslos gemeldet habe“.

Politische Orientierung/Engagement wird mehrere Male als Grund für Diskriminierung angegeben („öffentliches Auftreten gegen Rassismus“).

In geringerer Anzahl werden das Alter, Körper (Gewicht, Größe, körperliches Aussehen), (angebliche) Krankheit, soziale Herkunft bzw. sozioökonomischer Status bzw. Bildung und ostdeutsche Herkunft genannt.

Möglicherweise rassistische Diskriminierungen aufgrund einer Migrationsgeschichte legen die folgenden Antworten nahe: „Begleitung einer Person mit Migrationshintergrund“, „Geburtsort“, „Islamophobie und durch die neueren Anti-Terrordiskurse...“, „Mein ausländischer Lebenspartner/Einwohnermeldeamt + Ausländerbehörde“, „mein Äußeres stimmt nicht mit meinem Namen überein ... zumindest in den Köpfen, die sich mit Ethnien nicht auskennen“, „Nach meiner Namensänderung wurde es besser. Ich habe einen deutschen Namen angenommen“, „wegen Krankheit sollte ich mich in Dt. nicht mehr aufhalten u. nach Frankreich zurückkehren“.

In einem Fall wurde eine positive Erfahrung angegeben: „*Ich weiß nicht, was meine sexuelle Orientierung mit Behörden zu tun hat. Und abgesehen davon wurde ich – auch mit Migrationshintergrund – immer absolut korrekt behandelt*“.

Gesundheit

Diskriminierungserfahrungen im Gesundheitsbereich

Auch der Gesundheitsbereich weist bekanntlich eine hohe Diskriminierungsbelastung für LSBTIQ auf. Auf die Frage „*Welche Erfahrungen haben Sie im Gesundheitsbereich (z.B. medizinische, soziale, pflegende Dienste etc.) aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht?*“ wurden wie folgt geantwortet:

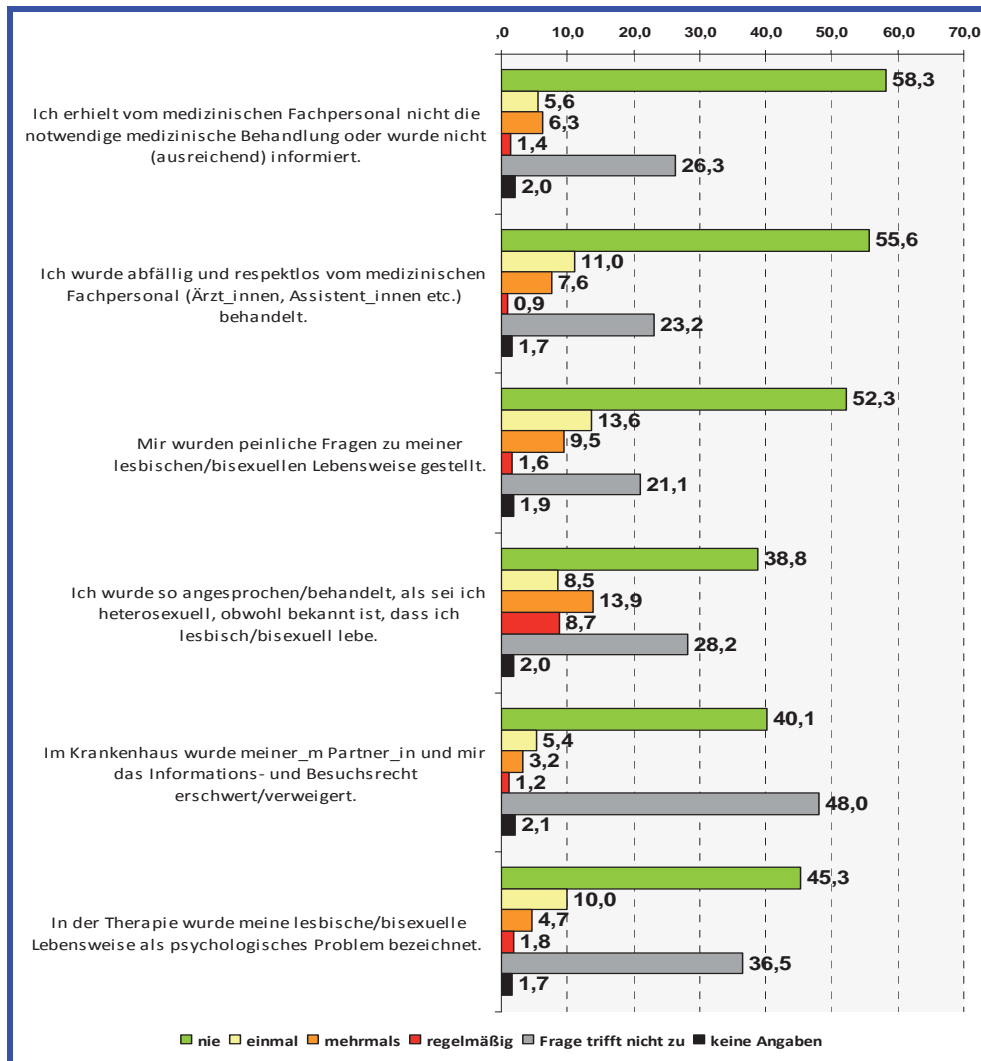


Abb. 31: Diskriminierungserfahrungen im Gesundheitsbereich

13,3% der Gesamtpopulation haben die Erfahrung gemacht, mindestens einmal vom medizinischen Personal aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise nicht die notwendigen Informationen erhalten zu haben und fast 20%, mindestens einmal vonseiten des medizinischen Fachpersonals respektlos behandelt worden zu sein. In der Gruppe migrantischer lb_FT* geben dagegen 20,8% an, mindestens einmal nicht die notwendigen Informationen erhalten zu haben. Bei lb_FT* of Color sind es 18%, die mindestens einmal diese diskriminierende Erfahrung gemacht haben.

Über 20% der Befragten wurden mindestens einmal mit peinlichen Fragen konfrontiert. Für migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color sind auch hier die Werte leicht höher - nämlich 27,7% und 25,8%.

Erschreckend ist, dass über 30% der Gesamtpopulation mindestens einmal die Erfahrung gemacht haben, dass sie so angesprochen wurden, als seien sie heterosexuell, obwohl ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise bekannt war. Die Angaben bei migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color sind hier vergleichbar: 33,4% und 28,1%.

Auffällig ist die hohe Anzahl der Befragten, die insgesamt therapeutische Hilfe in Anspruch genommen hat: 1.325 und damit 61,8%. Darunter befinden sich 152 (66,7%) Trans* Menschen und 55 (55,9%) lb_FT* of Color: Der Anteil dieser Gruppen ist demnach recht ausgeglichen. Es zeichnet sich jedoch ab, dass Trans* Personen über mehr Therapieerfahrungen verfügen. Dies hat wahrscheinlich damit zu tun, dass bei Personenstandsänderung oder geschlechtsangleichenden Maßnahmen ein psychologisches Gutachten eingeholt werden muss. Umso problematischer ist das Ergebnis: Insgesamt 16,5% der Befragten haben mindestens einmal die Erfahrung gemacht, dass in einer Therapie die lesbische/bisexuelle Lebensweise als Problem bezeichnet wurde. Bei migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color sind die Zahlen vergleichbar.

Weiteren Diskriminierungsgründen im Gesundheitsbereich

Die häufigsten weiteren Nennungen finden sich im Bereich Körper (Gewicht, Größe, Behaarung), die nicht den medizinischen Normvorstellungen entsprechen („mein Dicksein“), und im Bereich sexuelle Orientierung bzw. Lebensweise, die die Grenzen heteronormativer Vorstellungen sprengt, z.B.: „implizite Unterstellung von Heterosexualität“, „Zugang zu Reproduktionsmedizin nur für Heteropaare“.

In einigen Fällen wurde die geschlechtliche Identität, die nicht der gesellschaftlichen Norm entspricht, als Grund zur Diskriminierung angegeben: „ICD 10 Pathologisierung des Trans*seins als Geschlechtsidentitätsstörung“, „wegen meines weiblich männlichen Genitals“.

(Angebliche) (psychische) Krankheit wurde ebenfalls in mehreren Fällen angegeben.

Ebenfalls in mehreren Fällen wurden die soziale Herkunft, sozioökonomischer Status und Bildung als Grund für Diskriminierung genannt.

Weiterhin wurden in geringerer Anzahl genannt das Alter, die politische Orientierung/Engagement, allgemein Anderssein, lesbisch sein und Muttersein, Frausein.

Zusätzlich zu den vorher genannten Gründen für Diskriminierung wurden in mehreren Fällen der Status „Kassenpatient_in“ im Gegensatz zu „Privatpatient_in“ als diskriminierend empfunden.

Freizeit und Dienstleistungen

Auf die Frage „Welche Erfahrungen haben Sie aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise im Freizeit-/Dienstleistungsbereich (z.B. Restaurants, Sportvereine, Hotels etc.) gemacht?“ wurde wie folgt geantwortet:

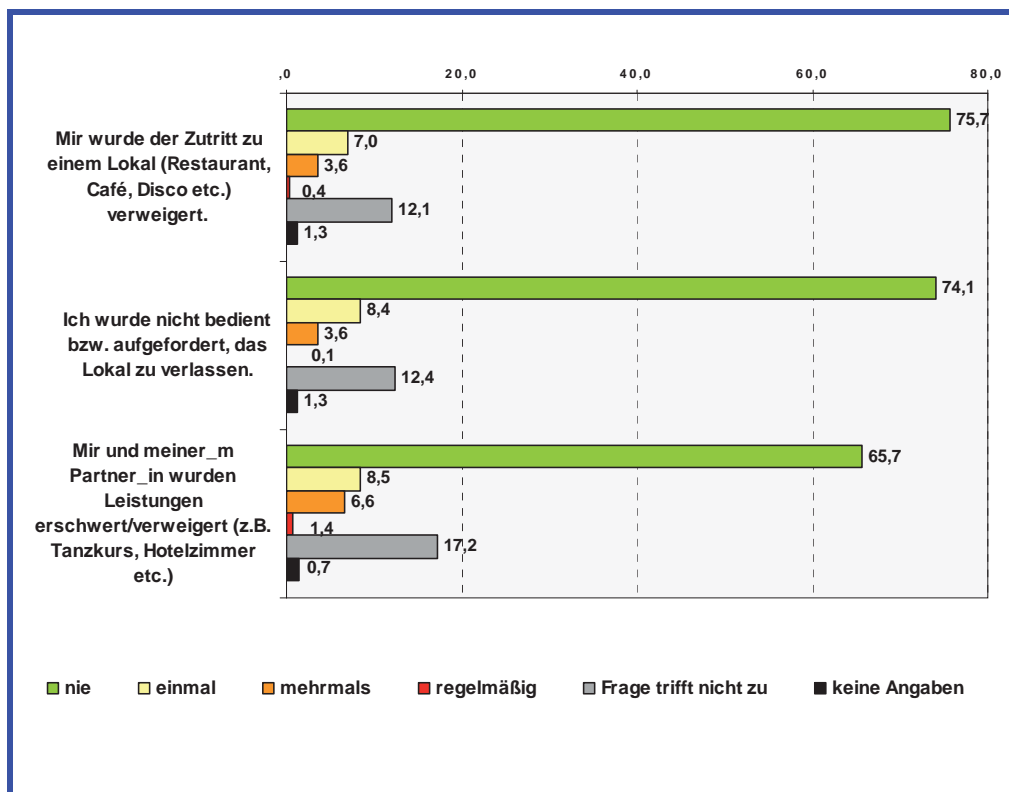


Abb. 32: Erfahrungen im Freizeit- und Dienstleistungsbereich

Im sogenannten Freizeit- und Dienstleistungsbereich werden vergleichsweise wenige Diskriminierungserfahrungen angegeben. Die Antworten, nie Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben, liegen zwischen 75,7% und 66,7%.

Dennoch sagen immerhin über 15% aus, dass ihnen schon mindestens einmal Leistungen verweigert wurden bzw. sie diese nur erschwert erhalten haben, und knapp 12% wurden mindestens einmal nicht bedient bzw. aufgefordert, das Lokal zu verlassen. 11% der Befragten wurde der Zutritt zu einem Lokal mindestens einmal verweigert. In der Gruppe migrantischer lb_FT* geben dagegen 15,1% und bei den lb_FT* of Color gar 23,6% an, dass ihnen mindestens einmal der Zutritt zu einem Lokal verboten wurde. Dieser Wert weist eine deutliche Verschiebung auf. Und es lässt sich fragen, ob der Zutritt tatsächlich aufgrund heterosexistischer Praxen ausgesprochen wurde oder nicht vielmehr rassistische Profiling-Praxen hierfür verantwortlich zu machen sind – oder die Kombination von beidem.

Weitere Diskriminierungsgründen im Freizeit- und Dienstleistungsbereich

Von vielen Studienteilnehmer_innen wurden als weitere Diskriminierungsgründe vor allen Dingen die sexuelle Orientierung bzw. Lebensweise und darunter mehrheitlich lesbische Lebensweise genannt, die im Freizeitbereich Diskriminierungen nach sich zog. Beispiele sind: „wir bekamen als zwei Frauen in einem Hotelzimmer automatisch zwei Betten. Als wir ein Doppelbett wollten, war dies fast unmöglich. Es war in Deutschland und das Hotelpersonal sah keinen Grund fürs Doppelbett ohne Erklärung“, „meine Partnerin und ich wurden in einer Therme aufgefordert ‚die Zärtlichkeiten einzustellen‘, als wir uns küssten. Hetero Paare wurden nicht aufgefordert“, „weil wir als lesbisches Paar einen Tanzkurs (Tango Argentino) zusammen machen wollten“. Als weitere Gründe wurden sexuelle Orientierungen, die zu Diskriminierungen führten, etwa „Polyamorie“ oder „Schwulsein“, genannt.

Anlass zu Diskriminierungen boten darüber hinaus nicht rollenkonformes Auftreten, Aussehen oder geschlechtliches Selbstverständnis, beispielsweise „mein Femmesein, mein angebliches Lesbischsein, mein Trans*partnerin sein, meine Mehrfachbeziehung“.

In manchen Fällen bezog sich dieses auf Normvorstellungen innerhalb der „Szene“ („mein Auftreten entsprach nicht der Vorstellung einiger Personen in der ‚Lesbenszene‘, Stigma, ne Hetero“).

Auch soziale Herkunft, sozioökonomischer Status und Bildung spielen bei Diskriminierungserfahrungen im Freizeitbereich eine Rolle: „Das wird subtil über die Höhe des Eintrittspreises geregelt (Arme bleiben draußen)“, „Unterschichtshintergrund“.

Als weitere Gründe zur Diskriminierung wurden Alter (zu jung), Körper (Gewicht, Größe), angebliche Krankheit, politische Orientierung und politisches Engagement, Lesbischsein und Muttersein, Frauen sein genannt.

Auch Hinweise auf (rassistische) Diskriminierung aufgrund einer Migrationsgeschichte wurden erneut genannt: „Zugehörigkeit zu einer Subkultur, Nicht-Muslima bzw. angebliches Deutsch-Sein“, „Hautfarbe eines Begleiters“.

Diskriminierungshäufigkeiten an verschiedenen Orten

Auf die Frage: „Wie häufig haben Sie insgesamt aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise an folgenden Orten benachteiligende und ausgrenzende Erfahrungen gemacht?“ wurde folgendermaßen geantwortet:

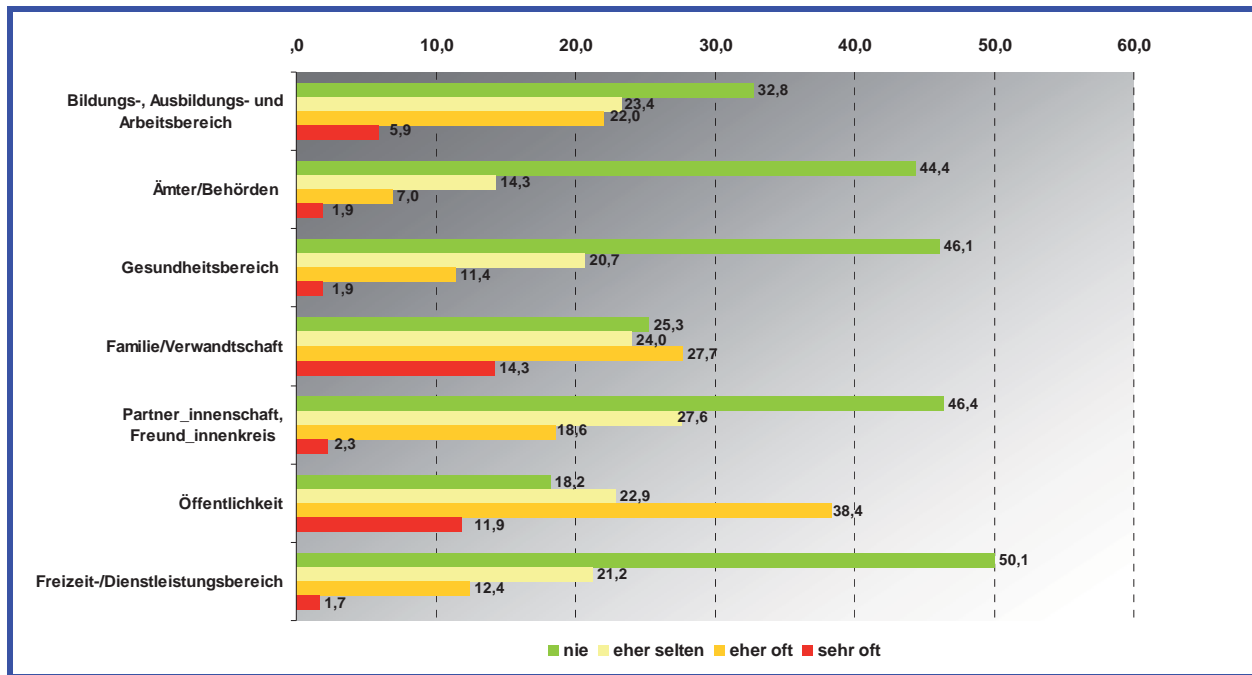


Abb. 33: Diskriminierungshäufigkeiten an verschiedenen Orten

In diesem Diagramm wurden nur die Antworten mit Häufigkeitsangaben erfasst. Die Antworten „Frage trifft nicht zu“ und „Ich bin hier nicht geoutet“ konnten nicht dargestellt werden, da diese aufgrund eines Codierungsfehlers bei der Eingabe nicht mehr auseinanderzuhalten waren. Auch die Anzahl derjenigen, die keine Angaben gemacht haben, ist nicht dargestellt, weswegen sich die Angaben pro Item nicht auf 100% summieren lassen.

Deutlich wird hier, dass die wenigsten Diskriminierungserfahrungen bei Ämtern/Behörden gemacht werden. Nur 8,9% der Studienteilnehmer_innen geben hier an „eher oft“ oder „sehr oft“ benachteiligende und ausgrenzende Erfahrungen gemacht zu haben.

Die meisten Diskriminierungen finden in der Öffentlichkeit statt. 38,4% haben, hier „eher oft“ benachteiligende und ausgrenzende Erfahrungen gemacht und 11,9% geben gar an, hier „sehr oft“ ausgegrenzt worden zu sein. Da dieser Bereich in den Einzeldarstellungen zu den Diskriminierungsbereichen nicht auftaucht, sind die Angaben besonders interessant. Sie konkordieren mit den Aussagen der qualitativen Studie, in denen die Teilnehmenden sehr häufig von den Erfahrungen mit Diskriminierungen auf der Straße berichten.

In diesem Fragenbereich wurden die Angaben zu „Familie/Verwandschaft“ und „Partner_innenschaft/Freund_innenkreis“ entkoppelt. Das zu erwartende Ergebnis ist, dass die Angaben zu ausgrenzenden und benachteiligenden Erfahrungen in Familie und Verwandschaft höher liegen als bei Partner_innen oder Freund_innen. 27,7% geben an, im Familienkreis „eher oft“ diskriminiert worden zu sein, und 14,3% sogar „sehr oft“. Damit ist die Familie/Verwandschaft der Kontext, in dem die meisten Studienteilnehmer_innen „sehr oft“ die Erfahrung machen, diskriminiert zu werden.

Werden die Gruppen Gesamtpopulation, migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color getrennt ausgewertet, so ergibt sich folgendes Bild:

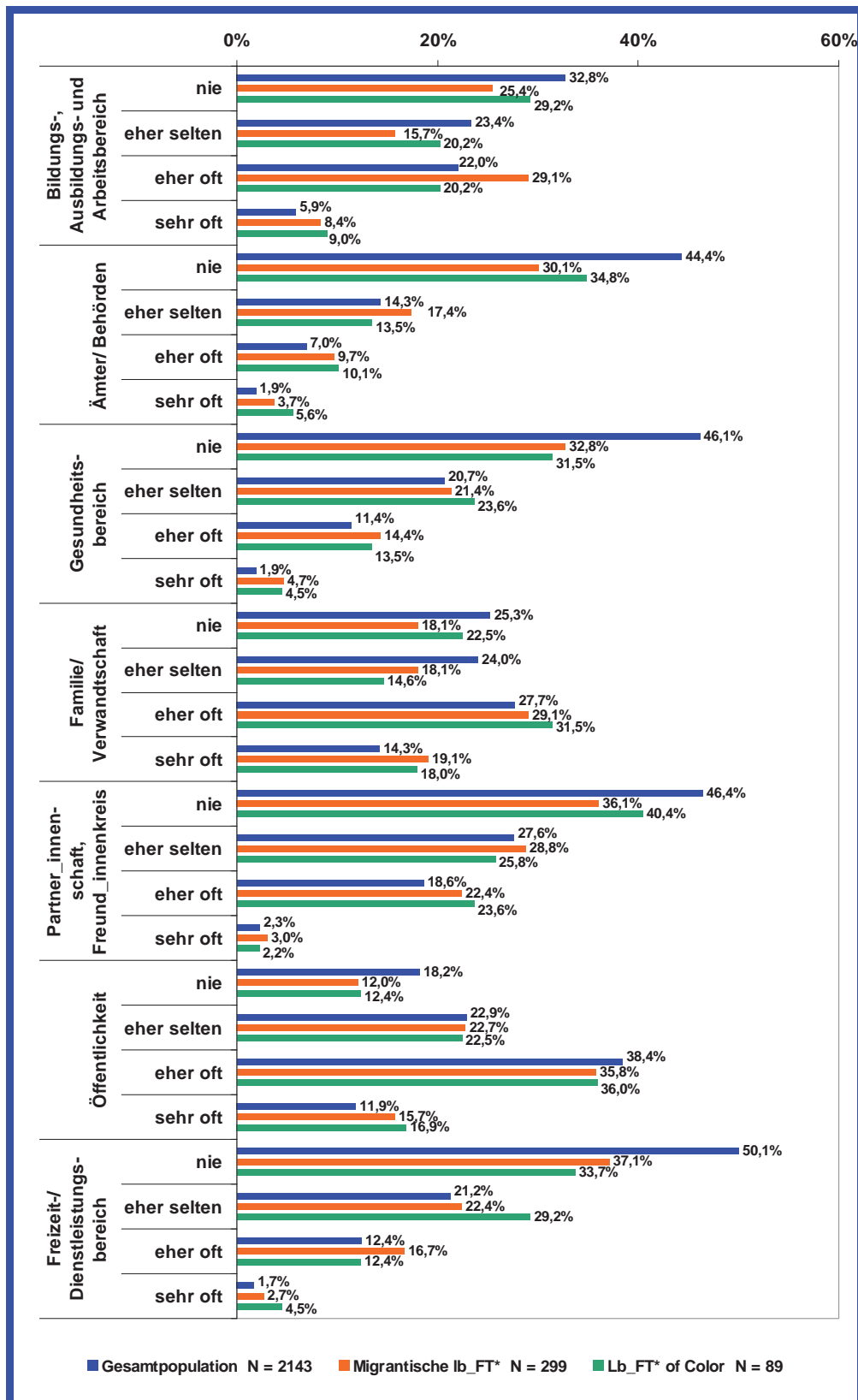


Abb. 34: Diskriminierungshäufigkeiten an verschiedenen Orten im Vergleich

Bei dieser Darstellung müssen jedoch einige Unschärfen bedacht werden: Erstens bezeichnen sich einige migrantische lb_FT* auch als Person of Color und beide Gruppen sind zudem nicht aus der Gesamtpopulation rausgerechnet worden. Zweitens sind die Gruppen bezüglich ihrer Größe so unterschiedlich, dass ein prozentualer Vergleich schwierig ist – um nicht zu sagen unzulässig. Wir haben

uns dennoch für eine Darstellung entschieden, da hier zumindest Tendenzen sichtbar werden, die es in weiteren Untersuchungen zu überprüfen gilt.

Insgesamt sind die Unterschiede nicht gravierend, aber dennoch lassen sich einige Verschiebungen erkennen. So zeigt sich, dass migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color im Freizeit- und Dienstleistungsbereich weniger gute Erfahrungen machen als die Gesamtpopulation der Befragten. In der Gesamtpopulation sind es noch über 50%, die hier angeben, nie benachteiligende und ausgrenzende Erfahrungen gemacht zu haben. Diese Zahl schrumpft bei migrantischen lb_FT* auf 37,1% und bei lb_FT* of Color auf 33,7%.

Weiterhin auffällig ist, dass die höchste Diskriminierungsbelastung im Bildungs- und Ausbildungsbereich von migrantischen lb_FT* angegeben wird. 37,5% geben hier an, „eher oft“ oder „sehr oft“ benachteiligt oder ausgegrenzt worden zu sein. Bei lb_FT* of Color sind dies immerhin noch 29,2%.

Auch bei Ämtern und Behörden können wir eine leicht höhere Diskriminierungsbelastung bei migrantischen lb_FT* erkennen. Dies könnte daran liegen, dass einige Personen innerhalb der Gruppe aufgrund von Aufenthaltsangelegenheiten häufiger mit Behörden zu tun haben, während im deutschen Bildungsbereich die institutionelle Diskriminierung von „Migrant_innen“ gut belegt ist (vgl. etwa Gomolla/Radtke 2002; OECD 2012).

2.5.3 Diskriminierungserfahrungen bisexueller Personen

Um zumindest einen ungefähren Einblick in die Diskriminierungsbelastung sich als bisexuell bezeichnender Personen zu erhalten, wurden für diese Gruppe die hierfür relevanten Items gesondert errechnet. Im Folgenden werden die prägnantesten Ergebnisse präsentiert. Insgesamt geben 198 Studienteilnehmer_innen (9,2%) an, „bisexuell“ zu sein.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Angaben bisexueller FT* eine deutlich geringere Diskriminierungsbelastung erkennen lassen. Dennoch werden vielfältige Diskriminierungserfahrungen in allen fünf Bereichen gemacht.

Arbeits- und Ausbildungsplatz

35 Personen (19,2%) geben an, dass ihre Arbeit mindestens einmal nicht wertgeschätzt bzw. abgewertet wurde. 16 (8%) geben an, bei Beförderungen oder Einstellungen übergangen worden zu sein. 56 der Befragten (28,3%) geben an, einmal oder regelmäßig von Kolleg_innen gemobbt worden zu sein. 32 Personen (21,3%) geben an, mindestens einmal die Partner_innen nicht zu betrieblichen Feiern oder Veranstaltungen mitbringen zu können.

Der Aussage „Eine lesbische/bisexuelle Lebensweise hat negative Auswirkungen auf die Karrierechancen“ stimmen dagegen wesentlich mehr, nämlich 118 (59,9%) der sich als bisexuell bezeichnenden Befragten eher bzw. vollkommen zu. Und auch der Aussage „Diskriminierung aufgrund einer lesbischen/bisexuellen Lebensweise ist auf dem Arbeitsmarkt weit verbreitet“ stimmen immerhin 65,7% (130) der Befragten eher bzw. vollkommen zu.

Schule, Bildung und Ausbildung

Vergleichsweise wenige bisexuelle Personen (26 = 13,2%) geben an, dass ihre Leistungen schlechter bewertet wurden, und zehn Personen (5%), dass ihnen der Übergang in eine höhere Schule erschwert bzw. unmöglich gemacht wurde. Allerdings berichten auch hier relativ viele Personen - nämlich 92 und damit 46,1% -, dass sie einmal, mehrmals oder regelmäßig von Mitschüler_innen ausgegrenzt und gemobbt wurden. Und 81 Personen (40,9%) haben erlebt, dass Sprüche gegen lesbische/bisexuelle Lebensweisen vom Lehrpersonal sowohl ignoriert als auch selbst geäußert wurden.

Behörden, Ämter, Polizei

In diesem Bereich fallen die Zahlen besonders gering aus: Nur 20 Personen (10,1%) sagen aus, dass sich Mitarbeiter_innen mindestens einmal unangemessen über ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise geäußert haben. Zwölf Personen (6%) wurden bei der Vergabe von zustehenden behördlichen Leistungen einmal oder mehrmals benachteiligt. 18 Personen (9,1%) geben an, dass bei der Polizei die Beschwerde einmal, mehrmals, regelmäßig nicht ernst genommen wurden und 20 Personen (10,1%) wurden einmal oder mehrmals durch Polizist_innen besonders grob/respektlos behandelt (z.B. bei einer Kontrolle, Demonstration oder Anzeige). Der Aussage „Eine lesbische/bisexuelle Lebensweise hat negative Auswirkungen auf meine Chancen, von der Polizei geschützt zu werden“ stimmen immerhin noch 32,3% (64) der bisexuellen Befragten eher bzw. vollkommen zu. Und die Aussage „Eine lesbische/bisexuelle Lebensweise hat negative Auswirkungen auf meine Chancen, staatliche Leistungen/Rechte zu bekommen“ bewerten sogar noch mehr, nämlich 42,4% (84) der Befragten als eher bzw. vollkommen richtig.

Gesundheit

Im Gesundheitsbereich wurde im Vergleich zur Gesamtpopulation tendenziell von wenigeren Diskriminierungserfahrungen berichtet. 23 Personen (11,6%) geben an, mindestens einmal vom medizinischen Fachpersonal nicht die notwendige medizinische Behandlung bekommen zu haben oder nicht (ausreichend) informiert worden zu sein. 18 Personen (9,1%) sind einmal, mehrmals oder regelmäßig abfällig und respektlos vom medizinischen Fachpersonal (Ärzt_innen, Assistent_innen etc.) behandelt worden. 41 Personen (20,7%) geben an, dass ihnen mindestens einmal peinliche Fragen zu ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gestellt wurden. 41 Personen (20,7%) wurden so angesprochen/behandelt, als seien sie heterosexuell, obwohl bekannt war, dass sie lesbisch/bisexuell leben. Allerdings nur 14 Personen (7,1%) geben an, dass ihnen im Krankenhaus ihren Partner_innen das Informations- und Besuchsrecht erschwert oder verweigert wurde. Und 35 Personen (17,6%) erklären, dass in der Therapie ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise mindestens einmal als psychologisches Problem bezeichnet wurde.

Öffentlichkeit

Auch in der Öffentlichkeit scheint die Diskriminierungsbelastung eher gering auszufallen. Nur 21 Personen (10,6%) geben an, dass ihnen schon einmal der Zutritt zu einem Lokal (Restaurant, Café, Disco etc.) verweigert wurde. 24 Personen (7,1%) geben an, dass ihnen einmal bzw. mehrmals der Zutritt zu einem Lokal (Restaurant, Café, Disco etc.) verweigert wurde. Und 22 Personen (11,1%) erlebten bereits mindestens einmal, dass ihnen und ihren Partner_innen Leistungen (z.B. Tanzkurs, Hotelzimmer etc.) erschwert oder verweigert wurden.

2.5.4 Cissexismus/Trans*Diskriminierung

Um die Diskriminierungsbelastung von Trans*Personen zu erfassen, wurde ein eigener Fragenbereich eingesetzt. In diesem Teil des Fragebogens (Teil C) wurde genauer und konkret nach den Erfahrungen gefragt, die Trans*Menschen mit Diskriminierungen und Gewalt im Alltag machen.

*Die Begriffe **Cissexismus und Trans*Diskriminierung** bezeichnen alle die Diskriminierungspraxen gegenüber Menschen die sich nicht der binären Zweigeschlechtlichkeit unterordnen wollen und/oder können.*

Es wurde explizit darum gebeten, die Fragen nur dann zu beantworten, wenn sich die Studienteilnehmer_innen als Trans* verstehen.

Die Frage nach dem Selbstverständnis taucht nur in der Online-Befragung auf und fehlt dagegen in der Papierversion.

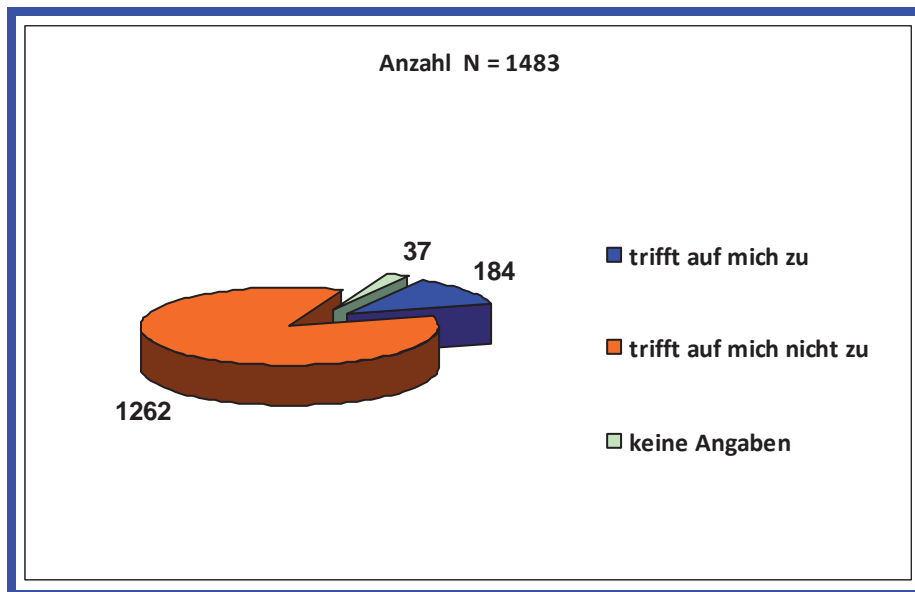


Abb. 35: Trans*

In den Online-Fragebögen (N = 1483) konnte so genau geklärt werden, wie viele Befragte sich als Trans*Menschen verstehen, nämlich 184 Personen.

In den Papierfragebögen (N = 660) wurde diese Frage zwar nicht gestellt, jedoch gibt die Frage nach der Anrede (siehe unten), die in beiden Befragungsinstrumenten gestellt wurde, Auskunft darüber, wie viele Trans*Personen an der Befragung teilgenommen haben. Der Datenbankabgleich ergab eine Gesamtzahl von 228 Trans*Menschen, die an der Befragung teilgenommen haben.

Wichtigkeit, mit der selbst gewählten Anrede angesprochen zu werden

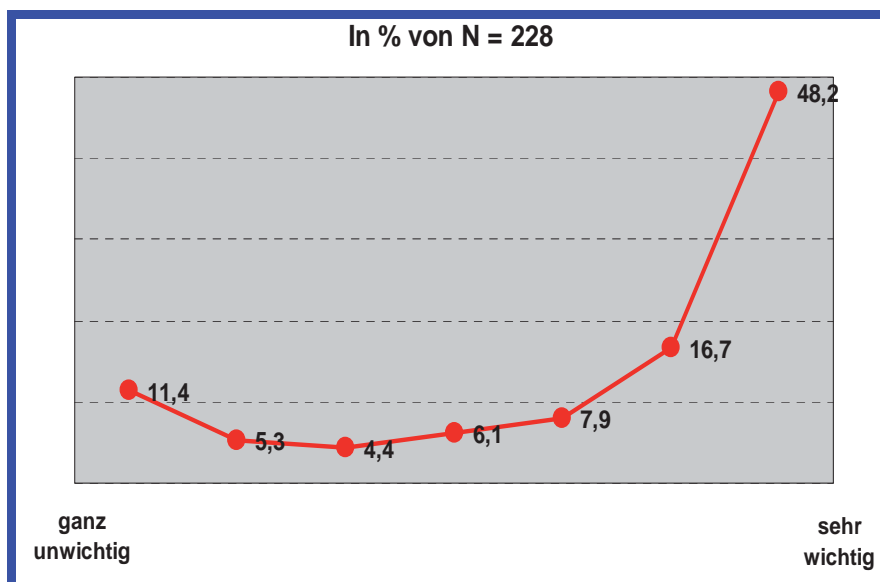


Abb. 36: Wichtigkeit der Anrede

48,2% der befragten Trans*Personen ist es sehr wichtig, dass sie in ihrer selbst gewählten Anrede angesprochen werden, und nur 11,4% der teilnehmenden Trans*Menschen erachten dies als gänzlich unwichtig.

Reaktionen auf das Trans*Sein (z.B. selbst gewählte Anrede etc.)

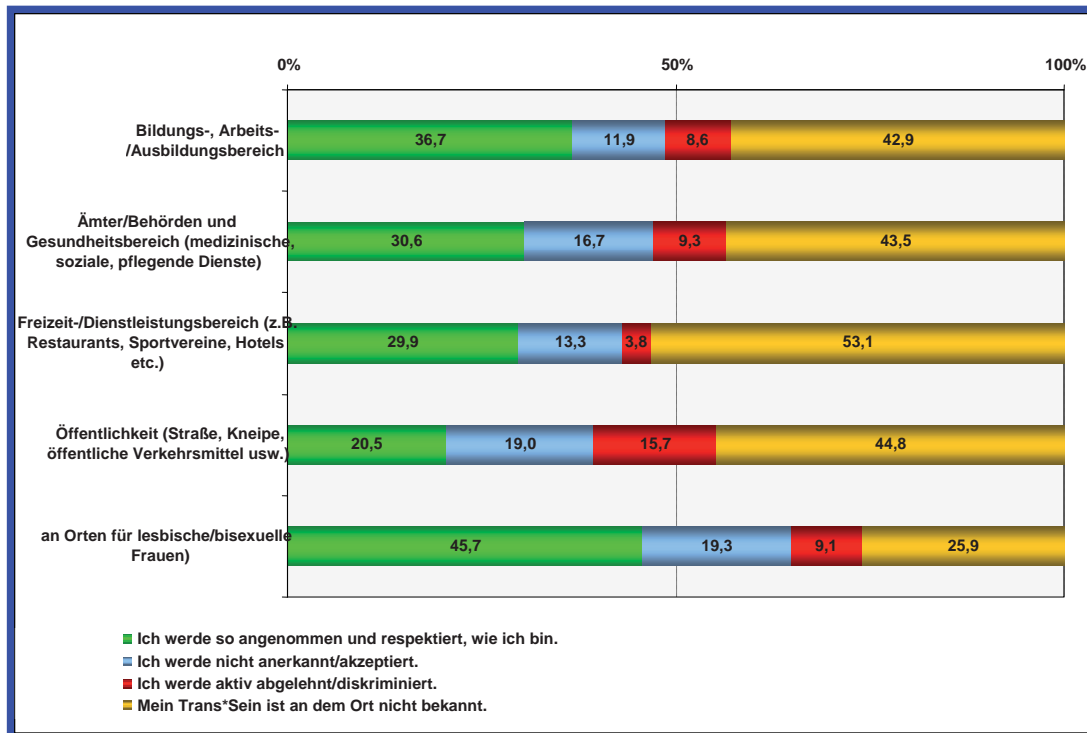


Abb. 37: Reaktionen auf das Trans*Sein

Im Durchschnitt wurde dieser Fragenblock von 211 Personen beantwortet. Erstaunlich oft wird hier angegeben, an den genannten Orten nicht out zu sein. Die geringsten Diskriminierungserfahrungen werden in lesbischen/bisexuellen Räumen gemacht, obschon auch hier 28,4% angeben, nicht akzeptiert oder aktiv diskriminiert worden zu sein. Mit 34,7% scheint die Öffentlichkeit der Ort mit der höchsten Diskriminierungsbelastung zu sein. Auch die negativen Reaktionen in Ämtern und Behörden sind in der Tendenz höher als in der Gesamtpopulation. 26% geben an, hier diskriminiert worden zu sein. Im Freizeit- und Dienstleistungsbereich geben dagegen nur 17,1% an, Erfahrungen mit Diskriminierung oder Ablehnung gemacht zu haben.

Allgemeine Erfahrungen im Leben mit Trans*Sein

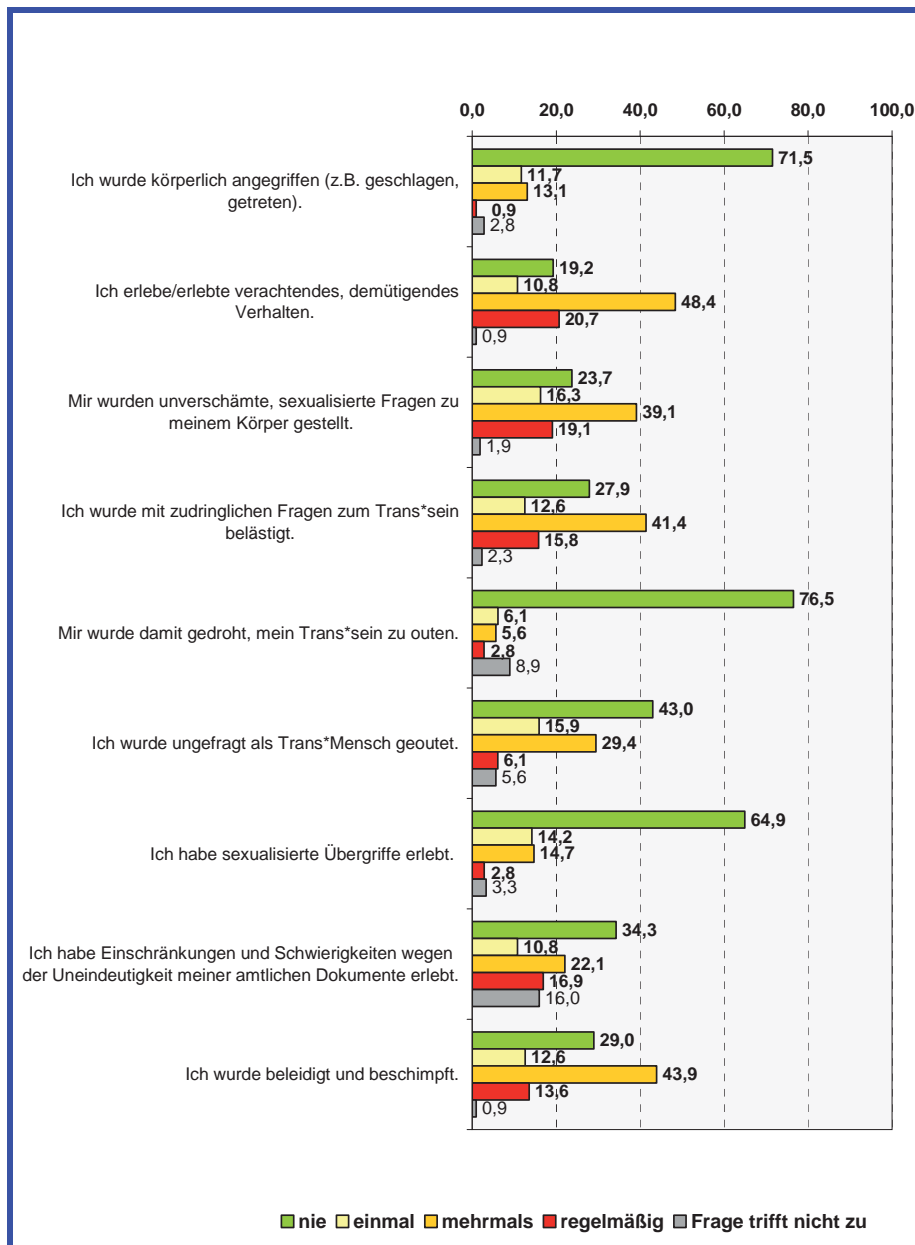


Abb. 38: Erfahrungen mit Trans*Sein

Dieser Fragenblock wurde im Durchschnitt von 216 Personen (95% von 228 Personen) beantwortet. Insgesamt wird eine deutliche Diskriminierungsbelastung sichtbar. Obschon 25,7% angeben, mindestens einmal körperlich angegriffen worden zu sein, und 30,9%, dass sie mindestens einmal sexualisierte Übergriffe erlebt haben, wird deutlich, dass die große Mehrheit sich insbesondere mit Verachtung, Beschämung und verbalen Grenzüberschreitungen konfrontiert sieht. So geben 79,9% an, mindestens einmal verachtendes und demütigendes Verhalten erfahren zu haben. 70,1% erklären zudem, mindestens einmal beleidigt und beschimpft worden zu sein, davon 43,9% mehrmals und 13,6% regelmäßig.

Relativ viele Trans*Personen geben an, dass sie „einmal“ (12,6%), „mehrmals“ (41,4%) oder „regelmäßig“ (15,8%) mit unverschämten Fragen zum Trans*Sein belästigt worden sind. Zusammengefasst sind dies fast 70% der teilnehmenden Trans*Personen. Dies konkordiert mit Ergebnissen aus der qualitativen Untersuchung. Trans*Personen berichten hier davon, dass ein grenzwertiges Nachfragen nach „Identität“ und „Transition“ eine belastende Alltagserfahrung für sie darstellt.

Trans*Personen erfahren allerdings nicht nur Diskriminierungen in der Öffentlichkeit, sondern auch innerhalb lesbischer/bisexueller Kontexte. Die folgenden Angaben geben hierzu einen Überblick:

Erfahrungen im Zusammenhang mit lesbischen/bisexuellen Frauen aufgrund von Trans*Sein

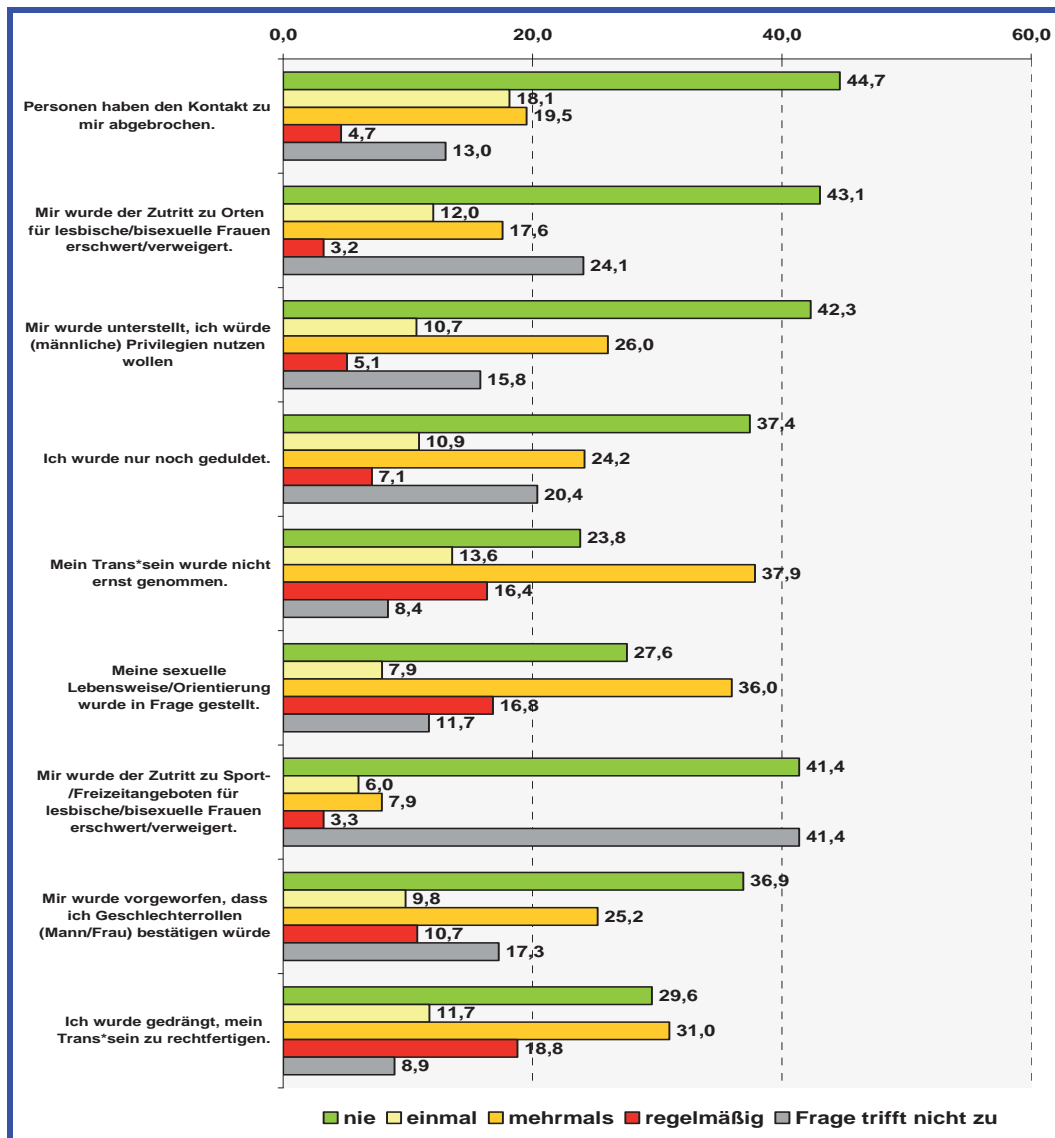


Abb. 39: Erfahrungen im Zusammenhang mit lesbischen/bisexuellen Frauen aufgrund von Trans*Sein

Durchschnittlich haben 214 Personen diesen Fragekomplex beantwortet, das sind 93,6 % (von 228).

Am häufigsten mit „einmal“ bis „regelmäßig“ beantwortet wurden die Angaben, die sich auf die Hinterfragung des Trans*Seins beziehen: 67,9% haben es schon mindestens einmal erlebt, dass in lesbischen/bisexuellen Kontexten, das Trans*Sein nicht ernst genommen wurde. 61,5% geben an, dass sie schon einmal gedrängt wurden, das Trans*Sein zu rechtfertigen, und 60,7% geben an, dass ihre sexuelle Lebensweise/Orientierung bereits einmal an solchen Orten infrage gestellt wurde. Die Infragestellung des Seins ist damit insbesondere in lesbischen/bisexuellen Kontexten eine häufige Erfahrung.

Viele kennen auch die Vorwürfe, dass angeblich männliche Privilegien genutzt werden (41,8%) und die Geschlechterbinarität durch das Trans*Sein bestätigt wird (45,7%).

Konsequenz von dieser Hinterfragung ist dann auch, dass Trans*Menschen oft in diesen Kontexten angeben, nur geduldet zu sein - 42,2% haben diese Erfahrung mindestens einmal gemacht - und nicht respektiert zu werden. Es wird auch häufig der Kontakt ganz abgebrochen: 42,3% haben diese Erfahrung schon gemacht.

Erfahrungen im Zusammenhang mit Vornamens- und Personenstandsänderungen

Die Fragen C5 und C6 erheben die konkreten Erfahrungen mit den medizinischen und amtlichen Verfahren zur Geschlechtsangleichung. Es ist hier wichtig zu betonen, dass nicht alle Trans*Personen eine sogenannte Geschlechtsangleichung anstreben. Wird diese jedoch begonnen, müssen, aufgrund der zurzeit in Deutschland gültigen gesetzlichen Rahmenbedingungen eine Reihe von Hürden genommen werden. Es ist darum wichtig zu erfassen, inwieweit erschwerende Umstände während der Transition hingenommen werden müssen und wie die institutionellen Diskriminierungen von Trans*Personen erlebt werden.

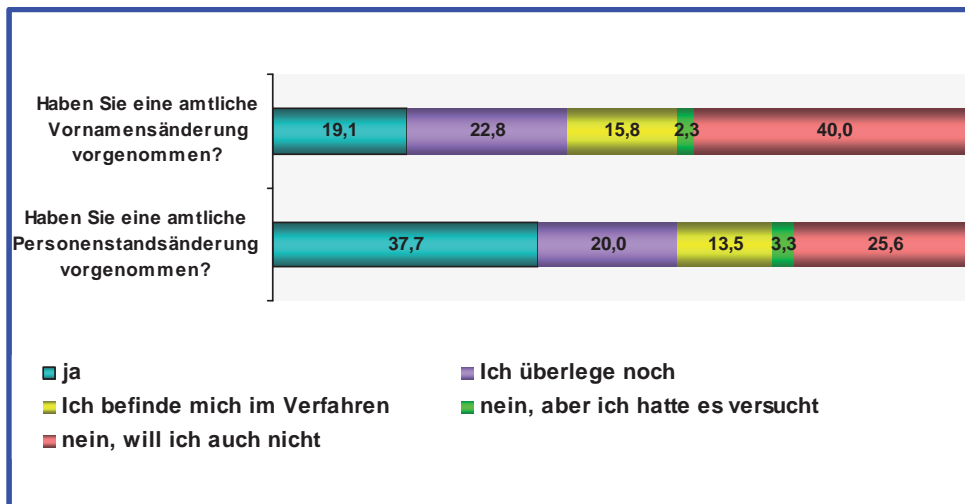


Abb. 40: Vornamens- und Personenstandsänderung

37,7% der 228 Trans*Personen, die insgesamt an der Studie teilgenommen haben, haben bereits eine Personenstandsänderung vorgenommen, 13,5% befinden sich im Verfahren und 20% überlegen noch. Ein gutes Viertel (25,6%) hat zurzeit nicht vor, eine Personenstandsänderung vorzunehmen.

Interessanterweise wollen 40% der teilnehmenden Trans*Personen keine Vornamensänderung vornehmen und nur 19,1% haben dies bereits getan, während 15,8% sich im Verfahren befinden und 22,8% noch überlegen, ob sie eine solche vornehmen wollen. Es ließe sich hier fragen, ob eine vereinfachte behördliche Prozedur - wie sie etwa in Spanien und Argentinien die Regel ist - Einfluss auf den Wunsch nach einer Vornamens-, aber auch Personenstandsänderung haben würde.

Erfahrungen im Zusammenhang mit dem medizinischen und amtlichen Verfahren zur Geschlechtsangleichung

Wie gesehen verfügen längst nicht alle Trans*Personen über Erfahrungen mit geschlechtsangleichenden Verfahren. Von den 228 Trans*Personen haben 216 (94,7%) die allgemeinen Items zum medizinischen und amtlichen Verfahren zur Geschlechtsangleichung beantwortet. Nur 160 haben dagegen das Item bearbeitet, welches direkt nach den Folgen der Verfahren fragt. Es ist davon auszugehen, dass diese 70,2% sich gerade in einer Transition befinden oder diese bereits beendet haben.

Die Ergebnisse stellen sich absoluten Zahlen folgendermaßen dar:

<i>absolute Häufigkeiten</i>	trifft gar nicht zu	trifft eher nicht zu	trifft eher zu	trifft vollkommen zu	Frage trifft nicht zu	Anzahl der gültigen Fälle
Ärzt_innen und Psycholog_innen erschweren/verweigerten mir geschlechtsangleichende medizinische Behandlungen.	60	28	28	18	82	216
Mir wurden geschlechtsangleichende medizinische Behandlungen von Ärzt_innen und Psycholog_innen nahegelegt.	39	23	47	27	80	216
Das amtliche Verfahren zur Geschlechtsangleichung beansprucht mich so sehr, dass ein großer Teil meines Lebensalltags unterbrochen ist (z.B. Erwerbsarbeit, soziale Kontakte usw.).	24	39	23	47	27	160
Es belastet mich sehr, dass mein Trans*Sein als „psychische Störung“ gilt.	19	23	50	70	54	216
Summe der Skalenwerte	142	113	148	162	243	

Tab. 9: Erfahrungen mit Geschlechtsangleichung

46 von 216 Personen (21,3%) geben an, dass es „eher“ bzw. „vollkommen“ zutrifft, dass Ärzt_innen und Psycholog_innen geschlechtsangleichende medizinische Behandlungen erschweren oder gar verweigerten.

120 von 216 Personen (55,6%), die dieses Item beantworteten, geben an, dass sie es sehr belastet, dass ihr Trans*Sein als „psychische Störung“ gilt. 70 von 133 Befragten (52,6%) geben an, dass das amtliche Verfahren zur Geschlechtsangleichung sie so sehr beansprucht, dass ihr Lebensalltag darunter leidet.

Zusätzliche Diskriminierungserfahrungen

Aufgrund der Angaben in den Fragesets (Funktionsfragen) konnten folgende zusätzliche Diskriminierungserfahrungen von Trans*Menschen identifiziert werden.

	Arbeits-/Ausbildungsplatz	Bildungsbereich	Ämter/ Behörden	Gesundheitsbereich	Freizeit/Dienstleistungsbereich
absolut	114	87	81	102	72
%	50,0%	38,2%	35,5%	44,7%	31,6%

Tab. 10: Diskriminierungserfahrungen von Trans*Menschen

An allen Orten sind die Angaben von Trans*Personen zu negativen bzw. ausgrenzenden Erfahrungen hoch. Die meisten Diskriminierungserfahrungen entfallen mit 50% auf den Arbeits-/Ausbildungsplatz. Dies deckt sich auch mit internationalen Studien, in denen immer wieder auf die Diskriminierungsbelastung von Trans*Menschen am Arbeitsplatz aufmerksam gemacht wird (vgl. auch Franzen/Sauer 2010). Doch auch im Gesundheitsbereich sind die Angaben mit 44,7% erschreckend hoch und im Bildungsbereich geben immerhin noch 38,2% an, aufgrund ihres Trans*Seins diskriminiert worden zu sein.

2.5.5 Mehrfachdiskriminierung

Im nächsten Abschnitt werden einige Daten, die unterschiedliche von Mehrfachdiskriminierung betroffene Personen berühren, zusammengefasst.

Migration und Heterosexismus

In den Fragesets zu zusätzlichen Diskriminierungserfahrungen wurde auch die Option meine (angebliche) Migrationsgeschichte/Herkunft bereitgestellt. Für diese Option ergaben sich folgende Ergebnisse:

	Arbeits-/Aus- bildungsplatz	Bildungs- bereich	Ämter/ Behör- den	Gesundheits- bereich	Freizeit/Dienst- leistungsbereich
absolut	56	71	60	35	72
%	18,7%	23,7%	20,1%	11,7%	24,0%

Tab. 11: Diskriminierungserfahrungen aufgrund (angeblicher) Migrationsgeschichte

Insgesamt konnten durch ein mehrfaches Filterungsverfahren 299 Studienteilnehmer_innen mit Migrationsgeschichte isoliert werden. Die Gruppe ist allerdings - wie gesehen - sehr heterogen und umfasst sowohl Personen, die selbst nach Deutschland migriert sind, als auch Menschen, deren Großeltern eingewandert sind. Einige migrantische lb_FT* bezeichnen sich auch als Person of Color. Manche geben eine west- oder osteuropäische Herkunft an und andere sind selbst oder ihre Eltern/Großeltern etwa aus der Türkei eingewandert.

Die Aussagen zu Diskriminierungserfahrungen, die durch diese Fragesets erhoben werden konnten, deuten daraufhin, dass Herkunft und (angebliche) Migrationsgeschichte nicht entscheidend zu höheren Diskriminierungsbelastungen vis-à-vis der Gesamtpopulation der Studienteilnehmer_innen führen. Dies könnte daraufhin deuten, dass die erlebten Diskriminierungen aufgrund einer lesbischen/bisexuellen Lebensweise andere Diskriminierungen überlagern. Andererseits spielt die hohe Qualifikation und das relativ junge Durchschnittsalter hier sicherlich auch eine Rolle - wie auch die Tatsache, dass viele der migrantischen Studienteilnehmer_innen sich nicht durch eine erhöhte Sichtbarkeit gegenüber der Gesamtpopulation differenzieren - denn schließlich stammt eine relativ große Gruppe aus ost- und westeuropäischen Ländern. Um klarere Ergebnisse zu erzielen, müssten in nachfolgenden Erhebungen mehr Angaben zum Bereich „Migration“ erhoben bzw. die Gruppe direkt angesprochen werden.

Mehrfachdiskriminierung

Eine der zentralen Zielsetzungen der bundesweiten Studie war es, Mehrfachdiskriminierungen im Zusammenhang mit einer lesbischen/bisexuellen Lebensweise zu erfassen. Die Sensibilisierung für und die Adressierung von Mehrfachzugehörigkeiten gehören zum spezifischen Ansatz des Projektes LesMigraS, das bereits in 2009 hierzu schreibt:

„**Mehrfachdiskriminierung** kann unterschiedliche Erfahrungen beschreiben. Manchmal wird eine Person in unterschiedlichen Situationen aufgrund unterschiedlicher Merkmale diskriminiert. Eine Lesbe of Color kann beispielsweise innerhalb von LSBT-Kontexten rassistische Diskriminierung erleben und innerhalb antirassistischer Kontexte sexistische Diskriminierung erleben. Oftmals ist es schwer, eine Diskriminierung auf eine alleinige (zugeschriebene oder tatsächliche) Identität oder Kategorie zurückzuführen, da diese zusammenwirken. Beispielsweise bei Beschimpfungen wie: „Sprich gefälligst Deutsch, du scheiß Lesbe“. Mehrfachdiskriminierung beschreibt daher vor allem spezifische Erfahrungen, die weder mit der Zugehörigkeit zu einer alleinigen noch mit der Addition mehrerer Identitäten/Kategorien gefasst werden kann.“ (LesMigraS 2009: o.S.)²⁵

²⁵ Vgl. die Website von LesMigraS: <http://www.lesmigras.de/mehrfachdiskriminierung.html> (letzter Aufruf 31.08.2012).

Etwa 50% der Studienteilnehmer_innen erklären, von Mehrfachdiskriminierungserfahrungen betroffen zu sein. Bedauerlicherweise ist die Fragestellung „Wie häufig haben Sie es erlebt, anhand der von Ihnen angekreuzten Merkmale/Zugehörigkeiten benachteiligt oder ausgegrenzt worden zu sein?“ recht unscharf, sodass anzunehmen ist, dass die Gruppe, die angibt, von Mehrfachdiskriminierung betroffen zu sein, extrem heterogen ist. Wenn beispielsweise eine Betroffenheit von Sexismus (als „Frau“) und Heterosexismus (als „Lesbe“) bereits bedeutet, von Mehrfachdiskriminierung betroffen zu sein, so werden von dem Frageset potenziell weit über 90% der Studienteilnehmer_innen angesprochen. Trotz dieser Unschärfe gewährt die Analyse der 2 Fragesets zu Mehrfachdiskriminierung (B15 und B16) einen Einblick in das subjektive Erleben von Mehrfachdiskriminierung. Die Angaben werden in absoluten Zahlen dargestellt, um transparent zu machen, wie viele Studienteilnehmer_innen Angaben zu den unterschiedlichen Items gemacht haben.

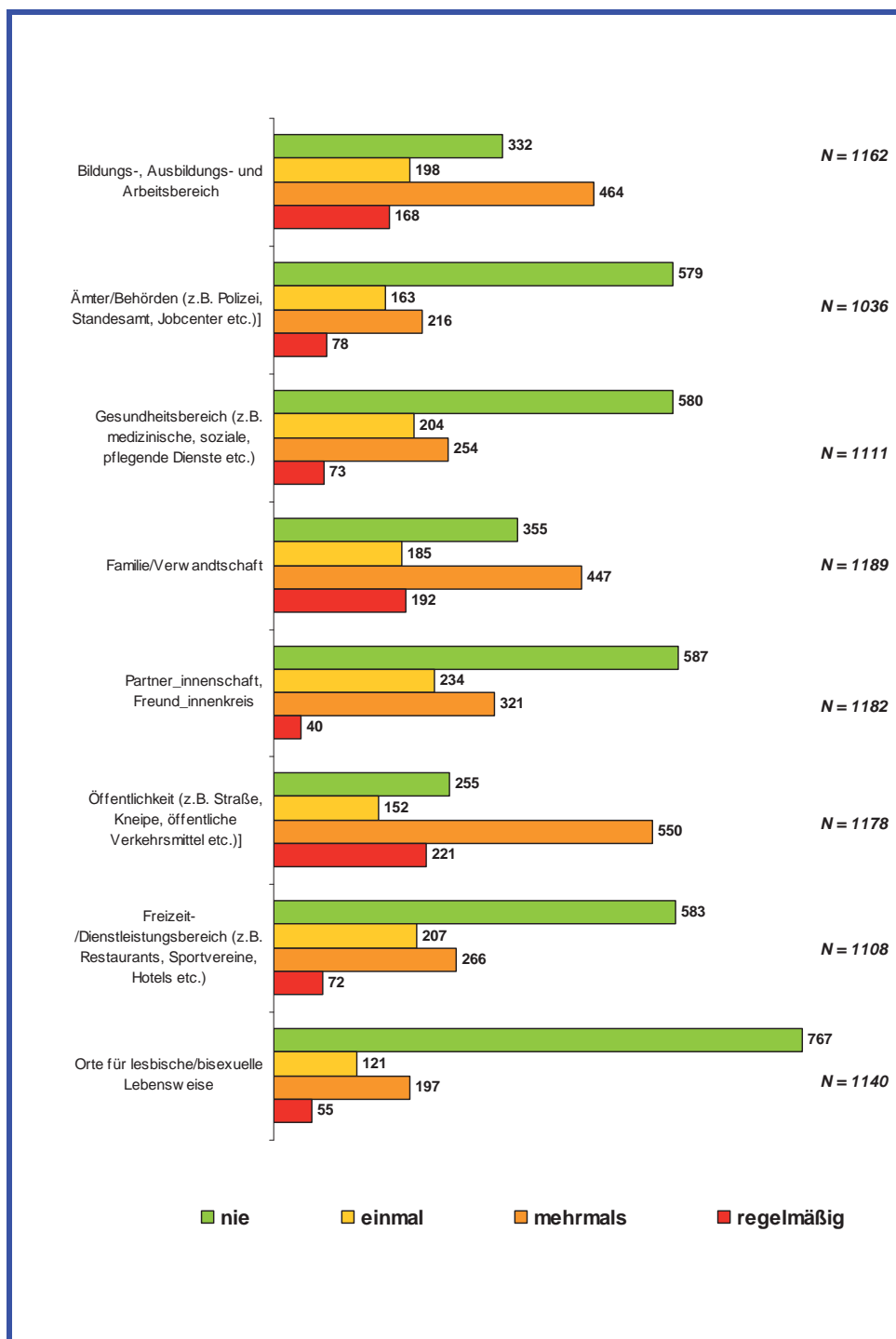


Abb. 41: Mehrfachdiskriminierungserfahrungen (absolute Zahlen)

Wird eine Mehrfachdiskriminierung subjektiv angenommen, verschieben sich interessanterweise die Orte der Diskriminierung: So geben von 1.178 Teilnehmenden 78,4% an, aufgrund von Mehrfachzugehörigkeiten in der Öffentlichkeit mindestens einmal diskriminiert worden zu sein. Zum Vergleich: Nur 50,3% der Grundgesamtheit der Studienteilnehmer_innen geben an, in der Öffentlichkeit oft benachteiligt zu werden. 71,4% (von 1.162, die diese Frage beantwortet haben) geben an, mindestens einmal im Bildungs- und Ausbildungsbereich diskriminiert worden zu sein, und 69,3% (von 1.189, die diese Frage beantwortet haben) haben die Erfahrung gemacht, mindestens einmal in der Familie/Verwandschaft diskriminiert worden zu sein (37,6% mehrmals und 16,1% regelmäßig). Die Familie als Ort des „Schutzes“ und des „Rückzugs“ wird hier erneut deutlich infrage gestellt. Und auch die Öffentlichkeit wie auch der Freizeit- und Dienstleistungsbereich wirken längst nicht mehr so sicher, wie dies bei der Auswertung aller Fragebögen noch aussah. So sagen 44,1% (von 1.036 Personen, die diese Frage beantwortet haben) aus, dass sie mindestens einmal bei Ämtern oder Behörden diskriminiert worden sind und 49,2% (von 1.108 Personen, die diese Frage beantwortet haben) geben an, mindestens einmal im Restaurant, Sportverein, Hotel etc. diskriminiert worden sind.

Spezifische Aussagen zur Erfahrung mit Mehrfachdiskriminierungen

Das zweite Fragenset (B16) zu Mehrfachdiskriminierungen erfasst spezifischer die verschiedenen relevanten Diskriminierungskombinationen wie auch den Umgang mit Mehrfachdiskriminierungen. Hier ergab sich folgendes Bild:

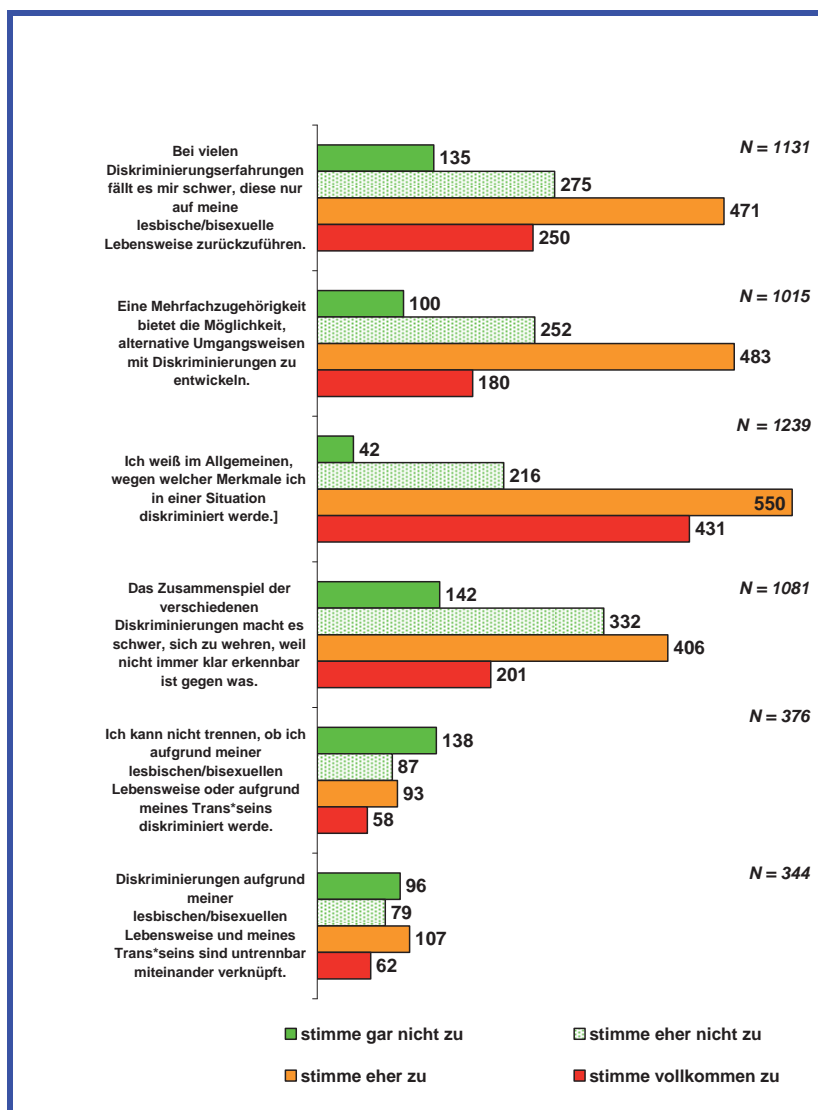


Abb. 42: Aussagen zu Mehrfachdiskriminierungen I

79,2% (981 von 1.239) der Studienteilnehmer_innen geben an, im Allgemeinen nicht wissen, aus welchen Gründen sie in einer Situation diskriminiert werden. Dazu passt, dass es 63,7% (721 von 1.131) bei vielen Diskriminierungserfahrungen schwer fällt, diese nur auf die lesbische/bisexuelle Lebensweise zurückzuführen. Dies scheint die These zu bestätigen, dass Menschen mit Mehrfachzugehörigkeiten Diskriminierungserfahrungen selten trennscharf angeben können. Das wiederum erschwert spätere Beratungen, da die meisten Beratungsansätze Diskriminierungen monokausal angehen. Aber auch der Bezug zum AGG und der persönliche Umgang mit den Diskriminierungserfahrungen werden erschwert

56,2% von 1.081 Teilnehmenden, die diese Frage beantwortet haben, haben der Aussage *„Das Zusammenspiel der verschiedenen Diskriminierungen macht es schwer, sich zu wehren, weil nicht immer klar erkennbar ist, gegen was“* zugestimmt. Gleichzeitig haben 65,3% von 1.015 Befragten angegeben, dass es „eher“ stimmt oder „vollkommen“ stimmt, dass eine Mehrfachzugehörigkeit ihnen die Möglichkeit bietet, alternative Umgangsweisen mit Diskriminierungen zu entwickeln. Auch dieses Ergebnis konkordiert erneut mit den Ergebnissen der qualitativen Studie. Dort konnten zum einen die Schwierigkeiten beim Umgang mit Mehrfachdiskriminierungen, aber auch die vielfältigen Widerstandsstrategien von Menschen mit multiplen Zugehörigkeiten transparent gemacht werden.

Die Antworten auf die zwei Fragen zum Zusammenspiel von Trans* und lesbischer/bisexueller Lebensweise sind deswegen interessant, weil hier einmal 376 und einmal 344 Personen geantwortet haben, obschon nur 228 Trans*Personen den Trans*Diskriminierungsteil des Fragebogens (Bereich C) ausgefüllt haben. Es könnte sein, dass an dieser Stelle Trans* weiter definiert wurde, als dies dann für den C-Bereich der Fall ist, wo die Fragenkomplexe sich stark um die Transition drehen. Auch hier geben 40,2% (151 von 376) an, dass sie nicht trennen können, ob sie in Diskriminierungssituationen aufgrund des Trans*Seins oder aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise diskriminiert werden. Und fast die Hälfte (49,1% = 169 von 344 Personen) geben an, dass die zwei Diskriminierungsgründe untrennbar miteinander verknüpft sind. 36,7% hingegen sagen, dass es in ihrem Fall gar nicht stimme, bei Diskriminierungen nicht trennen zu können, ob sich diese gegen ihr Trans*Sein oder ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise richtet. Damit bleibt das Ergebnis eher uneindeutig: Bei einigen Mehrfachdiskriminierungen scheint es einfacher zu sein, den Diskriminierungsgrund genau zu identifizieren, und bei anderen nicht. Im nachfolgenden Bereich setzt sich diese Ambivalenz fort.

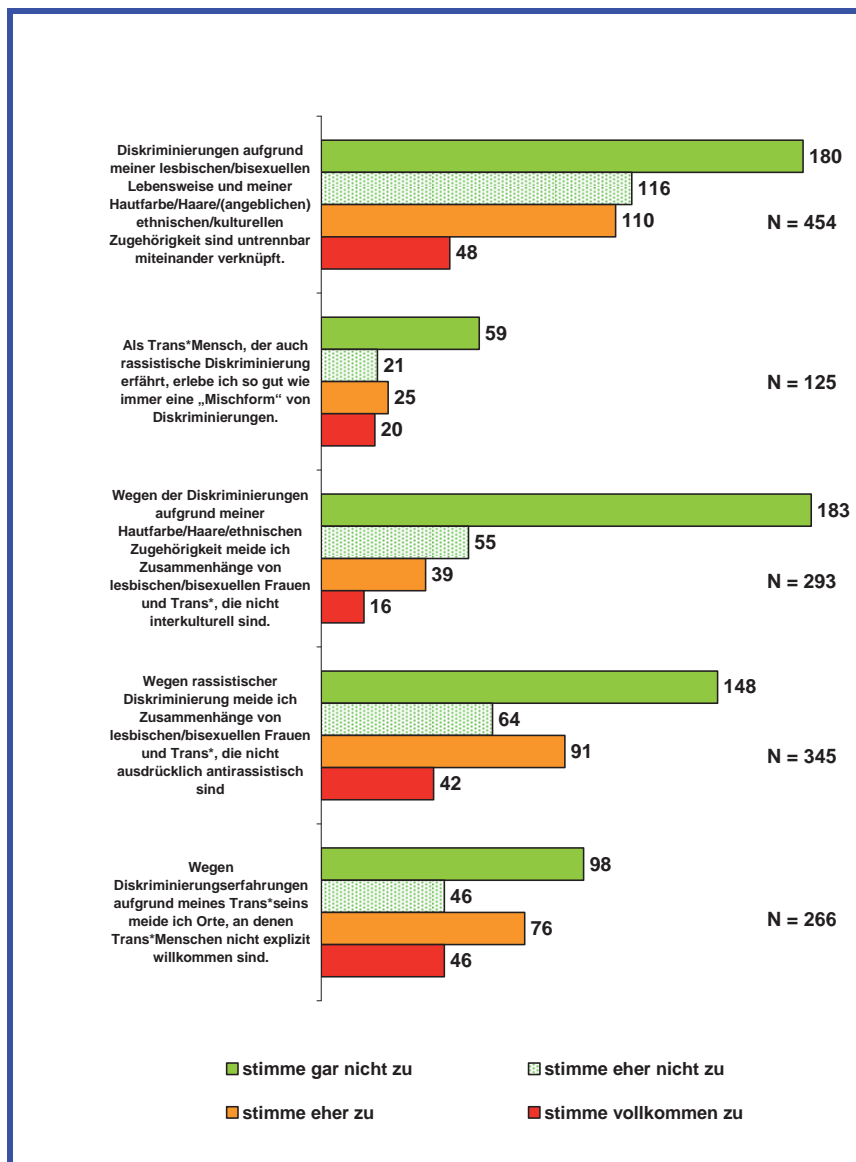


Abb. 43: Aussagen zu Mehrfachdiskriminierungen II

Lediglich 158 von 454 Personen (34,8%) stimmen der Aussage zu, dass ihre erfahrenen Diskriminierungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise/Orientierung und ihrer Hautfarbe/Haare (angeblichen) ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit untrennbar miteinander verknüpft sind. Und auch der Aussage „Als Trans*Mensch, der auch rassistische Diskriminierung erfährt, erlebe ich so gut wie immer eine ‚Mischform‘ von Diskriminierungen“ stimmen nur 45 von insgesamt 125 Personen (36%) zu. Die Ergebnisse sind hier ähnlich uneindeutig wie bei der Überschneidung Trans* und nicht-normative Lebensweise und Begehren. Auch hier stimmen 39,6% gar nicht zu, dass die Diskriminierungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise von rassistischen und/oder kulturalisierenden Markierungen und Praxen nicht zu trennen seien. Trans*of Color (125 Personen) geben zu 36% an, dass die Diskriminierungen untrennbar miteinander verknüpft sind.

Bei den verschiedenen Kombinationen sind es somit immer etwas mehr als ein Drittel, die angeben, dass die Diskriminierungen eng miteinander verknüpft sind und mithin nicht auseinanderzuhalten ist, weswegen sie in bestimmten Situationen diskriminiert werden. Es muss schlicht davon ausgegangen werden, dass die einzelnen Subjekte Diskriminierungserfahrungen unterschiedlich wahrnehmen und auch in der Retrospektive different evaluieren. Ein Ergebnis, welches durch die qualitative Studie erhärtet wird. Auch hier würde sich anbieten, in einer weitergehenden Forschung genauer zu untersuchen, welche Kombinationen multipler Zugehörigkeiten sich zu welchen Erfahrungen verdichten.

Aufgrund von Diskriminierungserfahrungen meiden viele Trans* Personen wie auch rassistisch markierte Personen lesbische/bisexuelle Kontexte. 133 von 345 Personen (38,6%) geben etwa an, dass sie wegen rassistischer Diskriminierungen Orte, die nicht ausdrücklich antirassistisch sind, meiden. 122 von 266 Personen (45,9%) meiden aufgrund von Diskriminierungserfahrungen Orte, an denen Trans*Menschen nicht explizit willkommen sind. Für diese spezifischen Gruppen engen sich die Freizeitmöglichkeiten extrem ein. Bei der Zusammenführung von Diskriminierungen aufgrund einer ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit und wegen der Haare/Hautfarbe geben nur noch 18,8% (55 von 293) an, dass sie lesbische/bisexuelle und Trans*Kontexte meiden, die nicht interkulturell sind.

Weitere Diskriminierungsgründe

Die folgende Tabelle ermöglicht genauere Einblicke in *Diskriminierungsorte in Kombination mit diversen Diskriminierungsmerkmalen*. Jeder Fragenkomplex im Bereich Diskriminierung (B) endet mit der Frage: „Aus welchen Gründen wurden Sie noch im ‚Gesundheitsbereich‘ bzw. ‚Freizeit-/Dienstleistungsbereich‘ etc. diskriminiert?“ Es wurden jeweils einige Kategorien vorgegeben, die hier in absoluten Häufigkeiten zusammengestellt wurden. Die Antworten auf „anderer und zwar ...“ wurden in den entsprechenden Bereichen dokumentiert.

<i>absolute Häufigkeiten</i>	Arbeits-/ Ausbildungs- platz	Bildungsbe- reich	Ämter/ Behörden	Gesundheits- bereich	Freizeit/ Dienst- leistungs- bereich
mein Trans*Sein	114	87	81	102	72
mein Frausein	584	455	242	213	333
weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vor- stellung von Geschlechterrol- len entspricht	729	737	306	257	459
mein Name/meine Sprache	129	135	97	61	61
meine Hautfarbe/Haare	84	94	56	42	64
meine Nationalität	39	49	44	23	30
meine (angebliche) ethni- sche/kulturelle Zugehörigkeit	77	76	62	37	46
meine Religion	46	49	12	9	18
mein (angebliches) Musli- misch-Sein	13	14	14	11	14
mein (angebliches) Jüdisch- Sein	12	10	2	2	6
meine (angebliche) Migrati- onsgeschichte/ Herkunft	56	71	60	35	37
mein Aufenthaltsstatus	16	16	17	4	6
meine Beeinträchtigung/ Behinderung	91	72	57	59	53
andere und zwar:	195	168	111	132	101
Keiner	946	998	1.440	1.485	1.347
Anzahl der (Mehrfachnen- nungen)	3.131	3.031	2.601	2.472	2.647

Tab. 12: Zusätzliche Diskriminierungen im Zusammenhang mit lesbischer/bisexueller Lebensweise

Da es sich hier um Mehrfachnennungen handelt - was bedeutet, dass jeweils mehrere Merkmale angekreuzt werden konnten - übersteigt die Gesamtzahl der Angaben pro Diskriminierungsort die Anzahl der Gesamtbefragten. Die Fragen wurden unterschiedlich stark beantwortet, weil einige Diskriminierungsmerkmale stärker als andere vertreten sind.

Allgemein gesprochen zeigt die Tabelle, dass zusätzliche Diskriminierungserfahrungen von allen Befragten in allen fünf Bereichen festgestellt werden. Für einen Teil scheint es wenige Orte zu geben, an denen sie keinen Diskriminierungen ausgesetzt sind.

Die meisten Befragten geben zusätzliche Diskriminierungserfahrungen vor allem am Arbeits-/ Ausbildungsplatz, - gefolgt vom Bildungsbereich an.

Die insgesamt geringsten zusätzlichen Diskriminierungserfahrungen werden im Gesundheitsbereich gemacht. Dies gilt jedoch nicht für Trans*Personen, die diesen als den zweit belastendsten angeben.

Die Auswertung nach Merkmalen bzw. Kategorien zeigt einige aufschlussreiche Ergebnisse:

Trans*Menschen machen am Arbeits-/Ausbildungsplatz die meisten diskriminierenden Erfahrungen. Ausgerechnet der Gesundheitsbereich weist zusätzlich einen hohen Teil an diskriminierenden Erfahrungen auf. Dies deckt sich tendenziell auch mit Ergebnissen der Skalenfragen. Das Ergebnis der vorliegenden Studie korrespondiert hier mit den Ergebnissen der europäischen Studie zu Trans*Personen und Gesundheitsversorgung von 2008. Aufgrund der erlebten Diskriminierungen im Gesundheitssystem, so wird in dieser Studie festgestellt, vermeiden es Trans*Personen häufig, regelmäßige Routineuntersuchungen durchführen zu lassen. (Whittle 2008: 11). Dies deutet auf dramatische Konsequenzen von Diskriminierungserfahrungen im Gesundheitsbereich hin.

Auch Menschen, die aufgrund von Behinderungen/Beeinträchtigungen diskriminiert werden, erfahren an allen Orten „gleichmäßig“ Diskriminierungen. Es scheint auch für behinderte/beeinträchtigte lb_FT* nur wenige diskriminierungsfreie Räume zu geben.

Dies ist beispielsweise beim Merkmal „Frausein“ anders: Sexismus wird deutlich stärker am Arbeitsplatz und in Bildungsinstitutionen erfahren, während Ämter/Behörden sowie der Freizeit- und Dienstleistungsbereich vergleichbar geringer als ein von sexistischen Praxen geprägter Ort erlebt wird.

2.5.5 Resümee

Auffallend sind neben den in verschiedenen Bereichen sehr hohen Angaben zu Diskriminierungserfahrungen auch die sehr hohen *negativen* Angaben in einzelnen Bereichen. Sprich: Viele Studienteilnehmer_innen haben in unterschiedlichen Bereichen keine Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht oder würden die negativen Erfahrungen, die sie gemacht haben, nicht auf ihre nicht-normative Lebens- und Begehrensweise beziehen.

Dabei wurden in allen fünf untersuchten Bereichen (Arbeit, Bildung/Ausbildung, Gesundheit, Ämter/Behörden und Freizeit/Dienstleistungen) vergleichbare Gründe für Diskriminierungserfahrungen genannt, jedoch ist die Gewichtung unterschiedlich. In manchen Bereichen werden auch bereichsspezifische Gründe für Diskriminierungserfahrungen erkennbar.

In allen Bereichen wurde zusätzlich zu den unten ausführlich beschriebenen erfahrenen Diskriminierungen angegeben, dass die befürchtete Diskriminierung bei einem Outing dazu führe, sich gar nicht erst zu outen – als Beispiele: *„es müsste gefragt werden, ob man sich überhaupt geoutet hat und die Gründe abfragen, warum man sich nicht geoutet hat. Habe mich auf der Arbeit nicht geoutet, da ich Angst vor Diskriminierung hatte - um die Diskriminierung zu vermeiden, habe ich mich somit erst gar nicht geoutet. Ich denke, dass es vielen so ergeht“* oder *„... und wieder, ich oute mich nicht ... was mir*

sehr missfällt, fühle mich dadurch diskriminiert, dass ich mich nicht sicher fühlen kann, Arbeitsbereich und und und ... lebe also eher versteckt, kann mich nur wohlfühlen, wenn ich mal lesbisch ausgehe oder auf'm CSD bin“.

Die Auswertung der offenen Fragen zeigte zudem, dass wichtige Gründe für Diskriminierungen in den vorgegebenen Items systematisch ausgeblendet wurden. Das betrifft vor allem die Körperwahrnehmung. Nicht-normative Körper bzw. körperliche Merkmale wie etwa: angebliches Übergewicht, Körperbehaarungen etc. scheinen im Zusammenhang mit einer lesbischen/bisexuellen Lebensweise zu stärkeren Diskriminierungsbelastungen zu führen. Eine Untersuchung zum Zusammenspiel von Loo-kism und Heterosexismus wären hier aufschlussreich.

Im Vergleich der drei Gruppen (Gesamtpopulation, migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color) lassen sich Verschiebungen vor allem im Bildungsbereich und im Freizeit- und Dienstleistungsbereich erkennen. Es müsste in anschließenden Untersuchungen geklärt werden, wie Mehrfachdiskriminierungen sich gerade in diesen Bereichen niederschlagen scheinen.

Trans*Personen müssen mit einer besonderen Diskriminierungsbelastung umgehen. Die Werte sind hier zum Teil erheblich höher als in der Gesamtpopulation. Auch lesbische/bisexuelle Räume erweisen sich nicht unbedingt als Schutzräume, vor allem die starke Hinterfragung des Trans*Seins könnte sich belastend auswirken.

Menschen mit Erfahrungen von Mehrfachdiskriminierungen erleben dies sehr unterschiedlich: Manche Angaben deuten daraufhin, dass die Befragten mit Mehrfachzugehörigkeiten sehr gut auseinanderhalten können, aus welchen Gründen sie in unterschiedlichen Situationen diskriminiert werden. Andere wiederum scheinen eher die These zu erhärten, dass dies nicht möglich ist. Deutlich wurde aber, dass Mehrfachzugehörigkeiten den Umgang mit Diskriminierung verbessern. Die starke Diskriminierungsbelastung führt anscheinend dazu, dass multiple und wirksame Strategien entwickelt werden, um mit der Belastung umzugehen.

Und schließlich wurde deutlich, dass insbesondere in den Bildungsinstitutionen und auf dem Arbeitsmarkt die Diskriminierungserfahrungen der befragten Gruppe erheblich sind und dass eine große Mehrheit sich hier mehr Sensibilisierung und Aufklärung wünscht. Bedenkt man die jungen Kontroversen zum „Aktionsplan gegen Homophobie“ der Stadt Berlin,²⁶ scheint dies ein ernst zu nehmendes Ergebnis.

²⁶ Siehe hierzu: <http://www.gew-berlin.de/blz/23159.htm> (letzter Aufruf 31.08.2012)

2.6 Gewalterfahrungen

2.6.1 Gewaltvolle Erfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise

Auch wenn im Erleben der meisten Menschen Diskriminierung und Gewalt nicht trennscharf auseinandergehalten werden, wurde im Fragebogen versucht, diese zwei Bereiche separat zu halten. Es zeigt sich, dass die Angaben hier deutlich geringer ausfallen. Der entsprechende Befragungsteil bezieht sich auf psychische, verbale, physische und sexualisierte Gewalt. Die detaillierteren Fragen lassen Einblicke in die von der Befragtengruppe erlebte Gewalt zu.

Es gibt nur sehr wenige Untersuchungen, die sich mit Gewalterfahrungen von lb_FT* beschäftigen (siehe auch Forschungsstand). Die Gründe hierfür lassen sich vermutlich auf zwei Aspekte zurückführen: Zum einen fallen die Angaben zu direkten Gewalterfahrungen prozentual gesehen immer sehr gering aus, weshalb die Angabe von Prozenten nicht viel Aussagekraft hat. Zum anderen scheint es prinzipiell eine Hemmung zu geben, sich mit Gewalterfahrungen auseinanderzusetzen.

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie werden teilweise in Prozentzahlen und teilweise in absoluten Häufigkeiten präsentiert. Das ermöglicht, sich ein klareres Bild von den Gewalterfahrungen von lb_FT* zu machen.

Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich

Angaben in %	nie	selten	mehrmals	regelmäßig	keine Angabe
Es wurden Witze über lesbische/bisexuelle Lebensweisen erzählt.	26,2%	23,6%	28,5%	15,5%	6,2%
Ich wurde beschimpft und beleidigt.	67,5%	13,8%	7,6%	3,0%	8,1%
Mir wurde durch Handzeichen bzw. Blicke Abwertung gezeigt.	57,4%	16,2%	11,1%	5,4%	9,8%
Mir wurden zudringliche Fragen über meine lesbische/bisexuelle Lebensweise und meinen Körper gestellt.	60,8%	16,2%	9,5%	4,5%	9,0%
Ich habe sexualisierte Übergriffe bzw. Gewalt erlebt.	83,9%	4,4%	1,8%	0,8%	9,1%
Ich wurde mit sexistischen/pornografischen Bildern/Filmen oder Äußerungen belästigt.	75,6%	9,2%	4,4%	1,7%	9,1%
Ich wurde körperlich angegriffen (z.B. geschlagen, getreten, mit Gegenständen beworfen etc.)	86,5%	2,4%	1,3%	0,9%	8,8%
Ich wurde zu sexuellen Handlungen gezwungen.	89,3%	0,7%	0,3%	0,3%	9,3%
Mir wurde damit gedroht, mich oder mir nahe stehende Personen zu verletzen.	87,4%	1,9%	1,1%	0,4%	9,2%
Jemand hat Gegenstände von mir zerstört oder beschädigt.	84,3%	3,5%	1,9%	0,9%	9,4%
Mir wurde damit gedroht, meine lesbische/bisexuelle Lebensweise zu outen.	83,3%	4,5%	1,7%	1,2%	9,3%
Ich wurde ungefragt geoutet.	65,5%	15,0%	7,7%	3,0%	8,9%
Personen stellen/stellten mir nach.	84,4%	4,2%	1,0%	0,5%	9,8%

Tab. 13: Gewaltvolle Erfahrungen im Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich

Im Gegensatz zu allgemeinen Diskriminierungserfahrungen werden deutlich weniger Gewalterfahrungen im Bildungs- und Ausbildungsbereich angegeben. Dennoch geben 67,6% der Studienteilnehmer_innen an, im Bildungs- und/oder Ausbildungsbereich mit Witzen über lesbische/bisexuelle Le-

bensweisen konfrontiert worden zu sein - davon 15,5% regelmäßig. Und 25,7% sind ungefragt geoutet worden – davon 3% regelmäßig und 7,7% mehrmals.

Es bestätigt sich die bereits geäußerte Annahme, dass insbesondere die Schule ein Ort normativer Gewalt ist.

Ämter, Behörden und Gesundheitsbereich

Angaben in %	nie	selten	mehrmals	regelmäßig	keine Angabe
Es wurden Witze über lesbische/bisexuelle Lebensweisen erzählt.	69,8%	12,9%	5,8%	1,4%	10,0%
Ich wurde beschimpft und beleidigt.	82,0%	5,7%	1,6%	0,5%	10,1%
Mir wurde durch Handzeichen bzw. Blicke Abwertung gezeigt.	70,1%	12,4%	4,9%	1,7%	10,9%
Mir wurden zudringliche Fragen über meine lesbische/bisexuelle Lebensweise und meinen Körper gestellt.	74,9%	10,4%	3,3%	1,3%	10,1%
Ich habe sexualisierte Übergriffe bzw. Gewalt erlebt.	86,7%	2,3%	0,6%	0,5%	9,9%
Ich wurde mit sexistischen/pornografischen Bildern/Filmen oder Äußerungen belästigt.	86,5%	2,0%	0,8%	0,4%	10,4%
Ich wurde körperlich angegriffen (z.B. geschlagen, getreten, mit Gegenständen beworfen etc.)	89,0%	0,6%	0,3%	0,2%	9,8%
Ich wurde zu sexuellen Handlungen gezwungen.	88,9%	0,3%	0,2%	0,1%	10,4%
Mir wurde damit gedroht, mich oder mir nahe stehende Personen zu verletzen.	89,1%	0,4%	0,1%	0,1%	10,3%
Jemand hat Gegenstände von mir zerstört oder beschädigt.	88,8%	0,4%	0,2%	0,1%	10,5%
Mir wurde damit gedroht, meine lesbische/bisexuelle Lebensweise zu outen.	88,5%	0,8%	0,1%	0,3%	10,3%
Ich wurde ungefragt geoutet.	84,5%	3,3%	1,2%	0,6%	10,5%
Personen stellen/stellten mir nach.	84,4%	4,2%	1,0%	0,5%	9,8%

Tab. 14: Gewaltvolle Erfahrungen mit Ämtern, Behörden und im Gesundheitsbereich

Im Rahmen von Ämtern und Behörden sinkt generell der Anteil an Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen. Doch Abwertungen und Beleidigungen kommen auch hier vor, so geben 19% an, dass sie schon mal mit Handzeichen oder Blicken auf dem Amt oder bei einer Behörde abgewertet wurden. Und 15% wurden gelegentlich zudringliche Fragen zu ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise und ihrem Körper gestellt.

Familie, Verwandte, Partner_innen, Freund_innen

An diesem Fragenblock wurde von einigen Teilnehmenden bemängelt, dass er nicht unterscheidet zwischen „Familie“/„Verwandte“ und „Partner_innen“/„Freund_innen“. In den Endkommentaren wird dies mehrmals angemerkt (zum Teil verärgert). Dies ist in der Tat eine schwierige In-eins-Setzung. Dennoch lässt sich hier in der Tendenz zeigen, dass erhebliche Gewalterfahrungen auch im direkten „Nahbereich“ vorkommen.

Angaben in %	nie	selten	mehrmals	regelmäßig	keine Angabe
Es wurden Witze über lesbische/bisexuelle Lebensweisen erzählt.	28,6%	30,4%	25,6%	9,4%	6,1%
Ich wurde beschimpft und beleidigt.	62,8%	17,2%	8,4%	3,5%	8,1%
Mir wurde durch Handzeichen bzw. Blicke Abwertung gezeigt.	58,7%	18,7%	8,8%	4,3%	9,5%
Mir wurden zudringliche Fragen über meine lesbische/bisexuelle Lebensweise und meinen Körper gestellt.	49,3%	22,0%	14,6%	5,7%	8,4%
Ich habe sexualisierte Übergriffe bzw. Gewalt erlebt.	78,7%	6,9%	3,6%	1,9%	9,0%
Ich wurde mit sexistischen/pornografischen Bildern/Filmen oder Äußerungen belästigt.	77,4%	8,5%	3,6%	1,3%	9,1%
Ich wurde körperlich angegriffen (z.B. geschlagen, getreten, mit Gegenständen beworfen etc.)	84,2%	3,9%	1,4%	1,5%	9,0%
Ich wurde zu sexuellen Handlungen gezwungen.	82,5%	4,9%	1,9%	1,1%	9,7%
Mir wurde damit gedroht, mich oder mir nahe stehende Personen zu verletzen.	85,0%	3,5%	1,1%	1,0%	9,4%
Jemand hat Gegenstände von mir zerstört oder beschädigt.	82,3%	5,0%	2,3%	1,1%	9,3%
Mir wurde damit gedroht, meine lesbische/bisexuelle Lebensweise zu outen.	79,8%	7,7%	2,3%	1,0%	9,1%
Ich wurde ungefragt geoutet.	55,2%	22,4%	10,7%	2,9%	8,8%
Personen stellen/stellten mir nach.	81,9%	4,9%	2,3%	0,8%	10,0%

Tab. 15: Gewaltvolle Erfahrungen im Bereich Familie, Verwandte, Partner_innen, Freund_innen

Immerhin 65,4% der Studienteilnehmer_innen haben schon einmal die Erfahrung gemacht, dass im Kreise von Familie oder Freund_innen Witze über die lesbische/bisexuelle Lebensweise erzählt wurden. 42,3% wurden zudringliche Fragen über ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise und ihren Körper gestellt. 9,4% geben gar an, dass dies regelmäßig geschieht. 26% wurden in der Familie oder von Freund_innen ungefragt geoutet.

Fremde in der Öffentlichkeit

Angaben in %	nie	selten	mehrmals	regelmäßig	keine Angabe
Es wurden Witze über lesbische/bisexuelle Lebensweisen erzählt.	16,0%	17,9%	33,2%	26,7%	6,3%
Ich wurde beschimpft und beleidigt.	26,6%	27,2%	28,3%	10,8%	7,0%
Mir wurde durch Handzeichen bzw. Blicke Abwertung gezeigt.	21,0%	22,2%	31,0%	17,3%	8,5%
Mir wurden zudringliche Fragen über meine lesbische/bisexuelle Lebensweise und meinen Körper gestellt.	49,6%	20,2%	15,0%	7,0%	8,4%
Ich habe sexualisierte Übergriffe bzw. Gewalt erlebt.	69,7%	13,8%	6,2%	1,7%	8,6%
Ich wurde mit sexistischen/pornografischen Bildern/Filmen oder Äußerungen belästigt.	60,7%	15,2%	10,3%	5,0%	8,8%
Ich wurde körperlich angegriffen (z.B. geschlagen, getreten, mit Gegenständen beworfen etc.)	73,5%	12,0%	4,7%	1,2%	8,5%
Ich wurde zu sexuellen Handlungen gezwungen.	85,4%	3,6%	1,0%	0,4%	9,6%
Mir wurde damit gedroht, mich oder mir nahe stehende Personen zu verletzen.	76,0%	9,8%	4,1%	0,8%	9,3%
Jemand hat Gegenstände von mir zerstört oder beschädigt.	80,1%	7,6%	2,2%	0,8%	9,3%
Mir wurde damit gedroht, meine lesbische/bisexuelle Lebensweise zu outen.	85,2%	3,0%	1,4%	0,7%	9,7%
Ich wurde ungefragt geoutet.	77,9%	6,3%	3,9%	1,7%	10,2%
Personen stellen/stellten mir nach.	77,1%	8,4%	4,0%	0,7%	9,8%

Tab. 16: Gewaltvolle Erfahrungen im öffentlichen Bereich

In der Öffentlichkeit haben 77,8% der Studienteilnehmer_innen bereits die Erfahrung gemacht, dass über ihre Lebensweise Witze gemacht wurden. 66,3% geben an, Erfahrungen mit Beleidigungen und Beschimpfungen aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht zu haben. Und 70,5% erklären, durch Handzeichen bzw. Blicke abgewertet worden zu sein. Immerhin 17,9% wurden in der Öffentlichkeit schon mal körperlich angegriffen.

Für alle vier Fragenbereiche lässt sich feststellen, dass der Anteil der psychischen und verbalen Gewalt überwiegt - also die Erfahrung von Abwertung, sexistischer Anmache, Belästigung u.a.

Auffallend ist, dass in allen vier Fragenbereichen die Anzahl der „keine Angabe“-Antworten insgesamt gering ist bzw. sich konstant hält. Obwohl ein großer Teil der Befragten in unterschiedlichen Bereichen „nie“ von Gewalt betroffen war oder ist, wird die Wichtigkeit der Frage deutlich.

Der Anteil an verbaler Gewalt (z.B. Witze erzählen, zudringliche Fragen über lesbische/bisexuelle Lebensweise und Körperlichkeit, Beschimpfungen und Beleidigungen) ist recht hoch. Auch der Anteil an Akten der symbolischen Gewalt (Abwertung durch Handzeichen bzw. Blicke) ist bemerkenswert.

2.6.2 Rassismus, Heterosexismus und Gewalt

Gewalterfahrungen von migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color

Bei den folgenden zwei Fragensets (E3 und E4) wurde darum gebeten, dass nur Befragte, die wegen *Hautfarbe/Haaren oder (angeblicher) nationaler/ethnischer/kultureller Zugehörigkeit oder Migrationsgeschichte* diskriminiert werden, die Items beantworten.

Auf die Frage: „Welche der folgenden *Erfahrungen im Zusammenhang mit der eigenen Hautfarbe/Haare bzw. der eigenen (angeblichen) nationalen/ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit oder (angeblichen) Migrationsgeschichte* gemacht wurden, erfolgten folgende Angaben:

	nie % (absolut)	einmal % (absolut)	mehrmals % (absolut)	regelmäßig % (absolut)	Frage trifft nicht zu % (absolut)	keine An- gaben % (absolut)
Ich wurde körperlich angegriffen und geschlagen.	26,5% (567)	3,2% (68)	2,6% (55)	0,5% (11)	33,5% (788)	33,8% (724)
Ich wurde beschimpft und beleidigt.	15,0% (322)	6,6% (141)	12,6% (270)	2,8% (59)	32,6% (699)	30,4% (652)
Ich wurde gezielt von Sicherheitsleuten/Polizist_innen herausgesucht, kontrolliert bzw. durchsucht.	27,4% (588)	4,0% (85)	2,8% (61)	0,8% (18)	34,9% (748)	30,0% (643)
Ich konnte mich nicht als lesbisch/bisexuell outen, weil ich mich gegen andere Diskriminierungen wehren musste.	24,4% (523)	2,0% (43)	4,3% (93)	1,4% (29)	38,0% (814)	29,9% (641)
Mir wurde unterstellt, dass ich nicht „richtig“ lesbisch/bisexuell sein könne.	17,2% (369)	5,8% (125)	11,5% (247)	3,3% (71)	32,2% (691)	29,9% (640)
Mir wurde unterstellt, ich sei homophob, transphob, sexistisch und/oder patriarchal.	29,1% (624)	2,5% (54)	2,3% (50)	0,6% (12)	35,3% (756)	30,2% (647)
Die „Echtheit“ meines geschlechtlichen Selbstverständnisses wurde angezweifelt.	19,1% (409)	5,1% (110)	9,2% (197)	3,0% (64)	33,5% (718)	30,1% (645)

Tab. 17: Gewalterfahrungen von migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color

Der Fragenblock, der nach den Gewalterfahrungen „rassistisch markierter“ Menschen im Zusammenhang mit ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise fragt, wurde von durchschnittlich 752 Studienteilnehmer_innen (etwa 35%) beantwortet. Ein aufschlussreiches Ergebnis ist hier, dass den Items, die die Anzweiflung der sexuellen Orientierung und der Genderperformanz dokumentieren, am häufigsten zugestimmt wurde.

Neben Beschimpfungen und Beleidigungen - 270 Personen geben an, dass ihnen das mehrmals widerfahren ist - wird migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color häufig unterstellt, dass sie nicht „richtig“ lesbisch/bisexuell sein können. 443 geben an, dass sie dies schon „mehrmals“ erlebt haben. Dies kann als Konsequenz eines Diskurses gelesen werden, der lesbische/bisexuelle Lebensweisen als „modern“ und „westlich“ setzt und die „anderen“, die nicht als „westlich“ wahrgenommen werden, deswegen auch nicht als „lesbisch/bisexuell“ decodiert werden. Nach dem Motto: Es kann nicht sein, was nicht sein kann.

Erneut beweist sich die Unschärfe bei der Filterung migrantischer lb_FT* und lb_FT* of Color, denn eigentlich dürften nur maximal 388 Personen (89 People of Color und 299 migrantische Personen), in diesem Bereich Häufigkeitsangaben machen. Allerdings könnte auch Unachtsamkeit bei der Ausfüll-

lung des Fragebogens ein Grund dafür sein. Denn es gibt auch andere Gründe, warum die sexuelle Orientierung angezweifelt wird. So finden sich in den Randbemerkungen, Endkommentaren und in den offenen Fragen häufig Angaben von Femmes, die dies anmerken. Nicht selten scheinen heteronormative Vorstellungen mit homonormativen supplementiert zu werden.

Erschreckend ist indes, dass 134 Personen angeben, aufgrund der eigenen Hautfarbe/Haare bzw. der eigenen (angeblichen) nationalen/ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit oder (angeblichen) Migrationsgeschichte schon mindestens einmal körperlich angegriffen und geschlagen worden zu sein.

Relativ viele Personen geben auch an, dass sie sich nicht als lesbisch/bisexuell outen konnten, weil sie mit anderen Diskriminierungen beschäftigt waren. 93 geben hier an, dass dies regelmäßig vorkommt.

Gewalterfahrungen von migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color in lesbischen/bisexuellen oder Trans*Zusammenhängen

Danach befragt, welche der folgenden gewaltvollen Erfahrungen die Teilnehmenden in lesbischen/bisexuellen oder Trans* Zusammenhängen wegen ihrer Hautfarbe/Haare, ihrer (angeblichen) ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit oder (angeblichen) Migrationsgeschichte erlebt haben, wurden folgende Antworten gegeben. Wegen der relativ geringen Anzahl der Antworten erfolgen die Angaben nur in absoluten Häufigkeiten.

<i>absolute Häufigkeiten</i>	einmal	mehrmals	regelmäßig	Gesamt
Ich wurde körperlich angegriffen (geschlagen, getreten).	53	35	5	93
Ich wurde bei Veranstaltungen für lesbische/bisexuelle Frauen und Trans* nicht reingelassen.	37	12	3	52
Mir wurde unterstellt, nicht zur Community der lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans* gehören zu können.	92	70	18	180
Ich musste mich für meine (angebliche) ethnische/kulturelle Community rechtfertigen.	56	77	27	160
Ich wurde in Fragen zu Einstellungen zur Homosexualität als Expert_in für meine (angebliche) ethnische/kulturelle Community angesprochen.	48	91	26	165
Ich wurde als „exotisch“ betrachtet und behandelt.	99	130	58	287
Probleme, die ich mit meiner lesbischen/bisexuellen Lebensweise habe, werden immer mit meiner (angeblichen) nationalen/ethnischen/ kulturellen Zugehörigkeit erklärt.	28	42	20	90
Es werden Unterstellungen in Bezug auf meine Sexualität gemacht (z.B. ich müsse besonders aktiv sein).	81	152	51	284
Ich werde mit sexuellen Fantasien belästigt, die sich auf meine Hautfarbe/Haare, (angebliche) nationale/ethnische/kulturelle Zugehörigkeit beziehen.	61	61	30	152
Die Diskriminierungserfahrungen, die ich aufgrund meiner Hautfarbe/Haare oder (angeblichen) nationalen/ethnischen / kulturellen Zugehörigkeit gemacht habe, wurden heruntergespielt und ignoriert.	59	82	45	186

Tab. 18: Gewalterfahrungen von migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color in lesbischen/bisexuellen oder Trans*Zusammenhängen

Die meisten Angaben wurden hier im Bereich der „Exotisierung“ gemacht. 287 Personen geben an, schon mindestens einmal die Erfahrung in lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen gemacht zu haben, als „exotisch‘ betrachtet und behandelt“ worden zu sein - 130 sogar mehrmals.

*Im Prozess der **Exotisierung** werden Menschen auf die Position des Anderen verwiesen. Häufig wird Exotisierung als „positiver Rassismus“ bezeichnet. Ein Begriff der irreführend ist, weil er eine gewalttätige Praxis als positiv beschreibt. Menschen, die exotisiert werden, erleben diese Praxis nicht als positiv, sondern wissen, dass es sie von der Zugehörigkeit zur Mehrheitsbevölkerung ausgrenzt. Die „Verbesonderung“ verunmöglicht die Zugehörigkeit und wirkt insoweit bedrohlich.*

284 Personen geben an, dass sie es mindestens einmal erlebt haben, dass Unterstellungen in Bezug auf ihre Sexualität gemacht wurden. Auch hier finden wir die Fortschreibung rassistischer Praxen. Dazu müssen wir bemerken, dass nur 89 Personen sich als lb_FT* of Color bezeichnen und die Filterung der Datenbank eine Gruppe von 299 migrantischen lb_FT* isolieren konnte, die sich zum Teil mit der Gruppe lb_FT* of Color überschneiden. Gemessen daran ist die Zahl bemerkenswert hoch. Sie wird im Übrigen in diesem Bereich auch nicht überschritten.

Dass viele migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color zu Expert_innen „ihrer“ Community bestimmt werden und dass von ihnen verlangt wird, sich für die eigene Community zu rechtfertigen, wurde auch in der qualitativen Studie bestätigt. Bedenklich ist allerdings, dass dies in lesbischen/bisexuellen Räumen auch so häufig vorkommt.

Auch die direkten körperlichen Gewalterfahrungen sind mit 93 Angaben relativ hoch, denn diese wurden in lesbischen/bisexuellen Kontexten und nicht in der Öffentlichkeit gemacht.

Insgesamt zeigen diese Ergebnisse, dass eine Sensibilisierung für Rassismus und das Phänomen der Migration auch in lesbischen/bisexuellen Kontexten dringend erforderlich scheint. In diesen Zusammenhang ist auch interessant, dass 91 Personen angeben, dass sie „in Fragen zu Einstellungen zu Homosexualität als Expert_in für meine (angebliche) ethnische/kulturelle Community angesprochen“ werden. Es ist bekannt, dass dies häufig auch in Beratungsgesprächen geschieht. Eine für viele sehr belastende Erfahrung, die auch in den narrativen Interviews erwähnt wird. Der Umgang damit erweist sich als schwierig und risikoreich.

Schauen wir uns die Angaben zu Gewalterfahrungen in der Gesamtpopulation gegenüber denen der lb_FT* of Color an, dann können wir Unterschiede erkennen, die, auch wenn sie in der vorliegenden Untersuchung aus den schon erwähnten Gründen unscharf bleiben, zumindest die Notwendigkeit weiterer Studien dokumentieren:

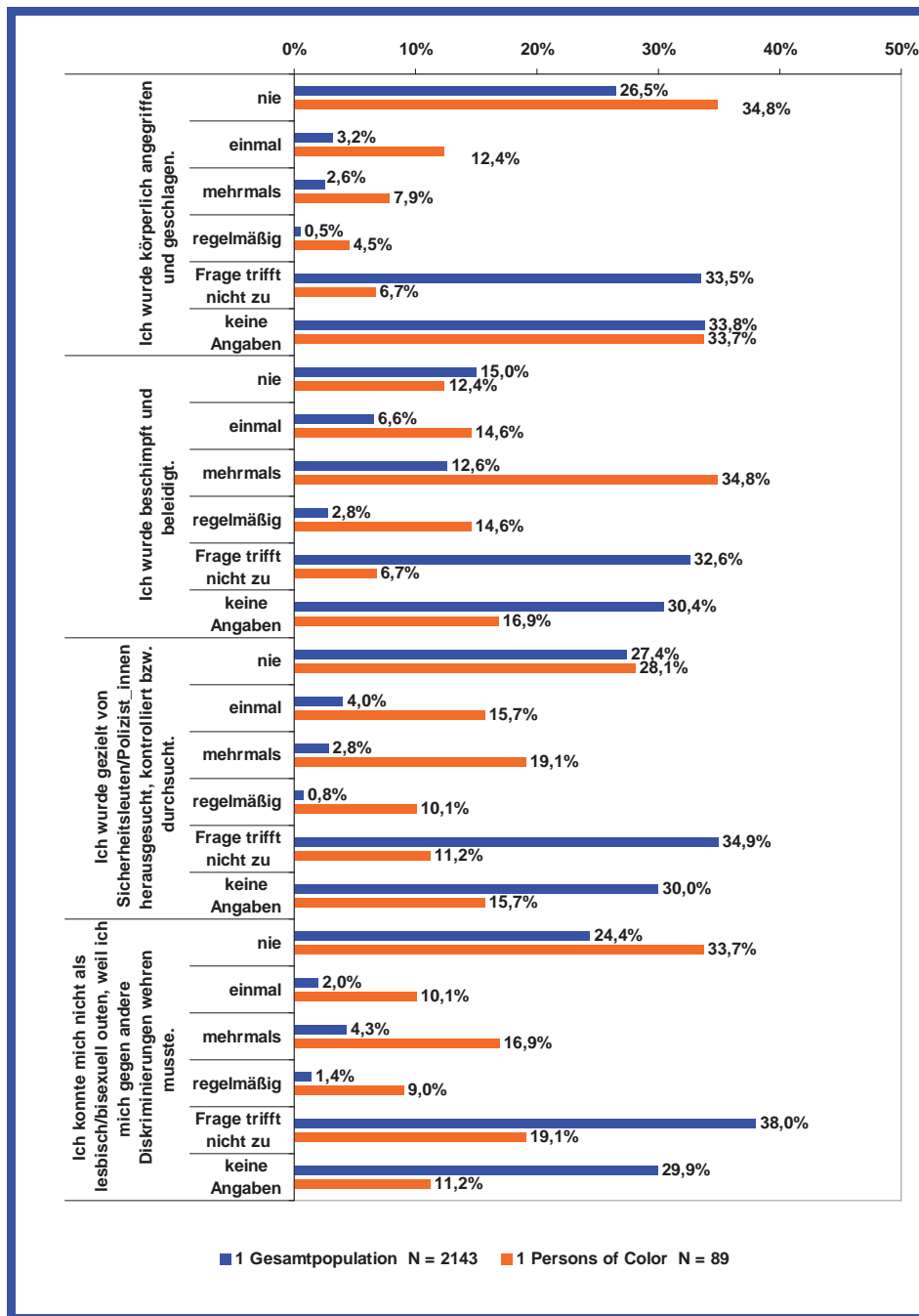


Abb. 44: Vergleich der Erfahrungen im Zusammenhang mit Hautfarbe/Haare bzw. (angeblicher) nationaler/ethnischer/kultureller Zugehörigkeit oder (angeblicher) Migrationsgeschichte versus Gesamtpopulation

Bei allen Items liegen die Werte für lb_FT* of Color höher als in der Gesamtpopulation. Hinsichtlich der Erfahrungen mit körperlicher Gewalt scheint es erhebliche Unterschiede zu geben. lb_FT* of Color geben beispielsweise zu 24,8% (22 Personen) an, dass sie mindestens einmal körperlich angegriffen oder geschlagen wurden. In der Gesamtpopulation sind es nur 6,4% - allerdings sind das 135 Personen.

Noch deutlicher wird der Unterschied im Feld von Beleidigungen und Beschimpfungen. Hier geben 34,8% der lb_FT* of Color, aber nur 12,6% der Gesamtpopulation an, dass sie mehrmals Erfahrungen mit Beleidigungen und Beschimpfungen gemacht haben.

2.6.3 Weitere Gründe für gewaltvolle Erfahrungen

Danach befragt, welche Gründe des Weiteren für gewaltvolle Erfahrungen verantwortlich waren, antwortet die Gesamtpopulation der Befragten folgendermaßen:

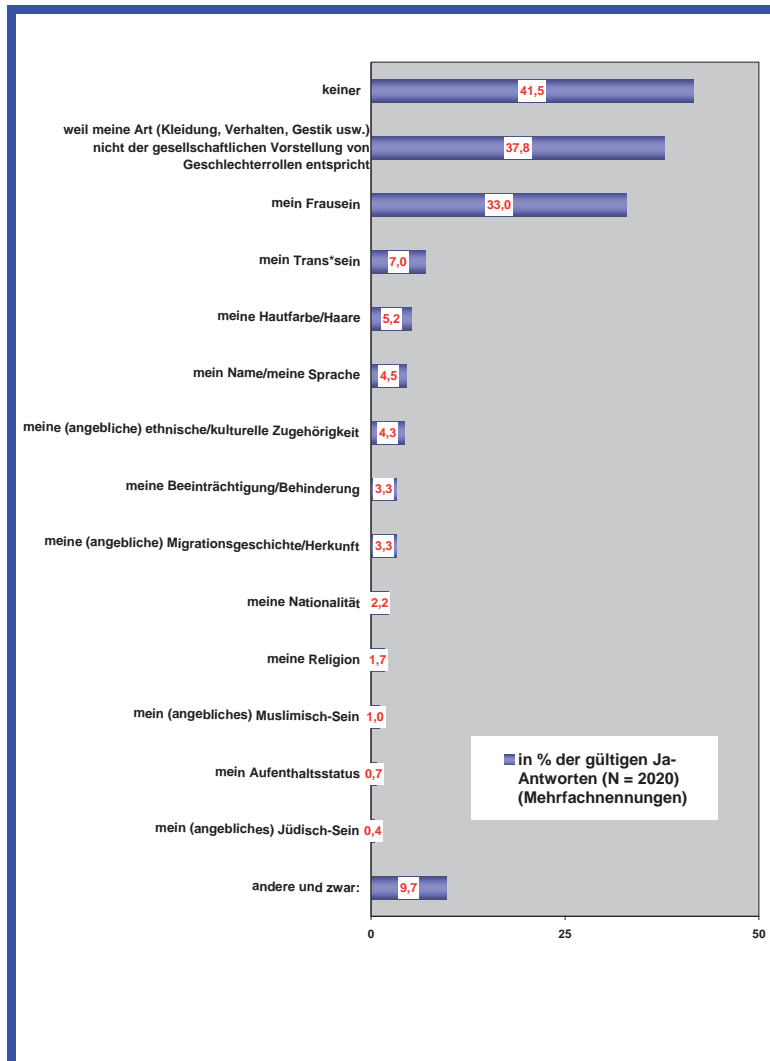


Abb. 45: Weitere Gründe für gewaltvolle Erfahrungen

Spannend ist hier, dass kaum Unterschiede zu den Angaben bei Diskriminierungserfahrungen auszumachen sind. Erneut rangieren die „Art“ und das „Frausein“ an oberster Stelle, wenn es darum geht, zusätzliche Gründe für Gewalterfahrungen zu nennen. Gemessen an den relativ zur Gesamtpopulation der Befragten niedrigen Teilnehmendenzahlen von lb_FT* of Color und Trans*Personen sind die Angaben mit 5,2% (111 Angaben zu „Hautfarbe/Haare“) und 7,0% (150 Angaben zu „Trans*Sein“) relativ hoch. Für die befragte Trans*Population können wir damit angeben, dass über 60% zusätzliche Gewalterfahrungen aufgrund ihres Trans*Seins gemacht haben.

2.6.4 Resümee Gewalterfahrungen

Gewalt ist schwer statistisch zu fassen. Insgesamt wird immer wieder deutlich, dass prozentuell gesehen Gewalterfahrungen nur schwer darstellbar sind. Das liegt zum einen daran, dass die Angaben immer recht klein sind - wir sprechen hier oft von statistischen Werten, die um die 1% bis 2% liegen - und zum anderen daran, dass Gewaltverhältnisse als normalisierte Gewalt aus dem Feld des Darstellbaren verschwinden oder sehr ungreifbar werden.

„(Q)ueere Kämpfe“, so die Politologin Gundula Ludwig, haben deutlich gemacht,

„dass Verletzungsoffenheit ebenso Teil aller nicht-heteronormativer Lebensweisen ist. Wird Geschlecht als heteronormatives Konstrukt verstanden, das nicht nur Männlichkeit und Weiblichkeit hierarchisch anordnet, sondern überhaupt qua Zweigeschlechtlichkeit als einzige Form intelligiblen Subjekt-,Seins' eine (gewaltvolle) Grenzziehung zwischen lebbaeren und nicht-lebbaeren Leben zieht, wird deutlich, dass in alle lesbischen, schwulen, bisexuellen, transgender und/oder queeren Lebens-, Begehrens-, und Liebesweisen eine Verletzungsoffenheit eingelagert ist.“ (Ludwig 2010: 5)

Das Konzept der Verletzungsoffenheit deutet dabei an, dass es Unterschiede in den Erfahrungen und dem Erleben von Gewalt je nach sozialer Positionierung differenter sozialer Gruppen gibt. Generell lässt sich sagen, dass je weniger ein Individuum mit Privilegien ausgestattet ist, desto verletzungsoffener ist dieses und desto mehr erfährt sich dieses auch als sozial verletzlich. Gewalt ist demnach nicht nur eine Sache der direkten Erfahrung, sondern auch des subjektiven Empfindens, welches sich allerdings aus sozialen Realitäten und Wissen um Gewaltverhältnisse speist. Sprich: Wenn sich differente Gruppen bedrohter fühlen als andere, so haben wir es nicht mit phantasmagorischen Erscheinungen zu tun, sondern mit Effekten ungleicher sozialer Positionierungen. Die qualitative Studie gewährt auch an diesen Punkt einen genaueren Einblick in das Erleben sozialer Verletzlichkeit bzw. von Verletzungsoffenheit.

Die vorliegende Studie konnte nicht nur für die Gesamtpopulation der befragten lb_FT* ein erhebliches Maß an Gewalterfahrungen nachweisen, sondern darüber hinaus tendenziell eine erhöhte Gewaltbelastung bzw. Verletzungsoffenheit bei lb_FT* of Color und migrantischen lb_FT* nachweisen. Diese wird in der qualitativen Studie eindrucksvoll transparent gemacht.

Am häufigsten wird verbale Gewalt angegeben. Bei lb_FT* of Color und migrantischen lb_FT* muss zudem ein hohes Maß an kulturalisierender Gewalt konstatiert werden. Auch in lesbischen/bisexuellen Kontexten entfalten rassistische Imaginationen - z.B. von der differenten Sexualität der „anderen“ - eine beachtliche Wirkmächtigkeit.

Auch hinsichtlich Gewalterfahrungen konnte festgestellt werden, dass Trans*Personen stärker als die Gesamtpopulation belastet sind. Das deckt sich mit einer Vielfalt internationaler Studien (etwa Grossman/D'Augelli 2006; Namaste 2006) zur Gewalt gegen Trans*Personen wie auch mit den Ergebnissen der vorliegenden qualitativen Studie.

2.7 Unterstützung und Beratungsangebote

2.7.1 Unterstützung bei Diskriminierungserfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise

Der Fragenbereich D fragt nach den Möglichkeiten der Unterstützung, die bei Diskriminierungserfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise aufgesucht worden sind, und wie hilfreich diese waren. Die erste Darstellung zeigt, welcher Prozentsatz der Gesamtpopulation bei den jeweiligen Items mit „ja“ geantwortet hat.

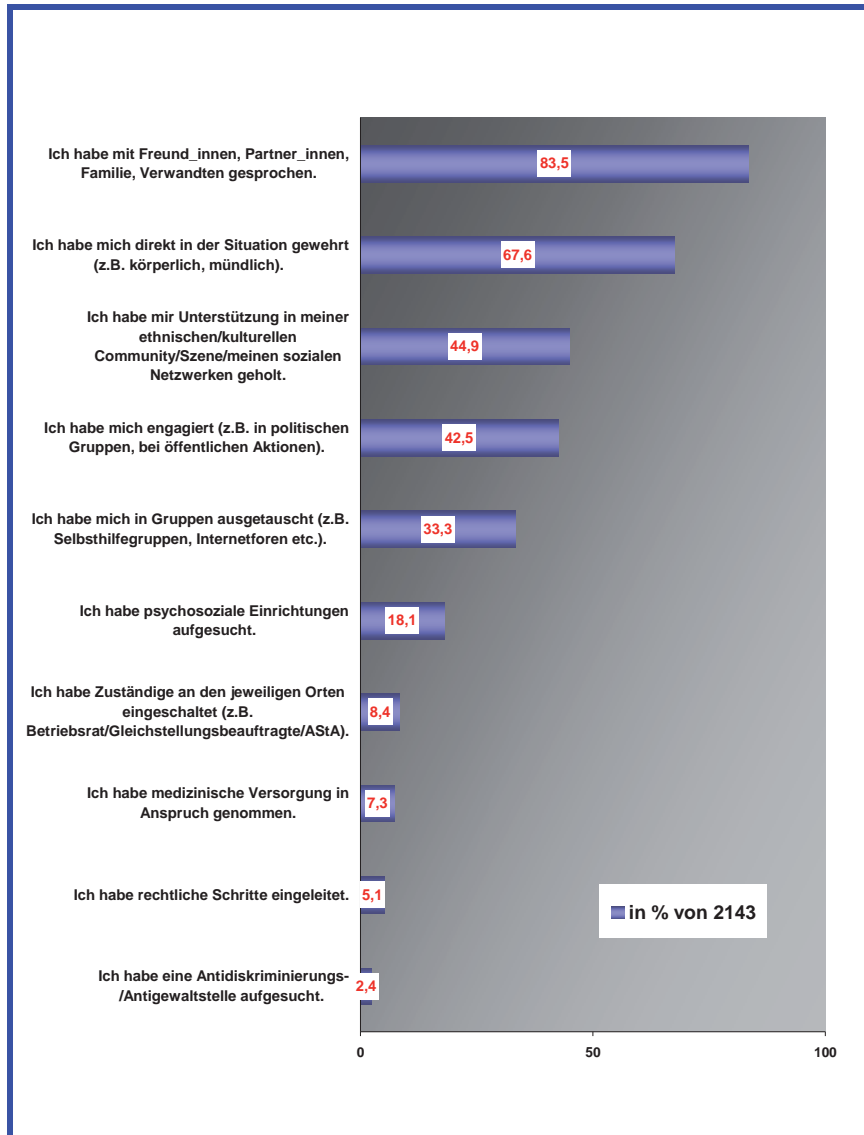


Abb. 46: Unterstützung bei Diskriminierungen aufgrund lesbischer/bisexueller Lebensweise

83,5% der Studienteilnehmer_innen sprechen bei Fällen von Diskriminierungserfahrungen, die sie aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht haben, mit ihnen nahe stehenden Personen (Partner_innen, Familie, Freund_innen etc.). 67,6% haben sich direkt gewehrt. 44,9% geben an, dass sie sich bei der Suche um Unterstützung an die Community oder Szene gewandt haben. 42,5% haben sich in Gruppen oder mit Aktionen engagiert. Dies spricht auch an dieser Stelle dafür, dass mit dem Fragebogen besonders politisierte Personen erreicht wurden. Nur 5,1% haben rechtliche Schritte eingeleitet, was ein Indiz für das mangelnde Vertrauen in die Justiz bei Fällen von Diskriminierung sein könnte, aber auch ein mangelndes Wissen um die Möglichkeit rechtlicher Schritte nahelegen könnte. Psychosoziale Einrichtungen haben immerhin 18,1% in Anspruch genommen, aber

nur 2,4% haben eine Antidiskriminierungs-/Antigewaltstelle zu Rate gezogen. Das spricht entweder für die geringe Verbreitung dieser Stellen, den geringen Bekanntheitsgrad, ein geringes Vertrauen in diese Form von Beratung oder einer Kombination dieser drei Gründe.

Zufriedenheit mit den gewählten Unterstützungsmöglichkeiten bei Diskriminierungserfahrungen

Bei Betrachtung der Zufriedenheit mit den gewählten Unterstützungsmöglichkeiten ergibt sich folgendes Bild:

Angaben in %	sehr hilfreich	eher hilfreich	eher nicht hilfreich	gar nicht hilfreich	Mittelwert/Standardabweichung
Ich habe mit Freund_innen, Partner_innen, Familie, Verwandten gesprochen.	41,5%	31,1%	9,1%	2,2%	1,67 (0,77)
Ich habe mir Unterstützung in meiner ethnischen/kulturellen Community/Szene/meinen sozialen Netzwerken geholt.	24,0%	19,4%	3,0%	3,1%	1,70 (0,84)
Ich habe mich in Gruppen ausgetauscht (z.B. Selbsthilfegruppen, Internetforen etc.).	13,5%	15,5%	4,8%	2,2%	1,88 (0,86)
Ich habe psychosoziale Einrichtungen aufgesucht.	8,0%	7,2%	3,3%	3,1%	2,07 (1,05)
Ich habe rechtliche Schritte eingeleitet.	1,8%	1,8%	1,4%	3,7%	2,81 (1,19)
Ich habe medizinische Versorgung in Anspruch genommen.	3,3%	2,8%	1,4%	2,7%	2,35 (1,19)
Ich habe Zuständige an den jeweiligen Orten eingeschaltet (z.B. Betriebsrat/Gleichstellungsbeauftragte/ASTA).	1,7%	3,5%	2,8%	3,7%	2,74 (1,06)
Ich habe eine Antidiskriminierungs-/ Antigewaltstelle aufgesucht	1,1%	1,5%	1,1%	2,5%	2,81 (1,14)
Ich habe mich engagiert (z.B. in politischen Gruppen, bei öffentlichen Aktionen).	16,5%	18,5%	4,2%	2,0%	1,80 (0,81)

Tab. 19: Zufriedenheit mit den gewählten Unterstützungsmöglichkeiten bei Diskriminierungserfahrungen

Die höchste Zufriedenheit zeigen die Befragten eindeutig mit der Unterstützungsmöglichkeit, die sie bei Diskriminierungen am häufigsten in Anspruch nehmen: „*Freund_innen, Partner_innen, Familie, Verwandte*“.

Die geringste Zufriedenheit geben die Befragten für die Einleitung rechtlicher Schritte und Antidiskriminierungs-/Antigewaltstellen an. Allerdings wurden beide nur selten genutzt, sodass das Ergebnis nur mit Vorsicht zu interpretieren ist. Möglich ist, dass beispielsweise eine Antidiskriminierungs- und Antigewaltstelle erst dann aufgesucht wird, wenn Freund_innen und Partner_innen nicht mehr weiterhelfen können. Damit steigt die Erwartung, die dann nur schwer zu befriedigen ist. Sicher muss aber auch in Betracht gezogen werden, dass juristische Möglichkeiten bei Diskriminierung nur in begrenztem Maße greifen.

2.7.2 Unterstützung bei gewaltvollen Erfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise

Im Fragenbereich F wurden dieselben Antworten zur Auswahl wie im Fragenbereich D gegeben, sodass ein direkter Vergleich zwischen den in Anspruch genommenen Unterstützungsmöglichkeiten bei Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen möglich ist.

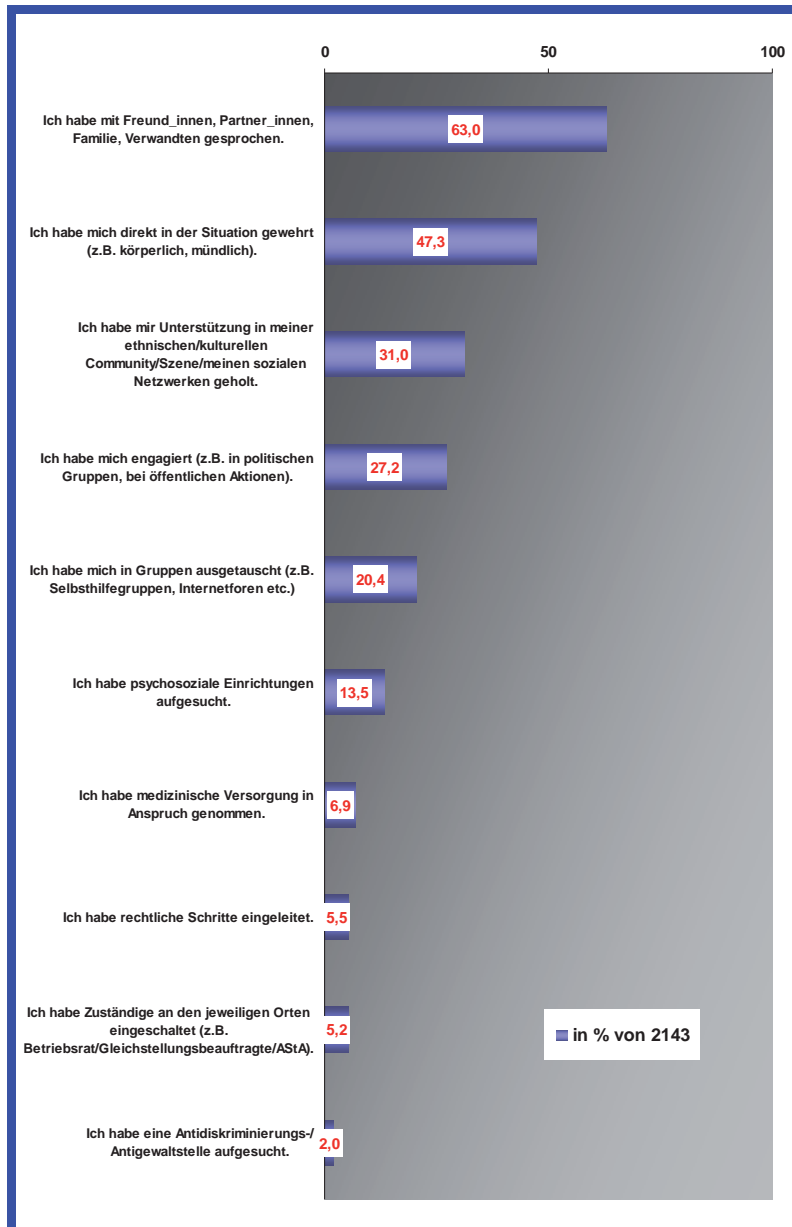


Abb. 47: Unterstützung wegen gewaltvoller Erfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise

Bei Gewalterfahrungen sprechen 63,3% mit ihnen nahe stehenden Personen (Partner_innen, Familie, Freund_innen etc.). In englischsprachigen Untersuchungen wird hier von „informal social support networks“ (*informelle soziale Unterstützungsnetzwerke*) gesprochen, die beispielsweise in den USA insbesondere bezüglich ihrer Inanspruchnahme und Wirkungsweise innerhalb von Minderheiten-gruppen gut untersucht sind (etwa Taylor/Hardison/Chatters 1996). Es würde sich empfehlen, in Deutschland eine solche Studie mit der hier untersuchten Gruppe durchzuführen, denn es ist frappierend, wie häufig informelle soziale Unterstützungsnetzwerke im Bereich von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen genutzt werden.

Deutlich weniger als bei Diskriminierungserfahrungen – nämlich 47,3% - haben sich direkt gewehrt. 31% haben sich bei der Suche um Unterstützung an die Community oder Szene gewandt. Nur 5,5% haben rechtliche Schritte eingeleitet, was auch hier als ein Indiz für das mangelnde Vertrauen in die Justiz gelesen werden kann. Und nur 2% haben eine Antidiskriminierungs-/Antigewaltstelle zu Rate gezogen.

Zufriedenheit mit den gewählten Unterstützungsmöglichkeiten bei Gewalterfahrungen

Gefragt nach der Zufriedenheit mit den gewählten Unterstützungsmöglichkeiten bei Gewalterfahrungen ergab sich folgendes Bild:

Angaben in %	sehr hilfreich	eher hilfreich	eher nicht hilfreich	gar nicht hilfreich	Mittelwert/Standardabweichung
Ich habe mit Freund_innen, Partner_innen, Familie, Verwandten gesprochen.	32,5%	21,1%	6,7%	2,0%	1,65 (0,79)
Ich habe mir Unterstützung in meiner ethnischen/kulturellen Community/Szene/meinen sozialen Netzwerken geholt.	14,8%	12,8%	2,9%	2,4%	1,79 (0,89)
Ich habe mich in Gruppen ausgetauscht (z.B. Selbsthilfegruppen, Internetforen etc.).	8,4%	9,3%	2,7%	1,9%	1,91 (0,91)
Ich habe psychosoziale Einrichtungen aufgesucht.	5,5%	5,2%	2,4%	2,4%	2,11 (1,06)
Ich habe rechtliche Schritte eingeleitet.	1,0%	1,3%	2,0%	3,5%	3,04 (1,06)
Ich habe medizinische Versorgung in Anspruch genommen.	2,1%	2,6%	1,9%	2,7%	2,47 (1,13)
Ich habe Zuständige an den jeweiligen Orten eingeschaltet (z.B. Betriebsrat/Gleichstellungsbeauftragte/AStA).	1,0%	2,2%	1,9%	2,7%	2,80 (1,06)
Ich habe eine Antidiskriminierungs-/ Antigewaltstelle aufgesucht	0,8%	1,0%	1,1%	2,4%	2,97 (1,12)
Ich habe mich engagiert (z.B. in politischen Gruppen, bei öffentlichen Aktionen).	11,5%	11,3%	2,8%	2,2%	1,84 (0,09)

Tab. 20: Zufriedenheit mit den gewählten Unterstützungsmöglichkeiten bei Gewalterfahrungen

Die größte Zufriedenheit zeigt die Gesamtpopulation erwartungsgemäß mit der am häufigsten gewählten Unterstützungsmöglichkeit „*Freunde, Partner_innen, Familie, Verwandtschaft*“. Die geringste Zufriedenheit geben die Befragten für das Einleiten rechtlicher Schritte an.

Ein Vergleich der Zufriedenheit zwischen den Unterstützungsmöglichkeiten bei Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen zeigt keine wirklichen Unterschiede. Dies spricht zum einen dafür, dass die Befragten wahrscheinlich keine Unterscheidung zwischen Erfahrungen von „Diskriminierung“ und „Gewalt“ vornehmen, zum anderen legt es nahe, dass sie, selbst wenn sie dies tun, zu ähnlichen Unterstützungsmöglichkeiten greifen. Zudem kann gesagt werden, dass die Befragten sehr wohl wissen, welche Unterstützungen für sie gut sind, weswegen es keine großen „Überraschungen“ gibt.

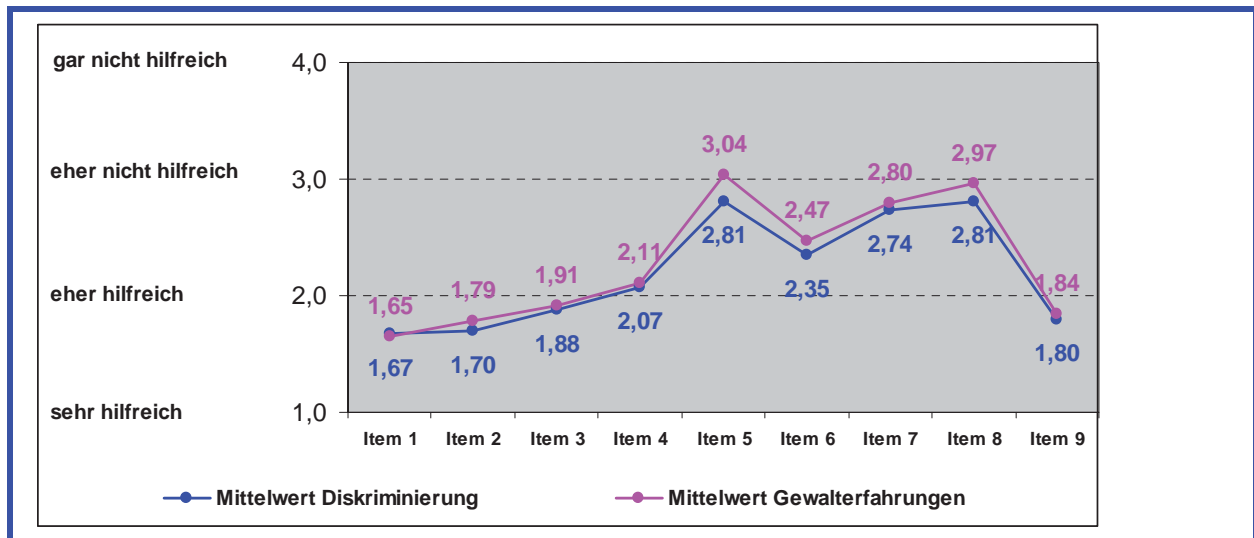


Abb. 48: Vergleich der Zufriedenheit der Unterstützung bei Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen

2.7.3 Beratungsangebote

Neben der allgemeinen Frage nach Unterstützung interessierte sich die Studie insbesondere für die Einschätzung von professionellen Beratungsangeboten. Fragen waren hier etwa: Wie oft werden diese in Anspruch genommen? Wie hoch ist die Zufriedenheit? Was sind Gründe für Unzufriedenheit mit spezifischen Angeboten?

Häufigkeit der Nutzung der Beratungsangebote

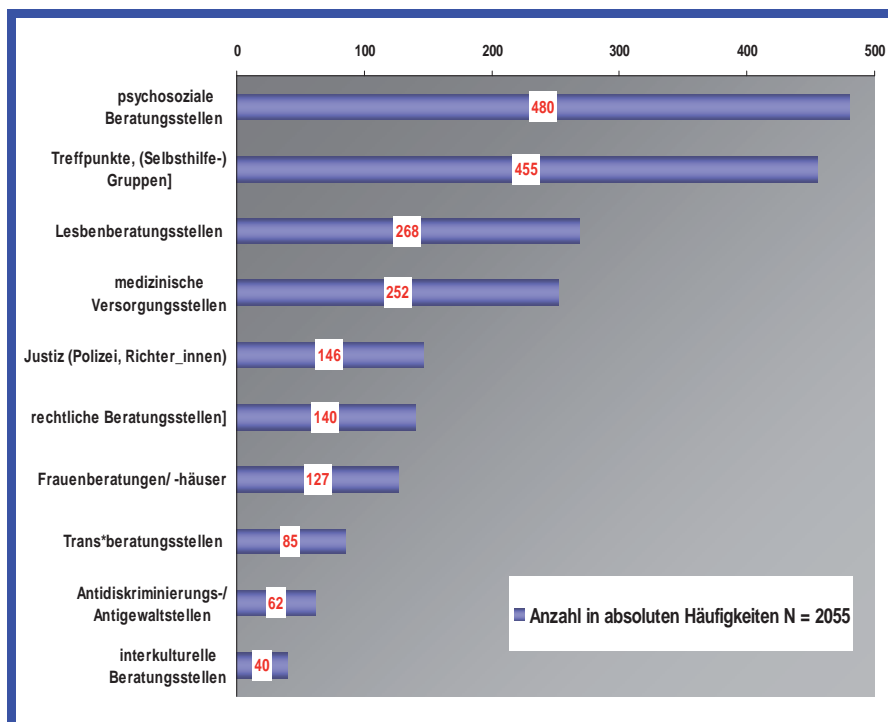


Abb. 49: Häufigkeit der Nutzung von Beratungsangeboten in den letzten zwei Jahren

2.055 Studienteilnehmer_innen haben auf diesen Fragenblock geantwortet. Davon geben 480 (23,4%) an, dass sie in den letzten zwei Jahren eine psychosoziale Beratungsstelle aufsuchten. 22,1% suchten Treffpunkte und Selbsthilfegruppen auf, die teilweise auch von den Beratungsstellen bereitgestellt werden. Nur 6,8% suchten juristische Beratungsstellen auf. Am wenigsten gefragt waren

interkulturelle Beratungsstellen. Hier geben nur 1,9% an, dass sie eine solche bei Gewalterfahrungen aufsuchten.

Dies spricht dafür, dass „Szene-“ oder (ehemaligen) Betroffenenangebote mehr vertraut wird bzw. umgekehrt staatlichen/behördlichen Angeboten weniger vertraut wird. Dies liegt sicherlich zum einen daran, dass letztere oft gleichzeitig eine soziale Kontrollfunktion innehaben, zum anderen nicht genügend spezifisches Fachwissen und vermutlich keine Offenheit gegenüber gesellschaftlich nicht anerkannten Gruppen aufweisen.

37,5% der Trans*Personen haben Trans*Beratungsstellen konsultiert. Auch dies ist sicherlich mit darauf zurückzuführen, dass das Transsexuellengesetz in Deutschland Beratungen vorschreibt und der Weg zu einer Geschlechtsangleichung viele und oft komplizierte behördliche Schritte umfasst.

Auf die offene Frage nach der Nutzung weiterer Angebote wurden folgende Unterstützungsangebote genannt: Beratungsangebote für Menschen mit Behinderungen, Frauenkrisenhilfe, Jugendamt, psychosoziale Beratungsstellen, Beratungstelefon des Bundesverbandes für Psychiatrieerfahrene, Personalrat der Arbeitsstelle, persönliches Coaching, psychosoziale Beratung für Lesben, Psychotherapie, Reha, Selbsthilfeforum, Schwulenberatung (hier in alphabetischer Reihenfolge). Die häufigste Nennung ist die Nutzung von Psychotherapie. Es wird auch Unterstützung eingefordert an Stellen, die nicht explizit vorrangig Beratungsfunktion haben: autonomes Zentrum, Frauen-/Lesbenkonzerte, Knastkundgebungen, Lesbenchor, Party, politisch lesbischer Arbeitskreis, Stammtisch. Mehrfach wird die Nutzung von Informationen aus dem Internet bzw. Internet-Foren genannt.

Nutzung von Beratungsangeboten für lb_FT* of Color

In den letzten zwei Jahren vor dem Befragungszeitpunkt haben die teilnehmenden migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color folgende Beratungsstellen aufgesucht.

Beratungsstellen	lb_FT* of Color % (absolut) N = 89	migrantische lb_FT* % (absolut) N = 299
Psychosoziale Beratungsstelle	31,5% (28)	28,9% (84)
Treffpunkte, (Selbsthilfe-) Gruppen	22,5% (20)	27,6% (80)
Medizinische Versorgungsstellen	13,5% (12)	19,8% (57)
Lesbenberatungsstellen	12,4% (11)	18,9% (54)
Frauenberatungen/ -häuser	10,1% (9)	12,6% (36)
Rechtliche Beratungsstellen	10,1% (9)	12,3% (35)
Antidiskriminierungs-/ Antigewaltstellen	7,9% (7)	8,3% (24)
Interkulturelle Beratungsstellen	7,9% (7)	5,6% (16)
Justiz (Polizei, Richter_innen)	6,7% (6)	5,3% (15)
Trans*Beratungsstellen	4,5% (4)	5,0% (14)

Tab. 21: Nutzung der Beratungsstellen von migrantischen lb_FT* und lb_FT* of Color

Insgesamt scheinen lb_FT* of Color Beratungsstellen weniger in Anspruch zu nehmen, obschon über ein Drittel in den letzten zwei Jahren eine psychosoziale Beratungsstelle aufgesucht haben und 22,5% Treffpunkte und Selbsthilfegruppen besucht haben. Die Angaben der migrantischen lb_FT* sind überraschend ähnlich.

Tendenziell werden mit 7,9% bzw. 8,3% mehr Antidiskriminierungs- und Antigewaltstellen aufgesucht als in der Gesamtpopulation.

Vier lb_FT* of Color (4,9%) nutzten andere Beratungsangebote: „Personalrat meines Betriebs wg. Outing, Homoehe, etc.“, „Schwul“, „Therapie“, „Uni-Psychologe“. Mehrfachnennungen waren möglich. Und zehn migrantische lb_FT* geben ebenso an, dass sie andere Beratungsangebote nutzen: „Beratungsangebote für Menschen mit Behinderungen“, „in meiner buddhistischen Gemeinde und da fühle ich mich am sichersten“, „Informationen Online“, „Personalrat meines Betriebs wegen Outing, Homoehe, etc.“, „Psychotherapie - sehr zufrieden“, „Schwul“, „Selbsthilfeforum“ und „Therapie“. Bemerkenswert ist hier die Anmerkung einer migrantischen lb_FT*: „Eine Frau der Beratungsstelle sagte: ‚Tragen Sie den David-Stern unterm T-Shirt - dann haben Sie auch keine Probleme - so wie andere Juden auch!‘“. Eine solche Erfahrung spricht nicht für eine diskriminierungssensible Ausrichtung der Beratungsstelle.

Vorhandensein von Beratungsstellen

Mehrfach wird auf das mangelnde Angebot von Beratungsstellen in der Nähe zum Wohnort hingewiesen. Hierbei geht es sowohl um den Mangel an spezifischen Beratungsstellen für bestimmte Anliegen als auch um einen generellen Bedarf an Beratungsstellen in erreichbarer Nähe.

„Diese Beratungsstelle gibt es nicht in meiner Nähe“ geben jeweils für die einzelnen vorgegebenen Beratungsstellen die folgende Anzahl an Studienteilnehmer_innen an:

Beratungsstellen	absolute Häufigkeiten
Psychosoziale Beratungsstellen	37
Lesbenberatungen	108
Trans*Beratungen	105
Frauenberatungen/ -häuser	32
Interkulturelle Beratungsstätten	49
Treffpunkte, (Selbsthilfe-)Gruppen	58
Medizinische Versorgungsstellen	24
Antidiskriminierungs-/Antigewaltstellen	67
Rechtliche Beratungsstellen	30
Justiz (Polizei, Richter_innen)	19

Tab. 22: Beratungsstellen, die es nicht in der Nähe gibt

Erwartungsgemäß sind vor allem Beratungsstellen der Justiz und medizinische Beratungsstellen in der Nähe zu finden, diese sind aber gleichzeitig die, die eher schlecht bewertet werden und auch insgesamt wenig aufgesucht werden. 108 Personen geben an, dass es keine Lesbenberatungsstellen in ihrer Nähe gibt und 105, dass keine Trans*Beratungsstellen in der Nähe existieren.

Insgesamt haben nur wenige Befragte hier Angaben gemacht, was auch dafür sprechen kann, dass hier schlicht Wissenslücken bestehen. Zumeist gibt es ein Wissen über entsprechende Beratungsstellen, wenn diese in Anspruch genommen werden sollen.

Darüber hinaus gaben 252 Studienteilnehmer_innen an, dass es keine Angebote für lesbische Lebensweise in ihrer Wohnortnähe gäbe, 77 Studienteilnehmer_innen vermissen Angebote für bisexuelle Lebensweise, 73 Angebote für Trans*sein, 35 gaben an, dass es in ihrer Nähe keine Angebote für Migrations-/„rassische“ Diskriminierungserfahrungen gibt.

Dass die Anzahl der Beratungsangebote nicht ausreichend ist, kann aus den zahlreichen Antworten auf die Frage nach Verbesserungsvorschlägen und Wünschen für das Beratungsangebot „in Ihrer

Nähe“ geschlossen werden. Die weitaus häufigste Antwort hierauf war in verschiedenen Variationen: „Es wäre schön, wenn es überhaupt mal eins (ein Beratungsangebot, Autor_innen) gäbe“.

In diesem Zusammenhang wurde häufig darauf hingewiesen, dass es im ländlichen Raum keine bzw. nicht in ausreichender Anzahl oder nicht in räumlicher Nähe vorhandene Beratungsangebote gibt. Gewünscht wird ausdrücklich z.B.: „mehr Geld/Personal für Projekte in ländlichen Regionen statt die Nase über die ‚Provinz‘ zu rümpfen“. Die Beratungsstellen sollten zudem gut erreichbar sein und kostenlose Angebote vorhalten, da schon Geld für die Anfahrt ausgegeben werden muss. Einige Male wurden konkrete Regionen genannt, die unzureichend mit Beratungsstellen ausgestattet sind (Baden-Württemberg, Schleswig-Holstein, Landau in der Pfalz, NRW, Rügen u.a.).

Zufriedenheit mit den genutzten Beratungsangeboten

Vergleichen wir die Mittelwerte der Angaben zur Zufriedenheit mit den unterschiedlichen Angeboten so ergibt sich für die Gesamtpopulation folgendes Bild. Gefragt wurde nach der Zufriedenheit mit den Angeboten, die in den letzten Jahren aufgesucht wurden:

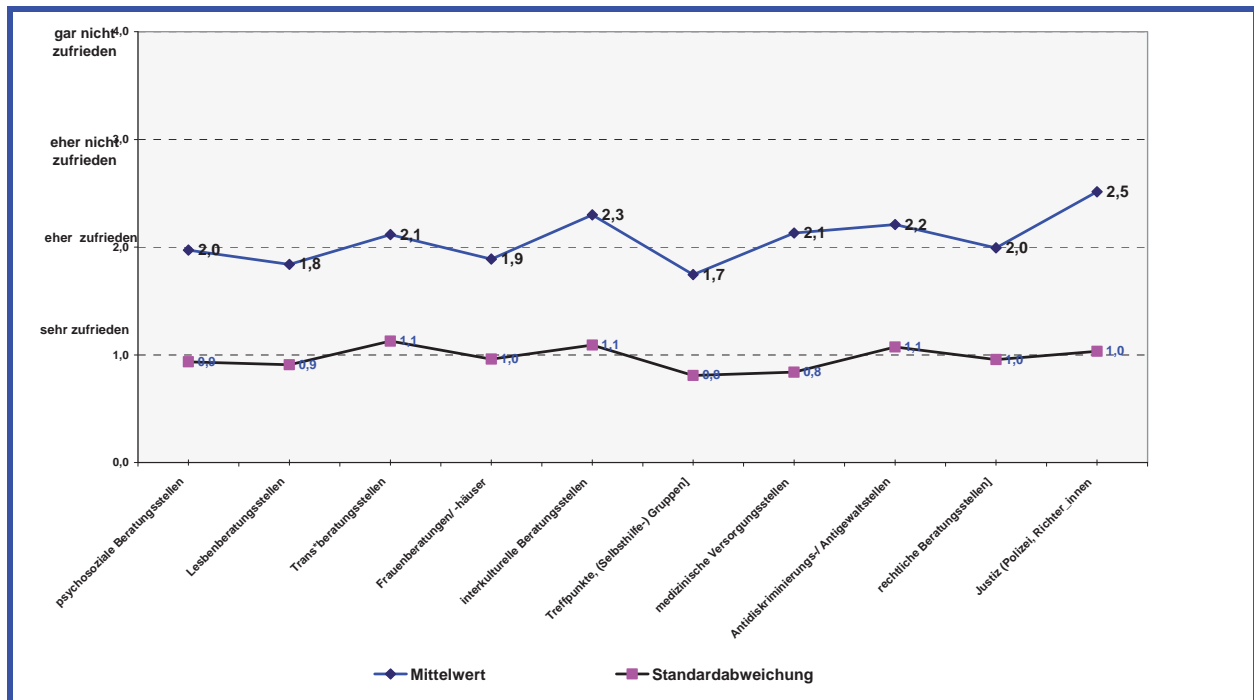


Abb. 50: Zufriedenheit mit den in den letzten Jahren besuchten Beratungsangeboten Mittelwert und Standardabweichungen

Deutlich wird, dass die Zufriedenheit bei allen Angeboten sich rund um die Angabe „eher zufrieden“ befindet. Lediglich die „Justiz“ und „interkulturelle Beratungsstellen“ schneiden in der Zufriedenheit bei den Befragten schlechter ab. Die höchste Zufriedenheit können wir bei den Selbsthilfegruppen erkennen. Dies konkordiert mit den Ergebnissen der qualitativen Studie, die deutlich macht, wie hoch der Stellenwert von Selbsthilfegruppen bei Erfahrungen von Diskriminierungen und auch im Prozess des Coming-outs sind.

Das nachfolgende Schaubild zeigt, wie sich die Antworten genau verteilen:

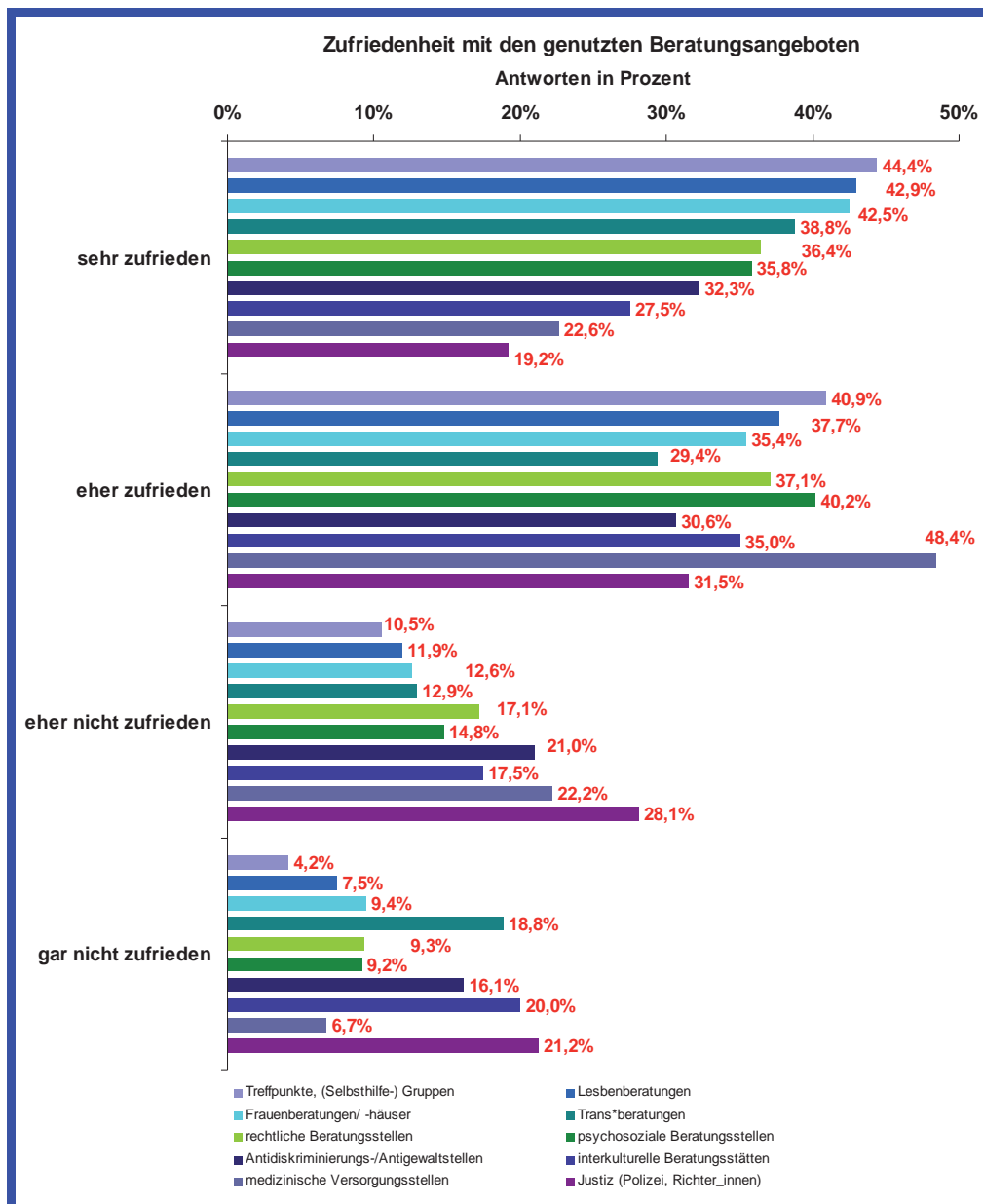


Abb. 51: Zufriedenheit mit den in den letzten Jahren besuchten Beratungsangeboten %-Angaben

Es lässt sich hieraus deutlicher die Verteilung von Zufriedenheit und Unzufriedenheit bezogen auf die diversen Angebote erkennen. So sind fast 50% derjenigen, die in den letzten Jahren die Justiz als Beratungsmöglichkeit genutzt haben, mit diesem Angebot unzufrieden. Während über 50% sich mit den Besuch von Selbsthilfegruppen sehr bzw. eher zufrieden zeigen.

Zufriedenheit von lb_FT* of Color mit Beratungsangeboten

Beratungsstellen	sehr zufrieden % (absolut)	eher zufrieden % (absolut)	eher nicht zufrieden % (absolut)	gar nicht zufrieden % (absolut)
Psychosoziale Beratungsstellen	24,1% (7)	41,4% (12)	20,7% (6)	13,8% (4)
Treffpunkte, (Selbsthilfe-) Gruppen	35,0% (7)	55,0% (11)	10,0% (2)	0% (0)
Medizinische Versorgungsstellen	21,4% (3)	42,9% (6)	7,1% (1)	28,6% (4)
Lesbenberatungsstellen	63,6% (7)	18,2% (2)	18,2% (2)	0% (0)
Frauenberatungen/-häuser	37,5% (3)	25,0% (2)	25,0% (2)	12,5% (1)
Rechtliche Beratungsstellen	66,7% (6)	11,1% (1)	22,2% (2)	0% (0)
Antidiskriminierungs-/ Antigewaltstellen	37,5% (3)	25,0% (2)	25,0% (3)	0% (0)
Interkulturelle Beratungsstellen	22,2% (2)	44,4% (4)	11,1% (1)	22,2% (2)
Justiz (Polizei, Richter_innen)	25,0% (2)	25,0% (2)	25,0% (2)	25,0% (2)
Trans*Beratungsstellen	50,0% (2)	0%	25,0% (1)	25,0% (1)

Tab. 23: Zufriedenheit der lb_FT* of Color mit Beratungsangeboten

Insgesamt haben recht wenige Personen, diese Fragen beantwortet. Dennoch kann in der Tendenz gesagt werden, dass auch bei der Gruppe der lb_FT* of Color sich allgemein eine recht hohe Zufriedenheit mit Beratungsstellen konstatieren lässt - wenn diese denn aufgesucht werden. Insbesondere mit Lesbenberatungsstellen und interessanterweise rechtlichen Beratungsstellen zeigen sich die Befragten sehr zufrieden. Letztere werden zwar selten aufgesucht, aber wenn, dann ist die Zufriedenheit sehr hoch.

Daneben werden voraussehbarerweise Treffpunkte und (Selbsthilfe-)Gruppen auch hier sehr gut bewertet. Im Gegensatz zur Gesamtpopulation der Befragten wird ebenso für die Antidiskriminierungs-/Antigewaltstellen eine hohe Zufriedenheit angegeben.

Ambivalent bleibt das Verhältnis zur Justiz: 50% zeigt sich „sehr“ bis „eher zufrieden“ und 50% „eher“ nicht bis „gar nicht“ zufrieden.

Gründe für Unzufriedenheit mit Beratungsangeboten

Beratungsstellen	% (absolute Häufigkeiten)
Es gab keine Angebote für lesbische Lebensweise	11,8% (252)
Es gab keine Angebote für bisexuelle Lebensweise	3,6% (77)
Es gab keine Angebote für Trans*	3,4% (73)
Es gab keine Angebote für Migrations-/rassistische Diskriminierungserfahrungen	1,6% (35)
Die Beratungsstelle war nicht barrierefrei	1,5% (33)
Es gab keine muttersprachlichen/Übersetzungsangebote	10,1% (9)

Tab. 24: Gründe für die Unzufriedenheit mit Beratungsstellen

Als Gründe für die Unzufriedenheit mit Beratungsangeboten wurde von den Befragten das Fehlen von Angeboten für lesbische und bisexuelle Lebensweise in Wohnortnähe angegeben. Des Weiteren wurde angegeben, dass keine Angebote für Trans* vorhanden seien (73). Nur 35 Personen beklagten, dass es keine Angebote für Menschen mit Migrations-/rassistische Diskriminierungserfahrungen in der Nähe gäbe. Und 33 Studienteilnehmer_innen waren darüber unzufrieden, dass die aufgesuchte Beratungsstelle nicht barrierefrei war.

48 Studienteilnehmer_innen beklagten die mangelnde Kompetenz, mangelnde Qualifikation und Professionalität der Beratungsstellen angegeben, z.B. ganz allgemein ohne nähere Angaben: „zu wenig Ahnung von der Materie“, „Dame war unkompetent“, die Beraterin war nicht gut genug qualifiziert“, „Mangel an Fachkompetenz“, „unprofessionelle Beratung“. In einigen Fällen wurden konkrete Mängel benannt: „Rechtsanwältin hatte keine Ahnung von den rechtlichen Verhältnissen im LPG und wollte/konnte das nicht zugeben, sondern arbeitete mit Verzögerungstaktik“, „nicht queer genug – nicht themenübergreifend genug“, „keine Erfahrungen mit Ostdeutschen“, „keine echte Rechtsberatung bei Lesbenberatung, Weiterleitung an Rechtsanwältinnen, die nicht kompetent + sensibel für queere (und PoC) Belange waren – kein echter Opferschutz bei Gericht (z.B. warten im selben Raum mit Täter) – keine Weiterleitung bei Polizei zur Fachabteilung für gleichgeschlechtl. Lebensweisen → keine Sensibilität für sexualisierte Gewalt und queer + PoC-Belange bei ‚normaler‘ Polizei“. In einigen Fällen wurde angegeben, dass die sexuelle Orientierung bzw. Lebensweise der Ratsuchenden die Kompetenzen und Kenntnisse der Beratungsstellen überstieg und in manchen Fällen Diskriminierung erfolgte, z.B. „Beraterin konnte nicht damit umgehen, dass das zu beratende Paar aus zwei Frauen bestand, und dass diese eine Sexualität besitzen“, „die Justiz war an der Seite der Gewalttäter und hat mich wegen Frau und Lesbe diskriminiert“, „wegen meiner promiskuen Lebensweise wurde ich abwertend behandelt“, „diskriminierende Behandlung und inkompetente Beratung bzgl. Trans“. Es wurde auch im Zusammenhang mit Kindern inkompetent und diskriminierend gehandelt: „diskriminierend, uninformiert und nicht dem Kindeswohl entsprechend“, „Diskriminierung durch Richter im Stiefkindadoptionsprozess“.

26 Studienteilnehmer_innen fühlten sich in ihren Problemen nicht ernst genommen und gaben Desinteresse der Beratungsstellen an („der Zeit-/Personal-/Geldmangel lässt es an echtem Interesse mangeln“, desinteressiertes Personal“, „Ich fühlte mich nicht ernstgenommen und musste auch erleben, dass so mancher/manche sagte, ich sei ja selber schuld“, „mein trans*-sein wurde nicht ernst genommen oder heruntergespielt“, „meine Anfrage wurde vergessen. Nicht weitergeleitet“). Mangelndes Verständnis bzw. Verstehenwollen gaben 13 Studienteilnehmer_innen an.

„Angebote haben nicht weitergeholfen“ war für 17 Studienteilnehmer_innen Grund zur Unzufriedenheit.

Keine bzw. keine ausreichenden oder passenden Angebote für ihre Anliegen gaben 31 Studienteilnehmer_innen als Grund zur Unzufriedenheit an („Die Angebote haben nichts mit meiner Lebenswirklichkeit zu tun“, „es gab keine Angebote für intersexuelle Menschen“, „es gab nur wenig für transgender mit flexibler sexueller Orientierung“, „es gibt keine Angebote zu Diskriminierung von antisexistischen Aktivist_innen“, „es gibt keine Stellen auf dem Land“, „es ist sehr schwer etwas zu finden was Angehörigen von Transmenschen weiterhilft“, „keine Angebote für inbetween über 40“, „keine Angebote bzw. Verständnis für alternative familienkonzepte“, „keine Beratung für antisemitische Angriffe Diskrim.“).

Unfreundliche Beratung oder Behandlung wurde ebenfalls genannt, z.B. „die Atmosphäre war nicht sehr freundlich, man hat sich nicht ‚willkommen‘ gefühlt“.

Alter war ein Grund zur Unzufriedenheit: „Ich war noch zu jung für die meisten Angebote“, „...und außerdem war ich mehr als 10 Jahre älter als die anderen“.

Hemmungen oder Angst, in eine Beratung zu gehen, wurde von einigen Studienteilnehmer_innen genannt: „Ich habe mich nicht getraut hinzugehen“.

Fehlende Kenntnisse und fehlendes Bewusstsein für möglichen Migrationshintergrund gaben ebenfalls einige Studienteilnehmer_innen an: „I felt that the services were as discriminatory regarding migration background, as ‚the outside world‘ and in spite of defining themselves as ‚migration orientated or aware‘“, „rein deutsche Besetzung“, „nicht interkulturell“.

Erfahrene Diskriminierung aufgrund von Krankheit bzw. Behinderung wurde von zwei Studienteilnehmer_innen als Grund für ihre Unzufriedenheit mit Beratungsangeboten genannt („Abwertung/Diskriminierung aufgrund meiner Psychiatrieerfahrung/sog. psychischen Krankheit“, „bei manchen (Beratungsstellen, Autor_innen) Diskriminierung aufgrund meiner Behinderung“).

Weitere Gründe zur Unzufriedenheit waren Überlastung der Beratungsstellen bzw. des Personals, Kosten der Angebote, das Hin- und Herschicken von einer Stelle zur anderen, persönliche Antipathie. Auch grundsätzliche Kritik am psychotherapeutischen System wurde genannt.

172 Studienteilnehmer_innen gaben an, eine Beratungsstelle schon einmal nicht aufgesucht zu haben, weil sie befürchteten, dort diskriminiert zu werden, bzw. dort schon einmal eine Diskriminierungserfahrung gemacht hatten.

Auf die Frage: „Haben Sie in den letzten zwei Jahren eine der Beratungsstellen nicht aufgesucht, weil Sie befürchteten, diskriminiert zu werden bzw. dort vorher schon mal Diskriminierungserfahrungen gemacht haben?“ wurden folgende Angaben gemacht:

Gründe dafür, eine Beratungsstelle nicht aufzusuchen	Ja-Antworten
meine Art, die nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht	89
meines (angeblichen) Frauseins	63
meines Trans*Seins	51
meiner bisexuellen Lebensweise	38
meiner Beeinträchtigung/Behinderung	22
meines Namens/meiner Sprache	21
meiner (angeblichen) ethnischen /kulturellen Zugehörigkeit	20
meiner Hautfarbe/Haare	17
meiner (angeblichen) Migrationsgeschichte/Herkunft	16
meiner Religion	10
meiner Nationalität	7
meines (angeblichen) Muslimisch-Seins	3
meines (angeblichen) Jüdisch-Seins	2
meines Aufenthaltsstatus	1
Gesamt	360

Tab. 25: Gründe dafür, eine Beratungsstelle nicht aufzusuchen

Insgesamt haben auf diese Frage 594 (27,7%) hier bejahend geantwortet, wovon 172 einfach nur „ja“ angekreuzt haben. Unter den 360 Angaben dürften einige Mehrfachnennungen sein. Diese geben Auskunft darüber, aus welchen Gründen eine Beratungsstelle nicht aufgesucht wurde bzw. welche Diskriminierung befürchtet wurde. Spannenderweise wiederholt sich hier das Ranking, welches bereits bei Diskriminierungen im Allgemeinen immer wiederholt wurde. Das liegt zum einen sicher daran, dass einige Merkmale nur für eine kleine Gruppe zutrifft, während beispielsweise Frausein sicher

über 90% der Gesamtpopulation betrifft. Insoweit verbietet sich hier eine Hierarchisierung oder ein numerischer Vergleich.

Insgesamt sind die Angaben sehr gering, obschon immerhin fast ein Drittel der Antwortenden angeben, dass sie eine Beratungsstelle schon mal nicht aufgesucht haben, weil sie befürchteten, dort diskriminiert zu werden. Das ist dann doch ein bemerkenswertes Ergebnis.

Neben diesen vorgegebenen Antwortmöglichkeiten gab es noch das freie Feld „aus anderen Gründen und zwar:“ Als weiterer Grund, eine Beratungsstelle nicht aufzusuchen, wurde Lesbischsein genannt (13), auch im Zusammenhang mit weiteren Gründen wie z.B. „lesbisch sein, slawisch sein, schwanger sein“. Im Weiteren wurden auch in einigen Fällen „sexuelle Orientierung“ genannt, ohne nähere Spezifizierung, oder Die Angst davor, „geoutet zu werden“. Einige nannten finanzielle Gründe (z.B. „Fahrtkosten sind für mich nicht aufbringbar“).

Viele Studienteilnehmer_innen gaben an, dass sie befürchteten, nicht ernst genommen zu werden. Einige gaben an, genau dies bereits in einer Beratungsstelle erfahren zu haben („ich wurde nicht ernst genommen“, „kein Verständnis für mein Problem“, „hatte das Gefühl, dass mich niemand versteht“). In manchen Fällen wurden Befürchtungen in Bezug auf die Kompetenz der Beratungsstellen konkret beschrieben, z.B.: „ich möchte keine Stellen benutzen, die von Trans offiziell als ‚Geschlechtswechsel‘ spricht und dies so behandelt, da das ja wohl sämtliche frühere Diskriminierung rechtfertigt“, „weil ich nicht wußte, wer am anderen Ende einer ‚Hotline‘ sitzt (personell) und wie diese Person ‚drauf‘ ist, weil ich mich nicht rechtfertigen wollte für meine Lebensweise, sollte die Beraterin homophobe und/oder unreflektierte Äußerungen machen“.

Verbesserungsvorschläge und Wünsche

Am Ende der Erhebung wurden die Studienteilnehmer_innen gefragt, ob sie konkrete Verbesserungsvorschläge und Wünsche für das Beratungsangebot in ihrer Nähe haben. 461 Personen antworten auf diese Frage, jedoch sind davon 7 Einträge nicht eindeutig (sie beinhalten lediglich Zeichen wie – oder / oder ...) und eine Eintragung ist nur ein „?“ - welches eventuelle bedeutet, dass die Frage nicht verstanden wurde. Damit haben 453 und damit 21,3% der Befragten konkrete und verwertbare Verbesserungsvorschläge gemacht.

Sehr viele Studienteilnehmer_innen wünschen sich ein differenzierteres und vielfältigeres Angebot als das, was an ihrem jeweiligen Wohnort vorhanden ist. In vielen Fällen wurde konkret geäußert, welche Beratungsstellen bzw. zu welchen Themen Beratungsstellen gewünscht werden: Angebote für alternative Lebensformen jenseits der heteronormativen Monogamie; Antidiskriminierungskurse für den Umgang sowohl mit Menschen mit Behinderungen als auch mit Migrationshintergrund; Angebote für BDSM-Lesben; für bisexuelle Frauen; europäische Ausländer_innen; für europäische, behinderte Lesben; Freizeitangebote für homosexuelles Leben außerhalb von Großstädten; Hilfe bei Ämtern und Behörden; Rechtsberatung inkl. Prozesskostenhilfe; Hilfe bei Transport und Einkauf; Angebote für Lesben; für Lesben mit Migrationshintergrund, Familienangehörige und LehrerInnen; Notfalltelefon rund um die Uhr; Onlineberatung; für Polyamory; für queere Jugendliche und (jugendliche) Trans*Menschen; für Regenbogenfamilien; Selbstbehauptungskurse; Selbsthilfe in Kombination mit Sport und Freizeitangeboten; Sorgentelefon; mehr therapeutische Unterstützung für junge Frauen; Angebote für Trans*Menschen; Trans-sensitivity-Trainings; Angebote für verschiedene bzw. alle Altersgruppen; Wohnungshilfen.

Eine zu starke Ausdifferenzierung wird jedoch auch infrage gestellt bzw. umfassendere Angebote gefordert, z.B.: „Es gibt eigentlich kaum Beratungsstellen, die nicht mit starren Identitätskategorien arbeiten. Die sind entweder für Frauen oder für Hartz4-Betroffene oder für Migrant_innen oder für Schwule ... als Angehörige_r mehrerer Kategorien ist es schwer, eine kompetente Beratung zu bekommen, in der nicht wesentliche Aspekte ausgelassen werden“, „Ich fände es schön, wenn es nicht

mehr nur Beratungsstellen für Menschen mit psychischen Erkrankungen gibt und davon getrennt andere Beratungsstellen, sondern eine Kombination da ist. Ich habe oft das Gefühl, mit meiner Erkrankung nirgends hingehen zu können, weil mir zehn Tonnen Vorurteile entgegen schwappen. Ich habe mich u.a. deswegen auch aus Szene-Veranstaltungen zurück gezogen“, „mehr Beratungsstellen, die nicht nach FRAU/MANN einteilen. Beratungsstellen, die Mehrfachdiskriminierungen zusammendenken. Beratung durch Trans*, queere, migrantische Menschen“, „Mehr/trans* Beratung + bessere med. Versorgung: integriertes Angebot von gesundheitlicher Beratung + Versorgung mit trans* Schwerpunkt kombiniert mit rechtlich-sozialer Beratung/Hilfestellung (1 Shop-Stop)“.

Viele Studienteilnehmer_innen wünschten sich vermehrt Mitarbeiter_innen in Beratungsstellen, die sich mit den Thematiken, die angesprochen werden, besser auskennen bzw. besser qualifiziert sind und/oder eigene Erfahrungen mit den Thematiken haben („mehr Lesben/Schwule/Trans in die entsprechenden Einrichtungen!“, „müsste mehr wissen über Trans-lesbisch und über Rassismus, definitiv“, „homosexuelle Berater_innen bzw. Berater_innen mit Migrationshintergrund bzw. Mitarbeiter_innen schulen (!!), was lesbische/bisexuelle Lebensweisen angeht ...“).

Viele wünschten sich einen anderen Umgang oder eine andere Haltung der Berater_innen gegenüber den Ratsuchenden. Es wurde mehr Freundlichkeit und Offenheit gefordert.

Weiterhin wurde gefordert, dass Beratungsstellen finanziell besser ausgestattet werden, um mehr und besser qualifiziertes Personal einstellen und mehr Zeit für die Beratung erübrigen zu können.

Mehr Werbung und Öffentlichkeitsarbeit könnten dazu beitragen, dass Beratungsstellen viel bekannter würden und eine größere Breitenwirkung erzielen könnten.

Als wichtiger Punkt wurde von vielen Studienteilnehmer_innen die Aufklärungsarbeit in Schulen genannt.

Einige Male wurde der Sinn von Beratung hinterfragt und grundsätzliche gesellschaftspolitische Kritik geübt: „Beratung ist in Akutsituationen gut und richtig, aber grundsätzlich bedarf es einer grundlegenden Veränderung von Gesellschaft: das heißt, Beratungseinrichtungen müssen auch dort beraten, wo Diskriminierung passiert (bei Nicht-Trans, Nicht-Lesbisch/Bi, ‚Weiß‘/‚Westlich‘ ...)“ oder auch: „Wir brauchen kein Beratungsangebot sondern Aufklärungsarbeit für das Volk“.

Einige Studienteilnehmer_innen geben an, dass sie die Beratungsangebote vor Ort für ausreichend halten und mit den Angeboten (sehr) zufrieden sind. Mehrfach wird Anerkennung ausgesprochen, z.B.: „Im Trans*bereich sind das alles hervorragende Leute! Super Lob an dieser Stelle!“, „keine (Wünsche oder Verbesserungsvorschläge, Autor_innen), ich wurde in einer Erziehungsberatungsstelle, die ich wegen unserer Regenbogenfamilie und Konflikten in der Familie aufgesucht hatte, sehr gut und kompetent beraten“.

2.7.4 Resümee

Die von den Studienteilnehmer_innen am meisten genutzten Beratungsangebote sind psychosoziale Beratungsstellen, Treffpunkte und (Selbsthilfe-)Gruppen sowie Lesbenberatungen. Das vorhandene Angebot an Beratungsstellen wird dabei als nicht ausreichend erachtet. Hierbei geht es sowohl um den Mangel an spezifischen Beratungsstellen für bestimmte Anliegen als auch um einen generellen Bedarf an Beratungsstellen in erreichbarer Nähe. Häufig gibt es im ländlichen Raum keine bzw. nicht in ausreichender Anzahl oder nicht in räumlicher Nähe befindliche Beratungsangebote. Gewünscht wird von den Studienteilnehmer_innen auch das mehr Projekte in ländlichen Regionen bereitgestellt werden. Die Beratungsstellen sollten zudem gut erreichbar sein und kostenlose Angebote vorhalten, da schon die Anfahrt finanziert werden muss.

Die Zufriedenheit mit allen Beratungsangeboten ist eher hoch. Tendenziell erreichen die höchste Zufriedenheit diejenigen Beratungsangebote, die als Treffpunkte und Selbsthilfegruppen organisiert sind bzw. inzwischen institutionalisierte ehemalige Selbsthilfeinitiativen von betroffenen Gruppen (Lesbenberatungen, Frauenberatungen, Frauenhäuser und Trans*Beratungen vor allgemeinen Beratungsangeboten wie psychosoziale und rechtliche Beratungsstellen. Tendenziell am schlechtesten schneiden die behördlichen/staatlichen Beratungsstellen ab (Antidiskriminierungs-/Antigewaltstellen, medizinische Versorgungsstellen und Justiz, Polizei, Richter_innen).

Als Hauptgrund für Unzufriedenheit wurde von den Studienteilnehmer_innen vor allen Dingen das generelle Fehlen von Beratungsangeboten in Wohnortnähe angegeben. Weiterhin wurde das Fehlen von spezifischen Beratungsangeboten für lesbische und bisexuelle Lebensweise, für Trans*Sein und für Migrations-/rassistische Diskriminierungserfahrungen negativ benannt. Auch das Fehlen von muttersprachlichen/Übersetzungsangeboten war Anlass zur Unzufriedenheit. Einige Studienteilnehmer_innen fordern barrierefreie Beratungsangebote.

Sehr viele Studienteilnehmer_innen wünschten sich darüber hinaus ein weiter differenzierteres und vielfältigeres Angebot als das, was an ihrem jeweiligen Wohnort vorhanden ist.

Eine zu starke Ausdifferenzierung wird jedoch auch infrage gestellt bzw. es werden umfassendere Angebote gefordert, die Angehörige mehrere Kategorien mit komplexen Anliegen unterstützen können.

Viele Studienteilnehmer_innen wünschten sich kompetentere und qualifiziertere Mitarbeiter_innen in Beratungsstellen, die sich mit den Thematiken, die angesprochen werden, besser auskennen bzw. besser qualifiziert sind und/oder eigene Erfahrungen mit den Thematiken haben. Weiterhin wünschen sich viele Studienteilnehmer_innen einen anderen Umgang oder eine andere Haltung der Berater_innen gegenüber den Ratsuchenden. Es wurde mehr Freundlichkeit und Offenheit gefordert.

Im Vergleich zwischen Unterstützungsmöglichkeiten bei Diskriminierungsvorfällen und bei Gewalterfahrungen konnten keine Unterschiede ausgemacht werden.

Auch zwischen der Gesamtpopulation und migrantischen lb_FT bzw. lb_FT* of Color konnten keine signifikanten Unterschiede ausgemacht werden. lb_FT* of Color zeigen sich allerdings zu über 60% sehr zufrieden mit rechtlichen Beratungsstellen, was nicht unbedingt zu erwarten war.

Insgesamt wird insbesondere in den offenen Fragen immer wieder auf Diskriminierungen in den Beratungsstellen hingewiesen. Diese sprechen für einen intersektionalen bzw. multiplen Beratungsansatz und auch diskriminierungssensible Ansätze, die anscheinend im psychosozialen - auch nicht in spezialisierten Beratungsinstitutionen - nicht immer erwartet werden können.

3. Diskussion der Ergebnisse

Das Erhebungsinstrument Fragebogen ist ein trickreiches, wenn die Intention ist, auch essentialisierende Praxen - wie etwa Exotisierung, Homogenisierung von Genderidentitäten etc. - zu erfassen und gleichzeitig zu hinterfragen. Die sehr hohe Komplexität, die Folge einer solchen Herangehensweise ist, wirkt zum einen ausgrenzend - denn offenbar kann nur eine gut ausgebildete Personengruppe der Komplexität der Fragestellungen folgen bzw. sind nur bestimmte Personen motiviert genug, einen solchen Fragebogen auszufüllen. Zum anderen ermöglicht ein solcher Zugang einen anderen Einblick auch in widerständige Praxen - und sei es „nur“, dass der Raum genutzt wird, um die Hinterfragung von Kategorien zu dokumentieren. Die Infragestellung von Kategorien verbietet es gewissermaßen, „Vergleichsgruppen“ herzustellen. Ohne dies, so scheint es, ist jedoch die Skizzierung von Mehrfachdiskriminierung nur schwer möglich. Das stimmt einerseits, andererseits werden die üblichen Dualismen in ihrer Unschärfe klar umrissen. Wie wir seit Jacques Derrida wissen, ist die Dekonstruktion immer „am Werk“. Zumeist wird allerdings so getan, als sei die Konstruktion von Gruppen wie „homophobe Migrant_innen“ unproblematisch. Die vorliegende Studie problematisiert im Gegensatz dazu solche Setzungen und wirft einen Blick auf queere migrantische Erfahrungswelten. Es geht dabei weniger darum zu beweisen, dass lb_FT* of Color und migrantische lb_FT* häufiger diskriminiert werden, sondern dass die Erfahrung der Migration und des Rassismus andere Formen der Diskriminierungs- und Gewaltbelastungen generieren, die in Zusammenhang mit heteronormativer Gewalt spezifisch zu untersuchen sind. Wie Cherrie Moraga (1981: 29) so kraftvoll schreibt: *„Die Gefahr liegt in der Hierarchisierung von Unterdrückung und gleichzeitig in der Nichtanerkennung der Spezifität von Unterdrückung.“*

Wenn auch die Studie keine „dramatischen“, unerwarteten Erkenntnisse zutage brachte, so ist die hohe Diskriminierungsbelastung von lb_FT* dennoch erschreckend. Mobbing und Beleidigungen scheinen zum Alltag vieler Befragten zu gehören, und obschon Unterstützung vor allem bei Freund_innen, Partner_innen und der Familie gesucht werden, zeigt sich, dass in Familien Diskriminierungen keine Seltenheit ist. Gemeinsam mit dem öffentlichen Raum (die Straße, die Bahn etc.), sind familiäre Räume die am stärksten belasteten Räume für lb_FT*. Ein Ergebnis, welches die Studien zumindest in ihrer Ausrichtung fraglich erscheinen lassen, die die Lebenssituation von Kindern in Regenbogenfamilien untersuchen (Rupp 2009). Denn auch wenn dort festgestellt wurde, dass „(d)ie Persönlichkeitsentwicklung, schulische und berufliche Entwicklung sowie die Entwicklung einer so genannten emotionalen und sozialen Kompetenz (...) bei Kindern in Regenbogenfamilien gut (verläuft)“,²⁷ bleibt die Zielsetzung der Fragestellung unklar. In Anbetracht der vorliegenden Ergebnisse, scheint es dagegen vonnöten, das Wohlergehen von nicht-heterosexuellen und nicht-genderkonformen Kindern und Jugendlichen in heterosexuellen cisgendered Familien zu untersuchen. Denn sowohl die quantitative als auch die qualitative Studie deuten an, dass hier ein hohes Maß an Gewalt auszumachen ist.

Weiterhin ist bemerkenswert, dass ein Großteil der Befragten angibt, dass die Genderperformanz und das Frausein wichtige Gründe für Diskriminierungen in allen Bereichen und Orten sind und auch wichtige Gründe für die eigenen Gewalterfahrungen darstellen. Hier muss einerseits von einer hohen Prävalenz von Sexismus ausgegangen werden, darüber hinaus aber auch konstatiert werden, dass, wie Viviane Namaste feststellt, die sichtbare nicht-normative Genderperformanz wahrscheinlich Gewalt- und Diskriminierungspraxen herausfordert. Namaste spricht in diesem Sinne von „Genderbashing“ und geht davon aus, dass die normative Vorstellung von Geschlecht für die konzeptionell organisierte Gewalt im öffentlichen Raum verantwortlich ist (2009: 593). Dies erklärt auch die häufigen Gewalterfahrungen von Trans*Personen in der Öffentlichkeit.

²⁷ Zitiert aus der Zusammenfassung der Studie des LSVD: http://lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/Adoption/LSVD_Essentiels-BMJ-Studie.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).

Die Ergebnisse deuten damit daraufhin, dass es notwendig ist, neben der körperlichen, verbalen, psychischen Gewalt auch ein Augenmerk auf die symbolische und normative Gewalt zu richten. Eine Gewalt also, die jene zu spüren bekommen, die aus unterschiedlichen Gründen den normativen Vorgaben nicht folgen können oder wollen - seien diese nun heteronormative, rassistische oder klassistische Vorstellungen.

Die recht hohen Diskriminierungsbelastungen insbesondere von Trans*, lb_FT* of Color und migrantischen lb_FT* innerhalb lesbischer/bisexueller Räume spricht zudem für eine ausgrenzende Homonormativität, die in Diskursen um nicht-normative Begehren und Genderidentitäten bisher nur sehr marginal präsent ist. Auch hier ist eine Forschungslücke zu schließen, die die theoretischen Aussagen empirisch prüft.

Die Befragten fordern - wenig überraschend - mehr Aufklärung und Prävention zu nicht-normativem Begehren, Lebensweisen und Genderidentitäten und auch eine bessere Versorgung mit Beratungsstellen. Ob dies als Forderung ausreichend ist, bleibt in Anbetracht der anhaltenden Diskriminierungsbelastungen fraglich.

Neben der Diskriminierungsbelastung konnte die Studie allerdings auch ein selbstbewussteres und gewandeltes Selbstverständnis bei lb_FT* feststellen. Die kritische Hinterfragung von Kategorisierungen, Zuschreibungen und Adressierungen zieht sich durch die Studie. Ob es um Sexualität, Geschlecht oder auch rassistische Zuschreibungen geht: Eine große Gruppe der Befragten problematisiert diese, weist sie zurück und geht kreativ mit Selbstrepräsentationen um.

Eve Kosofsky Sedgwick (1990) zufolge verfügen sozial verletzliche Subjekte über einen großen, unsystematischen Reichtum an einstweiligen Kategorien, die notwendig sind, um die spezifischen Gefahren und Möglichkeiten des jeweiligen Kontextes zu kartografieren. Sedgwick spricht in diesem Zusammenhang von „Nonce Taxonomien“ (vgl. ebd.: 22ff.). Je verletzlicher die soziale Positionierung, desto höher der Bedarf an alternativen Kategorisierungen und Bezeichnungen. Die Tatsache, dass alle Fragen, die die Möglichkeit gaben, zu Kategorisierungen und Selbstbezeichnungen Auskunft zu geben, eine große Bandbreite an Begrifflichkeiten offenlegte, bestätigt die Notwendigkeit der direkten Intervention in die üblichen Bezeichnungspraxen. Normalisierungen werden durch die Überwindung der gebräuchlichen Kategoriensysteme unterlaufen. Einstweilige Kategorien helfen dem Subjekt, sich zurechtzufinden und die Welt als sinnvoll zu überleben. Sie stellen eine wichtige Widerstandsstrategie dar.

Auch das so viele Studienteilnehmer_innen sich intensiv mit dem Fragebogen und der Studie beschäftigt haben, zeigt ein nachweisbares Bedürfnis zu öffentlicher Auseinandersetzung und Debatte an. Die Endkommentare, die gesondert ausgewertet wurden, zeigen ein erhebliches Maß an Reflexion und dokumentieren eindrucksvoll den Wunsch nach Partizipation und Selbstartikulation.

b) Qualitative Studie

María do Mar Castro Varela/Sabine Mohamed/Lisa Thaler

Die Ergebnisse der quantitativen Studie belegen eindrucksvoll den Fortbestand von Diskriminierungen und auch Gewalt gegenüber lesbischen/bisexuellen Menschen und Trans*Personen. Deutlich wurde, dass Diskriminierungen von unterschiedlichen Gruppen an unterschiedlichen Orten stattfinden, dass die Diskriminierungsbelastung bei Mehrfachdiskriminierung höher ist und auch dass die Möglichkeiten des Umgangs von Gruppe zu Gruppe variieren. Menschen, die lesbisch/bisexuell leben und gleichzeitig als People of Color und/oder aufgrund des Migrant_innenseins Rassismuserfahrungen machen, so die Hypothese, nehmen Diskriminierungen und auch Gewalt gegen sie in einer spezifischen Weise wahr, die Auskunft geben kann über die Dynamiken und Qualität von multiplen Diskriminierungen. Darüber hinaus entwickeln sie distinkte Widerstandstrategien, um mit alltäglichen Diskriminierungen umzugehen.

Der Begriff **People of Color** ist eine politische Selbstbezeichnung für aufgrund ihrer Hautfarbe, Sprache, ihres Namens, ihrer Herkunft und/oder Religion von rassistischer Diskriminierung betroffene Menschen. Es handelt sich um einen politischen Begriff, der die Gemeinsamkeiten different rassistisch unterdrückter Menschen herausstellt, um darauf aufbauend anti-rassistische Politiken zu begründen. Er ging aus US-amerikanischen Debatten hervor.

Der Begriff **Women of Color** fand über die Schriften des Black Feminism (Schwarzer Feminismus) große Verbreitung und wird im Deutschen zuweilen mit Frauen of Color übersetzt.

Als gemeinsame Plattform für grenzüberschreitende Bündnisse wendet sich dieser Begriff gleichermaßen an alle Mitglieder rassifizierter und unterdrückter Communitys

Die nachfolgenden Ergebnisse der qualitativen Studien supplementieren die Ergebnisse aus der quantitativen Studie, indem sie einerseits die differenten Qualitäten der Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen verdeutlichen und darüber hinaus ausdrücklich die Erfahrungen mit Diskriminierung, Gewalt und Widerstand von LBTIQ of Color besonders fokussieren. Zu dieser spezifischen Gruppe gibt es im deutschsprachigen Raum bisher keine eigenständige Studie.

LBTIQ of Color können als eine besonders sozial verletzte Gruppe beschrieben werden, die zum einen Auskunft geben kann über die spezifische Qualität der Erfahrung von „Mehrfachdiskriminierung“ wie auch „Mehrfachzugehörigkeit“. Zum anderen gewährt die Analyse der Situation einer besonders sozial verletzlichen Gruppe einen Einblick in die „gesellschaftlichen Ränder“ - Gebiete, die Gloria Anzaldúa (1999²) so kraftvoll als Grenzgebiete (*borderlands*) bezeichnet hat.

Der Zustand einer Demokratie lässt sich nur schwer an dem Wohlbefinden der Mehrheit ablesen, sondern eher an dem Zustand besonders sozial verletzlicher Gruppen. Insoweit verwundert es, dass es bisher im deutschsprachigen Raum kaum Studien zur Diskriminierung mehrfachzugehöriger Menschen gibt. Die vorliegende Studie ist ein erster Versuch, der sicher einige Antworten zu geben vermag, darüber hinaus aber auch viele (neue) Fragen für die Diskriminierungsforschung - wie auch die psychosoziale Beratungspraxis - aufwirft.

1. Studienaufbau

Der Aufbau der qualitativen Studie wurde in einem ersten Schritt von der Soziologin Rayma Cadeau entworfen. Diese führte gemeinsam mit Katrin Ebell die Interviews durch, entwarf die entsprechenden Fragebögen und koordinierte die Transkription. Die nachfolgenden Ausschnitte (kursiv und grau unterlegt) sind ihrem Zwischenbericht entnommen.

Basierend auf der Ziel- und Interessenanalyse, die im Herbst 2010 erfolgte, wurden die Leitfragen für den qualitativen Teil der Studie festgelegt. Dafür wurden diejenigen Fragen, welche ein qualitativ orientiertes Interesse haben, herausgestellt und in qualitativ beantwortbare Fragen übersetzt.

Für den qualitativen Teil der Studie stellten sich somit folgende zentrale Leitfragen heraus:

- Wie erleben die Interviewpartner_innen Diskriminierung und Gewalt?*
- Wie gehen die Interviewpartner_innen mit diesen Erfahrungen um?*
- Wie wirken die Erfahrungen auf die Person?*
- Wie erleben die Interviewpartner_innen die Verschränkung von Machtverhältnissen und Diskriminierungen?*
- Welche (subtilen) Formen von Gewalt/Diskriminierung erleben die Interviewpartner_innen?*

Das Interesse richtet sich dabei auf eine Erzählung und Beschreibung von individuellen Erfahrungen. Im Mittelpunkt stehen die Wahrnehmungen und Bewertungen der Interviewpartner_innen.

Ziel ist es, die Erfahrungen in ihrer Komplexität beschreiben zu können und der Verschränkung der Diskriminierungen - anders als es in der Fragebogenstudie möglich war - entsprechend Rechnung zu tragen. Auf diese Weise sollen die generalisierenden Aussagen der quantitativen Studien ergänzt werden. Des Weiteren sollen weitere Verschränkungen in der Erfahrung generiert werden können, die bislang aus forschungspragmatischen Gründen und dem eigenen Standpunkt geschuldeten Fokus außen vor geblieben sind.

*Es wurde eine Form des narrativen Interviews mit biografischem Einstieg gewählt. Ein narratives Interview bietet die Möglichkeit, der Perspektive und Relevanzsetzung der Interviewpartner_innen Raum zu geben und nicht durch Vorgabe theoretischer oder in der Praxis entwickelter Begriffe und Erklärungsansätzen zu lenken. Dies ist wichtig, weil ein zentrales Interesse darin besteht, ein Verständnis davon zu bekommen, was die Personen selbst als Gewalt erleben und definieren. Es bietet somit auch die Möglichkeit, dass subtilere Erfahrungen, die die Personen machen und als einschränkend und verletzend erleben, erzählt werden können. Dies ermöglicht außerdem, auch die Unabgeschlossenheit der Kategorien und deren Verschränkungen, auch derer, die im quantitativen Fragebogen sinnvollerweise erstellt und angewendet wurden, zu verdeutlichen und nicht berücksichtigte Verschränkungen zu generieren. Mithilfe einer biografischen Erzählung soll demnach ermöglicht werden, dass die Interviewpartner_innen frei erzählen und selbst entscheiden, was ihnen wichtig ist. Ihre Handlungsfähigkeit und Entscheidungen werden damit hervorgehoben. Auf diese Weise lassen sich Verläufe und Deutungen von Erfahrungen seitens der Interviewpartner_innen darstellen. Es können außerdem auch die zeitlichen Dimensionen von Diskriminierungen stärker einbezogen werden. So hatten z.B. Trans*Personen eingebracht, dass Zeit bzw. biografische Verläufe eine besondere Rolle spielen und in dem quantitativen Fragebogen nicht ausreichend berücksichtigt werden konnten.*

Durch eine Ziel-/Interessenanalyse im Herbst/Winter 2010 entstand eine Liste mit den Themen, die den Schwerpunkt des Interesses darstellen. Diese Liste diente als Ausgangsbasis zur Entwicklung des Leitfadens, welche im Dezember 2010/Januar 2011 stattfand.

Die zentralen Themen sind:

- *(subtile) Formen von Gewalt/Diskriminierung*
- *Ausschlüsse in LB-Zusammenhängen*
- *für die Interviewpartner_innen besonders wichtige Kontexte*
- *Rolle von Zeit/Lebenslauf*
- *Rolle von Positionierungen*
- *Rolle von Mehrfachzugehörigkeit und Mehrfachdiskriminierung*
- *Erleben von Verschränkungen*
- *Möglichkeiten, Ressourcen der Verarbeitung mit Blick auf die Positionierungen*
- *Rollen von Situationen, Orten, Ebenen*
- *Umgangs-, Bewältigungsstrategien und Folgen*
- *Handlungsstrategien*
- *Hilfesystem und Versorgungswege/Unterstützung*
- *Vertrauen/Diskriminierung in Beratungsstellen, Polizei, Ämter*
- *Coming-Outs*

Die Ausformulierung der Themen in Fragekomplexe diente in erster Linie der Klärung des Ziels und Interesses bezüglich der einzelnen Themen und konnte zur Verständigung zwischen den unterschiedlichen Interviewer_innen genutzt werden. Im Januar 2011 fanden zwei Probeinterviews statt, bei denen der Leitfaden getestet und das Vorgehen zur Gestaltung der Situation variiert wurde. Anschließend fand ein ausführlicher Austausch mit den Interviewpartner_innen über das Interview (inhaltlich wie atmosphärisch) und die Interviewsituation statt, um ihre Anmerkungen einbeziehen zu können.

Es wurde darauf geachtet, dass die beiden Personen unterschiedlichen Alters, Positionierung und sexueller Identität sind. Im Vorgehen wurde insbesondere bei der Steuerung der Interviews variiert. Während beim ersten Interview das freie Erzählen ohne weitere Detailfragen im Vordergrund stand, wurde im zweiten Interview stärker nachgefragt und Themen wurden vorgegeben. Als adäquateres Vorgehen zeigte sich die freie Erzählung. Beide Interviews wurden transkribiert und können in die Auswertung genommen werden.

Hierbei wurde auf folgende Aspekte geachtet:

- *Wie wird die Erzählaufforderung angenommen?*
- *Wie viel von den interessierten Themen werden selbstläufig beantwortet?*
- *Daran anschließend: Wie viel Steuerung ist im Interview notwendig?*
- *Was ist bei der Gestaltung des Ablaufs zu beachten?*
- *Welche wesentliche Themenaspekte fehlen?*

Der Leitfaden wurde daraufhin leicht adaptiert und diente bei den folgenden Interviews nur noch als Unterstützung, um zu prüfen, welche Themen bereits (erschöpfend) angesprochen wurden und welche noch offen geblieben sind.

Aus Gründen des Datenschutzes musste darauf verzichtet werden, die Interviews mit den Fragebögen der quantitativen Studie zu verbinden, um so den Teilnehmer_innen doppeltes Ausfüllen zu ersparen. Mithilfe eines Nachfragebogens²⁸ wurden daher relevante Daten des Lebenslaufs ermittelt, welche die biografischen Aussagen, die im Interview gewonnen wurden und die

²⁸ Entwickelt von Rayma Cadeau und Katrin Ebell.

mit einer biografischen Arbeit und Rahmung zusammenhängen, ergänzen. In erster Linie wurden soziodemografische Fragen gestellt, weiterhin wurden jedoch auch die Selbstbezeichnungen und wichtige Stationen im Leben wie z.B. Ortswechsel erfragt. Die Antworten dienen ausschließlich als Hintergrundinformation für die Interpretationen. Sie sollen helfen, die Erzählungen zeitlich einordnen zu können, und ergänzen bestenfalls Eckpunkte, die im Interview nicht benannt wurden. Die Antworten unterliegen uneingeschränkt den Richtlinien zum Datenschutz.

Der Fragebogen wurde den Interviewpartner_innen per Mail zugeschickt und konnte ausgedruckt, ausgefüllt und postalisch zurückgesandt oder per Telefoninterview beantwortet werden.

Der Zugang zu den Interviewpartner_innen erfolgte auf unterschiedliche Weisen. Im Zuge der Kampagnenplanung erfolgte eine Ausschreibung für Medienrepräsentant_innen, der eine Anfrage zur Interviewteilnahme beigefügt war.²⁹ Des Weiteren befand sich am Ende der Fragebogenstudie eine Ausschreibung, auf die einige ihr Interesse bekundeten. Des Weiteren wurden Personen über das Schneeballverfahren erreicht, indem Mitarbeiter_innen und Interviewpartner_innen im Umfeld Anfragen stellten. Rund 30 Personen meldeten sich daraufhin zurück.

Das Sampling erfolgte aus forschungspragmatischen Gründen innerhalb der Interessierten. Hierbei erschien es vor dem Hintergrund des Studieninteresses wenig sinnvoll, ein theoretisches Sampling anzuwenden. Wichtiger erschien es angesichts der Aussicht auf eine geringere Interviewanzahl, eine Repräsentation³⁰ unterschiedlicher Positionierungen der Zielpersonen entlang der folgenden studienrelevanten Identitäts-/Zugehörigkeitsmerkmale zu erreichen:

- geschlechtliche Identität
- Positioniertheit (nicht-weiß/migrantisch/PoC/Schwarze/weiß)
- Altersgruppen/-stufen
- Behinderungserfahrung
- Wohnort (Stadt/Land)
- Bundesland (bundesweit, Ost/West)

Der Ablauf folgt idealtypisch dem klassischen Aufbau des narrativ-biografischen Interviews (nach Schütze). Zunächst erfolgt eine Einleitung und Erzählaufforderung, die in erster Linie darauf ausgerichtet ist, das Interesse transparent zu machen und wie der Ablauf gedacht ist.

Die (hier ideal formulierte) Erzählaufforderung/Einleitung lautete:

Wie bereits erwähnt, können wir das Interview recht offen gestalten. Bei dieser Form spricht man auch von einem narrativen also einem erzählenden Interview, das heißt, du kannst erst mal frei erzählen, über dein Leben und welche Erfahrungen du im Laufe deines Lebens gemacht hast. Wichtig ist dabei, das, was dir wichtig ist, zu erzählen. Ich werde dich dabei auch nicht unterbrechen und dir auch erst mal keine Fragen stellen, sondern erst am Ende ein paar wenige Fragen. Aber jetzt erst mal, wie gesagt, kommt es nur darauf an, was du gerne erzählen möchtest.

²⁹ Siehe hierzu die Dokumentation des LesMigraS Kampagnenteams.

³⁰ Damit ist keine Repräsentativität im quantitativen Sinn gemeint oder angestrebt.

1.1 Intersubjektivität der Forschung

Um die Intersubjektivität und somit die Qualität der Forschung zu verbessern, wurde die Interviewstudie durch eine Mischung verschiedener Herangehensweisen der Validierung qualitativer Sozialforschung begleitet.

Es wurden Aufzeichnungen in Form von Interviewprotokollen (prozedurale Validierung) angefertigt, die es ermöglichen sollen, die Interviewsituation, das heißt Störungen, Einflussnahme, Konstellation, Standortverbundenheit und Auswirkungen der Positionierungen von Beforschten und Forschenden, reflektieren zu können.

Angestrebt war außerdem eine kommunikative Validierung, das heißt die Zustimmung zu Aussagen und formalen Interpretationen seitens der Interviewpartner_innen. Darüber hinausgehend sollten die Interviewpartner_innen jedoch partizipativ eingebunden werden, was durch längere Gespräche vorab und am Ende des Interviews ermöglicht wurde.

Die Interviews wurden von zwei Interviewer_innen (Cadeau und Ebell) geführt. Eine Interviewer_innenschulung bzw. -abstimmung sollte sichern, dass es ein gemeinsames Verständnis zwischen den Interviewer_innen bezüglich des Interesses und des Vorgehens gibt und bestimmte Konventionen, wie z.B. transparentes Vorgehen, beachtet werden. Anschließend folgt die Haupterzählung, in der die Interviewpartner_innen selbstläufig und ungestört erzählen und selbst die Themenfolge wählen. Begleitend wurde durch aktives Zuhören geprüft und protokolliert, ob die Themen des Leitfadens ausreichend thematisiert wurden. Im darauffolgenden immanenten Frageteil wurden die Fragen gestellt, welche während der Erzählung aufkamen und die dazu dienen sollten, die Erzählung erschöpfend zu ergänzen. Das heißt, es wurden keine neuen Themen angesprochen. Im exmanenten Frageteil wurden die Fragen gestellt, die noch im Leitfaden offen geblieben oder die neu aufgekommen waren im Laufe des Interviews. Es wurden zudem zwei Probeinterviews geführt, um das Vorgehen und das Instrument zu prüfen und adaptieren zu können.

Für die Aufbereitung der Interviews wurden Transkriptionsregeln festgelegt (siehe Anhang).

Um die Hierarchie zwischen Beforschten und Forschenden abzuschwächen, gehört es m.E. dazu, das eigene Vorgehen, Ziele, Verwendung der Daten etc. transparent zu machen und die Interviewpartner_innen zu informieren, sodass sie zu jedem Zeitpunkt des Forschungsprozesses entscheiden konnten, ob sie einverstanden sind oder nicht. Die Informationelle Selbstbestimmung bildet somit eine wesentliche ethische Orientierung. Vor diesem Hintergrund erhielten die Interviewpartner_innen vorab eine ausführliche schriftliche Information und wurden über Veränderungen in der Studie mündlich und schriftlich informiert. Eine Pseudonymisierung erfolgte im Zuge der Transkription, indem alle Namen von Personen, Orten und Einrichtungen etc., die eine Reanonymisierung ermöglichen könnten, durch einen Buchstaben ersetzt wurden.

Die Interviews wurden mittels eines Aufnahmegerätes digital erfasst und durch die Unterstützung externer Transkribent_innen³¹ transkribiert. Dabei wurde ein Transkriptionsregelwerk (nach Bohnsack mit Adaptionen von Cadeau) verwendet, das die Möglichkeit bietet, mit einfachen Zeichen auch den Gesprächsverlauf (z.B. überlappendes Sprechen), Intonationen, parasprachliche Merkmale (wie z.B. das Abbrechen während des Sprechens), außersprachliche Merkmale (wie z.B. Lachen) und zeitliche Aspekte (Pausen, schnelle Anschlüsse etc.) zu transkribieren und wichtige Informationen für die Interpretation zu liefern. Ergänzungen und Änderungen erfolgten aus technischen und pragmatischen Gründen oder wenn die Zeichen nicht ausreichten (z.B. weil das Ursprungssystem nur Zweigeschlechtlichkeit vorsieht, Anonymisierungen etc.).³²

³¹ Tausch und Pischner.

³² Siehe Anhang.

1.2 Sample

Im Zeitraum von Januar 2011 bis Februar 2011 wurden insgesamt sechs Interviews geführt. Eine genaue Beschreibung der Personen, insbesondere mit Blick auf ihre Selbstbezeichnung, kann erst erfolgen, wenn die Interviews und die Nachfragebögen ausgewertet sind. Zu diesem Zeitpunkt (August 2011) lässt sich nur sagen, dass eine Person, die sich als Trans versteht, teilnahm, weil die Studie People of Color anspricht, und eine Person, die sich als Frau versteht, teilnahm, weil die Studie migrantische Personen anspricht. Des Weiteren konnten vier weiße Personen angesprochen werden, die sich als lesbische Frauen angesprochen fühlten. Zwei Teilnehmer_innen sind über 50 Jahre alt, zwei sind zwischen 30 und 40 Jahre und zwei Personen sind zwischen 20 und 30 Jahre alt. Es konnten Personen aus Niedersachsen, Berlin, Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen interviewt werden.*

Im Januar 2012 übernahmen wir (Castro Varela/Mohamed/Thaler) die Auswertung der sechs transkribiert vorliegenden Interviews. Die Interviewten wurden über den Wechsel des Auswertungsteams informiert.

Die Auswertung wurde in einem ersten Schritt nach Gabriele Rosenthal (1995, 2006, 2008) durchgeführt. In einem zweiten Schritt wurde eine Inhaltsanalyse durchgeführt, die besonders die Aussagen zu Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen in den Blick nahm. Zum einen wurden Orte der Diskriminierung und der Gewalterfahrungen, die in den narrativen Interviews auftraten, herausgefiltert, die an unterschiedlichen Stellen der Interviews benannt und beschrieben wurden. Hier konnten durchaus kollektive Muster sichtbar gemacht werden. Zum anderen wurden die Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen in der Kindheit und Jugend analysiert. Letzteres erlaubte es, einen genaueren Blick auf sogenannte Coming-out-Prozesse zu richten. Es erfolgte eine Analyse von Cissexismus/Trans*Diskriminierungen und Rassismuserfahrungen mit Institutionen, während Transitionsprozessen und im näheren Umfeld (Familie, Freund_innenschaften). Des Weiteren wurden spezifische Ungleichbehandlungen in der LSBTIQ-Szene, in Beratungssettings und in Arbeitsverhältnissen fokussiert. Die Ergebnisse wurden schließlich als Porträts modelliert, um die unterschiedlichen sozialen Positionierungen anhand der differentiellen Lebensgeschichten hervorzuheben, um die Erfahrungen im Kontext der charakteristischen Biografien darzustellen und auch um kollektive Aussagen zumindest tendenziell treffen zu können.

Insbesondere interessierte hier, welche Diskriminierungen Lesben und Trans* of Color erfahren und wie sie mit den vielfach verschränkten Diskriminierungserfahrungen umgehen. Dies erschien uns als eine notwendige und sinnvolle Engführung der quantitativen Studie, in der es nur annähernd gelang, multiple Diskriminierungen zu erfassen.

Wir entschieden uns aus diesem Grund, ergänzend zu den Interviews eine Fokusgruppendifkussion durchzuführen, die uns hierzu weitere Auskünfte geben würde. Hier standen neben den allgemeinen Fragen nach Diskriminierungserfahrungen gezielte Fragen nach den Diskriminierungen auf Ämtern und Behörden und nach Erfahrungen mit der Polizei im Mittelpunkt. Weiterhin wurde diese Gruppe spezifisch nach Beratungs- und Therapieerfahrungen befragt.

Bei Fokusgruppen handelt es sich um eine in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften nicht sehr verbreitete Methode, obschon sie gegenüber biografischen Interviews einige Vorteile hat. Erstens können in kürzerer Zeit mehrere Personen befragt werden. Zweitens ist der diskursive Charakter der Gruppendiskussionsmethode besonders sinnvoll, wenn politische und soziale Positionierungen herausgearbeitet werden sollen (vgl. Castro Varela 2007). Die Fokusgruppe ist eine qualitative Methode, welche durch die Diskussion, Kommunikation wie Interaktion der Teilnehmer_innen zur Ergänzung wie auch zur Vor- und Nachbereitung von empirischen Sozialforschungen verwendet werden kann (Morgan 1996). Dabei können Fokusgruppen

sowohl vor der Erstellung von großangelegten Untersuchungen wie Fragebogenerhebungen oder vor der Auswahl von qualitativen Methoden wie Interviews als auch im Anschluss zum Einsatz kommen. Im letzteren Fall dienen die Fokusgruppen häufig zur Herausarbeitung bestimmter Fragestellungen oder Schärfung von Themenbereichen.

In der vorliegenden Studie wurde die Fokusgruppendifkussion eingesetzt, um einen Einblick in die Erfahrungswelten und Diskurse von LTQ of Color bezüglich Diskriminierungsrealitäten und Widerstandspraxen innerhalb dieser sozialen Gruppe zu nehmen.

Rassistische Praxen basieren, so könnten wir etwas verkürzt feststellen, auf der Konstruktion und Hierarchisierung von Differenzen. Dem Rassismusforscher Albert Memmi zufolge geht es beim Rassismus insoweit um

„die verallgemeinerte und verabsolutierte Wertung tatsächlicher oder fiktiver Unterschiede zum Nutzen des Anklägers und zum Schaden seines Opfers, mit der seine Privilegien oder seine Aggressionen gerechtfertigt werden sollen.“ (Memmi 1991: 165)

In den Interviews von People of Color und rassistisch markierter Migrant_innen und binationaler Menschen zeigt sich, dass Rassismus nach wie vor eine gewaltvolle Wirklichkeit ist. Wirklichkeit sei hier im Sinne der Wissenssoziologie als „gesellschaftlich bestimmt“ verstanden. Wobei die Bestimmung „immer auch verkörpert“ wird:

„(K)onkrete Personen und Gruppen sind die Bestimmer von Wirklichkeit. Will man den Zustand der gesellschaftlich konstruierten Sinnwelt zu beliebiger Zeit oder ihren Wandel im Laufe der Zeit verstehen, so muß man die gesellschaftliche Organisation durchschauen, die es solchen Bestimmern ermöglicht, daß sie bestimmen.“ (Berger/Luckmann 1980: 124f.)

Mit anderen Worten: „Wirklichkeit“ ist nicht nur sozial konstruiert, sondern auch angebunden an machtvolle Positionen und Stimmen, die diese Wirklichkeit als „wahr“ durchsetzen. Um herauszuarbeiten, warum einige Leben zu „repräsentativen Leben“ geraten, während andere in das Feld des „Infamen“ gerückt und zu „fast nichtigen Existenzen“ gemacht werden (Foucault 2001), müssen wir uns die sozialen Strukturen und ihre Funktionsweise genauer ansehen. Um die perfideste Form von Diskriminierung auszuloten, ist es notwendig, die Ignorierung, das Nicht-Interesse zu analysieren, das Verschwiegene zum Sprechen zu bringen. Das Spiel der alternativen Beschreibungen zu spielen, bringt neue Bilder zutage, doch eine wirksame Intervention muss auch Aussagen zu den Räumen machen, die von der Produktion des „Nicht-Existenten“ profitieren. Welchem Interesse folgt das Nicht-Interesse? Wer profitiert davon?

Es ist auffallend, wie viele Teilnehmende an der quantitativen Studie sich in ihren Endkommentaren für die Durchführung der Studie bedanken. So schreibt eine Befragte: *„Danke, daß Ihr Euch die Mühe macht, mal ein paar Daten zu sammeln und auszuwerten! Nur dann kann man Benachteiligten helfen ihre Situation zu verbessern!“ (EK 76)* Die Teilnehmenden haben zum Teil deswegen so motiviert an der Studie teilgenommen, weil sie sich von dieser versprechen, dass das Diskriminierungspotenzial gesenkt wird. Das ist natürlich eine Hoffnung, die enttäuscht werden muss. Nichtsdestotrotz können Studien wie die hier nun vorliegende, zumindest dazu beitragen, Gewalt und Diskriminierungen in ihrer jeweiligen Spezifik sichtbar zu machen, um daran anschließend nach Wegen der Prävention zu suchen.

2. Ergebnisse

Im Nachfolgenden wird eine Zusammenfassung der Ergebnisse der qualitativen Studie präsentiert. Im ersten Teil werden in Form von „Porträts“ unterschiedliche Diskriminierungserfahrungen der sechs für die Studie interviewten Personen dokumentiert. Im zweiten Teil wird die Analyse der Fokusgruppendifkussion dokumentiert, die das Zusammenspiel von Heterosexismus/Rassismus/Cissexismus in das Zentrum der Analyse rückt.

2.1 Sechs Porträts

Die sechs Porträts wurden nach der oben beschriebenen Analyse modelliert und erlauben so nicht nur einen Einblick in die Lebensrealität von lesbisch lebenden Frauen und Trans*Personen in Deutschland, sondern supplementieren im besten Sinne des Wortes die Ergebnisse der quantitativen Studie.

2.1.1 Carlyn - Rassismus, Zuschreibungen und Mobbing

Carlyn, Jahrgang 1985, Doktorandin

Carlyn stammt aus einer binationalen Familie. Die Mutter ist weiße Deutsche, der Vater ist aus der Türkei eingewandert. Carlyn wird zwischen dem 13. und 14. Lebensjahr durch eine Klassenkameradin als lesbisch geoutet und verliert daraufhin ihre damalige Liebesbeziehung und Freundschaften. Ihr Alltag ist bis zum Schulwechsel und Umzug von konstantem Mobbing durch ihre Mitschüler_innen geprägt. Sie bittet ihre Mutter um Hilfe, doch diese nimmt weder ihr Lesbischsein, noch ihre Schulsituation ernst. Die Lehrer_innen bemerken die Veränderung in Carlyns Leistungen und projizieren das Bild „Kind aus sozial schwacher Migrantenfamilie“ auf sie. Diese Episode prägt Carlyn nachhaltig in ihrer Fähigkeit, anderen Menschen zu vertrauen, was sich unter anderem darin ausdrückt, dass sie bis zu ihrem 20. Lebensjahr mit niemandem mehr über ihre Gefühle zu Frauen spricht. Sie hat ihr Coming-out vor ihrem Vater - trotz ihrer guten Beziehung zu ihm - erst mit 22 Jahren, da sie befürchtet, er würde bedingt durch seine türkische Herkunft damit Schwierigkeiten haben. Dass ihre Ängste auf internalisiertem antimuslimischen Rassismus beruhen, realisiert Carlyn, nachdem sie ihrem Vater von ihrer Partnerin erzählt und er als einzige Person in ihrem Umfeld positiv reagiert, ihr Verhältnis sich sogar verbessert, da eine intimere Vertrauensbasis geschaffen wird. Obwohl Carlyn das Gymnasium vorzeitig verlässt, gelingt es ihr, in einer neuen Schulumgebung die Fachhochschulreife zu erwerben. Ihr Studium schließt sie mit exzellentem Abschluss ab und promoviert nun. Ihre persönlichen und beruflichen Auseinandersetzungen fokussieren insbesondere die Themen „Rassismus“ sowie „Homosexualität in der Schulaufklärung“.

Carlyn ist als Kind binationaler Eltern in Deutschland geboren und aufgewachsen. Ihre leiblich Mutter ist weiß und deutsch und ihr leiblicher Vater ist türkischer Herkunft, der zum Studium nach Deutschland eingewandert ist. Bereits in der Kindheit wird sie damit konfrontiert, dass ihre „Herkunft“ von besonderem Interesse für Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft ist.

Frühe Diskriminierungserfahrungen: rassistische Markierungen und Ausschlüsse

In Carlyns Sozialisation werden mit dem „Türkischsein“, welches ihr zugeschrieben wird, negative Eigenschaften assoziiert. Carlyn kennt die Stereotype bzw. Imaginierungen und wird früh mit diesen Zuschreibungen und Klischeebildern konfrontiert:

*Carlyn: „das erste Mal klar geworden ist (.) dass ich irgendwie n bisschen anders bin als die andern und dass ich nen andern Nachnamen hab als die andern und ähm (.) n dass äh (3) ja dass ich also so von vielen (.) vor allem von den Müttern von meinen Freundinnen so als Türkin wahrgenommen worden bin was ich selber noch nie so empfunden hab (...) da gings darum dass ich nicht zum Kindergeburtstag kommen **durfte** weil die Mutter gesagt hat (.) nee (.) äh (.) die äh (.) die kommen aus der Türkei das möcht ich nicht (.) die ham nen schlechten Einfluss“*

Carlyn wird nicht zu Kindergeburtstagen eingeladen, weil sie „Türkin“ ist und aus diesem Grund, so die Angst der anderen Mütter, einen schlechten Einfluss auf die Kinder ausüben könnte. Diese offen formulierte „Ausladung“ wird von den Eltern der Kinder initiiert und ist

eine erste schmerzvolle Ausgrenzungserfahrung. Carlyn wird nicht mehr als „angemessene Spielgefährtin“ ihrer Freund_innen gesehen. Sie wird als „Türkin“ essentialisiert und aufgrund dessen als Bedrohung betrachtet. Genauer betrachtet handelt es sich hierbei um eine Variante des kulturellen Rassismus, der innerhalb Kritischer Migrationsforschung als „antimuslimischer Rassismus“ – auch „Islamophobie“ - bezeichnet wird (vgl. etwa Fekete 2008, 2009). In den letzten Jahren, so konstatiert etwa Yasemin Shooman (2012), lässt sich

„eine Ethnisierung der Kategorie ‚Muslim‘ nachweisen. Dies zeigt sich beispielsweise in der synonymen Verwendung der Bezeichnungen ‚Türke‘, ‚Araber‘, ‚Migrant‘ und ‚Muslim‘, wie sie im medialen, politischen und auch wissenschaftlichen Diskurs existiert. In zahlreichen Studien über Musliminnen und Muslime in Deutschland wird beispielsweise die soziale Integration der Befragten (mit und ohne deutsche Staatsangehörigkeit) unter anderem mit der Frage nach dem ‚Umfang der Kontakte zu Deutschen‘ gemessen.² Damit wird explizit ein Antagonismus zwischen dem Muslim-Sein und dem Deutsch-Sein postuliert.“ (Shooman 2012: o.S.)

In der dichotomen Konstruktion stehen sich die „westliche“ und „muslimische“ Kultur als statische und inkommensurable Entitäten gegenüber. Erstere wird „als emanzipativ, aufgeklärt, demokratieaffin und fortschrittlich beschrieben, während ‚der Islam‘ als rückständig, frauenfeindlich, unwandelbar, irrational und gewaltbereit gilt“. (Shooman 2012: o.S.)

Carlyn wird seit ihrer frühen Kindheit mit diesen Bildern konfrontiert. Immer wieder wird sie zudem ungefragt aufgefordert, Auskunft über ihre „Herkunft“ zu geben. Dabei geht es eigentlich um die Herkunft ihres Vaters – zu der sie bald lernen muss, Stellung zu beziehen. Trotz ihrer Verweise bleibt sie mit stereotypen Bildern konfrontiert, weil sie in eine Gesellschaft, die nur eindeutige Zugehörigkeiten denken kann, „nicht passt“. Paul Mecheril und Thomas Teo haben diese Subjektposition, die auch über tagtägliche Diskriminierungen hergestellt wird, bereits Anfang der 1990er-Jahre als „Andere Deutsche“ bezeichnet (vgl. Mecheril/Teo 1994). Für Carlyn ist dieses frühe Markiert- und Positioniertwerden nicht von ihrer nicht-normativen sexuellen Lebensweise zu trennen. Sie erscheinen ihr wie eine Abfolge:

*Carlyn: „bevor Leute wussten dass ich halt äh (.) homosexuell bin war dann immer die Frage ja (.) darfst du denn in Discos gehn (.) darfst du denn am Wochenende rausgehen (.) ähm (.) also so ganz ganz komisch also so (.) so ich frag mich woher diese die Leute immer so diese diese Bilder nehmen (.) dass das so ist dass man als äh (.) gerade als Mädchen oder Frau dann äh (.) unterdrückt wird tatsächlich in der Familie und (.) wo ja unsere Familienkonstellation überhaupt nicht **klassisch** war sondern ähm (.) die beiden warn ja auch noch getrennt @und@ hatten jeweils neue Partner (.) und (.) ich weiß auch nicht (3) wenn man zu uns nach Hause gekommen ist hat auch **nichts** äh an diese (.) dieses typisch orientalische Vorurteil erinnert ja so wie diese (.) ähm (.) diese Inszenierung wie das ja manchmal so ist dann wenn man in so türkische Kaf-feeläden oder so reingeht oder Teeläden (.) und so war das ja bei uns gar nicht und trotzdem immer diese Frage ne (.)am (.) ich glaub das hat mich sehr sehr (.) sehr geprägt (.)“*

Das frühe Konfrontiertwerden mit rassistischen Zuschreibungen hat Carlyn „sehr geprägt“. Es war die Studie des Literaturwissenschaftlers Edward Said (1978), die auf die Produktion des „Orient“ und des „Okkzidents“ hingewiesen hat. Bei dem in seinem berühmten und viel beachteten Werk als „Orientalismus“ bezeichneten Konzept handelt es sich um einen westlichen Diskurs, der ein System von Wissen über den Orient hervorbringt, der der Beherrschung desselben dient (vgl. Said 1978, auch Bidaseca 2010: 69ff.). Carlyn wird widerstrebend in diesen ahistorisierten Raum manövriert und erfährt am eigenen Körper die Bedeutung kultureller Essentialisierung und Homogenisierung. Was bedeutet es in jungen Jahren, mit Imaginationen über den „Orient“ assoziiert zu werden, die Bilder von „Tradition“, „patriarchaler Unterdrückung“ und „kultureller Rückständigkeit“ vermitteln und die dem „Fortschritt“ und der „Aufgeklärtheit“ der westlichen Welt gegenübergestellt werden? Die phantasmagorischen Bilder bleiben für Carlyn nicht äußerlich. Im Gegenteil, sie setzen sie in ein asymmetrisches Verhältnis zur „Moderne“ und sie muss sich dazu verhalten. Frantz Fanon erläutert, dass Aussagen wie etwa: „Ich kenne sie“ und „So sind sie“ zeigen, dass eine Maximum an Objektivierung der Beherrschten erreicht wurde (vgl. hierzu Bhabha 1994: 112ff.). Und selbst wenn Fanon und auch

Homi Bhabha dabei an die koloniale Situation denken, so lässt sich doch sagen, dass die Beharrlichkeit, mit der Mitglieder der Mehrheitsbevölkerung behaupten, dass sie wüssten, wie die Anderen seien, und die Rücksichtslosigkeit, mit der im Alltag Menschen aus dem Status „Bürger_in“ herauskatapultiert werden, zeigen, dass wir von einer Kontinuität dieser Diskurse ausgehen können (vgl. auch Castro Varela/Dhawan 2005). Doch was bedeutet dies für das Subjekt selbst?

Carlyn: „eine wichtige Rolle spielt was auch als positiv dann (.) wahrgenommen wird wenn man jemanden darauf anspricht (.) also wenn dann jemand den klassischen Herkunftsdialog mit mir führen möchte (.) ahm (.) so nach dem Motto (.) und wo kommst du her (.) hier aus C-Stadt (.) ja und wo bist du geboren (.) ja in C-Stadt (.) ja und wo sind deine Eltern (.) so also dieses Klassische ja wir tasten uns ran wir wolln jetzt endlich den (.) den Auslandsfaktor finden und wenn ich dann sag (.) ja mein Vater kommt aus der Türkei (.) das ist AHA (.) und wenn ich dann sag aber weißt du was das nervt mich total ich will mich da gar nicht drüber unterhalten dann sind die Leute entsetzt (.) also äh (.) weil es ist ja nur Interesse (.) am Gegenüber (.) also es ist ja nichts Negatives dass ich das auch (.) also dass ich nie auf die Idee kommen würde (.) ähnlich mich bei den Leuten zu verhalten und erst mal die komplette Familiengeschichte abzuklappern um äh (.) den Auslandsmoment da zu finden äh () das würde sehr befremdlich wirken würd ich jemanden fragen (.) wo kommst du her (.) aus A-Stadt (.) und wo bist du geboren (.) ja (.) in C-Stadt (.) und wo kommen deine Eltern her (.) also das ist ja etwas völlig Unnormales dass man (.) das man so einen Gesprächseinstieg findet (.) aber (.) ich glaube das ist einfach so (.) da hab ich mich schon fast dran gewöhnt (.)“

Wenn Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft die (vermeintlich) türkische Herkunft herausfinden und dies mit einem „AHA“ kommentieren, werden normativen Grenzen von „Wir“ und die „Anderen“ bestätigt und mithin Grenzsetzungen perpetuiert. Carlyn hat nicht das Gefühl, dass sie diesen Adressierungen ausweichen kann. Es bleibt ihr die Wahl zwischen einer problematischen Bestätigung oder einer verleugnenden Verweigerung. Letzteres kann dies für markierte Personen wie Carlyn auch bedeuten, Aggressionen zu erfahren, wird eine solche Strategie doch allzu oft als „Unhöflichkeit“ bewertet.

Markierte Subjekte erleben in der Öffentlichkeit nicht denselben Grad an Anonymität und Persönlichkeitsschutz wie unmarkierte Subjekte. People of Color, Schwarze Menschen und/oder muslimisch markierte Menschen in Deutschland werden häufig auch von unbekanntem Menschen spontan über persönliche Dinge ausgefragt. Es wird nach der Preisgabe von privaten, intimen Ausschnitten ihrer Biografien geradezu verlangt. Die Frage nach der Herkunft ist interessant und wird oft mit einer naturalisierten und verharmlosten Neu-Gier legitimiert. Für Carlyn bedeutet sie dagegen, dass ihre Anonymität - die auch ein Schutzraum sein kann - nicht sicher ist. Aber auch in der Runde von Freund_innen und Bekannten ist sie diesen dauernden Fragen nach der kulturellen Herkunft ausgesetzt. Es gibt anscheinend keinen wirklichen Ruhe- raum.

*Carlyn: „ja nervt mich aber (.) damit („Herkunfts“-frage) kann ich leben (.) nur so weil (.) äh würd ich sagen ich möcht überhaupt nicht dass es Thema ist dann (.) **hätt** ich keine Freunde denn äh (.) die allgemeinen Auffassungen und die Sozialisierung ist irgendwie anscheinend so“*

Carlyn geht strategisch mit der Permanenz rassistischer Infragestellungen um. Wenn sie thematisieren würde, dass sie diese Fragen nicht hören möchte, hätte sie, so ihre Einschätzung „keine Freunde“ mehr. Sie hat nicht die Hoffnung, dass sich dies ändern wird, und empfindet es „normal“ - eben Resultat einer normalisierten rassistischen Sozialisierung.

So wird sie immer wieder dazu aufgefordert, sich als „Migrantin“ und/oder „Muslimin“ zu inszenieren - beispielsweise als es um den Eintritt in die katholische Landjugend geht:

Carlyn: „katholischen Landjugend (...) das Begrüßungsritual dann als ich offiziell aufgenommen wurde halt so gestaltet dass ich äh (.) was über meine Kultur erzählen sollte und wir sollten uns dann son bisschen verkleiden und so landestypisches Essen mitbringen es waren auch andere Kinder (of Color) ja (.) mussten die dann alle hä (.) äh so sich selbst so bisschen (.) so bisschen Theater spielen und die meisten dieser Kinder hatten überhaupt nichts damit zu (...) und nicht das was man sich so vorgestellt hat (...) meine Mutter (hat)

mit mir (...) überlegt was wir so äh (.) was ich da so erzählen könnte über die Türkei weil ich habe keine Ahnung gehabt ich war zwar oft da mit meinem Vater aber (.) ähm (.) sone Verbindung dazu hatte ich nicht und dann äh (.) ja hab ich halt das so vorgestellt dann wurde applaudiert und ich hab dann meinen Mitgliedsausweis bekommen (.)“

Diese Passage offenbart die multiplen Ebenen und Dimensionen, in denen sich Rassismus niederschlagen kann - strukturell wie institutionell; direkt und indirekt etc. Auf der Mikroebene wird dabei das Zusammenspiel von Macht und Ohnmacht und Carlyns eingegrenzter Handlungsspielraum deutlich, der schließlich auch als Effekt rassistischer Zuschreibungen gelesen werden kann. Carlyns Anrufung als „Andere“, indem sie dazu aufgefordert wird, über „ihre Kultur“ zu sprechen, ist besonders verletzend, weil sie als Kind nicht in der Lage ist, ihre Gefühle adäquat zu artikulieren oder gar zu analysieren. Carlyn wird sich zwar in der Situation durchaus der Erwartungshaltung bewusst, sich als Fremde inszenieren zu müssen, kann sich dieser Forderung aber trotz Unbehagen nicht entziehen. Die Repräsentation als „Orientalin/Türkin“ wird zum Eintrittsticket in die Landjugend und kann als Metapher für Zugehörigkeitsrituale gelesen werden, die mit gleichzeitigem Ausschluss operieren. Das neu-gierige Befragen nach der „Kultur“ ist Teil von rassistischen „Markierungsritualen“. Von Carlyn wird gewissermaßen verlangt, dass sie die Situation der Nicht-Zugehörigkeit annimmt, um damit - nur scheinbar paradox - Einlass zu erhalten. Der Einlass ist damit von vornherein limitiert, während die Zuschreibung von Carlyn als schmerzlich und auch verwirrend erfahren wird.

Des Weiteren umreißt diese Passage ein Bild der Mutter-Tochter-Beziehung, das mittlerweile durch Spannungen gekennzeichnet ist. Innerhalb dieser Beziehung werden die unterschiedlichen Lebensrealitäten klar, die die Mutter als weiße, deutsche Frau und Carlyn als Tochter eines Vaters türkischer Herkunft erleben. Carlyns Mutter bestärkt ihre Tochter in der Inszenierung, obwohl sich Carlyn offenbar nicht zu der aufgetragenen Aufgabe in Beziehung setzen kann bzw. möchte. Die Mutter sucht gemeinsam mit der Tochter nach Mitteln, die ihre Performanz als „Orientalin“ zum Gelingen bringen, da ein Scheitern Ausschluss (konkret: kein Mitgliedsausweis) bedeuten könnte oder zumindest zu Irritationen bei der katholischen Landjugend führen würde. Carlyns Mutter entscheidet sich in dieser ambivalenten Situation dazu, die gewaltvolle Zuschreibung zuzulassen. Auch wenn sie womöglich dabei versucht, ihre Tochter zu schützen und ihr eine komplikationsfreie Zeit in der katholischen Landjugend zu sichern, schützt sie Carlyn in dem Moment nicht vor den rassistischen Zugriffen. Ihre Strategien unterstützen nicht die Entwicklung von Carlyns Selbstwertgefühl, sondern geben dem Diktat nach einer klaren Zugehörigkeit nach, welches die Tochter nie erfüllen kann.

Schließlich wirft die Passage auch einen Blick auf die Strategien der Regulation von Ein- und Ausschlüssen, die anhand körperlicher Merkmale und/oder kultureller Stereotype generiert werden. Wir haben es hier mit dem Phänomen eines differentialistischen Rassismus (auch Neorassismus oder kultureller Rassismus) zu tun. Hier wird „Kultur“ essentialisiert und funktioniert im Diskurs wie der Begriff der „Rasse“, der eine grundlegende Diskreditierung erlebt hat (vgl. etwa Hall 1989, Balibar/Wallerstein 1998).

Die Erfahrungen mit antimuslimischen Rassismus, Orientalismus und gewaltvoller Positionierung durchkreuzen später auch Carlyns Erfahrungen mit Heterosexismus und Homophobie.

Schule als Raum multipler Diskriminierungen

Am Beispiel von Carlyn lässt sich auch aufzeigen, wie institutioneller Rassismus und die Prävalenz von krudem Heterosexismus in der Schule erfahren wird. Ein Unterthema bildet hier der alltägliche antimuslimische Rassismus, den Carlyn in unterschiedlichen Situationen im Zusammenhang mit ihrem Lesbischsein begegnen muss. Der angeblich „patriarchale“, „orientalische“ Vater wird etwa von den mehrheitsdeutschen Lehrer_innen sogleich als homophob imaginiert.

Ein Diskurs, der sich als so wirkmächtig herausstellt, dass Carlyn sich nur schwer davon distanzieren kann.

Es ist sicher auch die Folge eines kulturellen Rassismus, dass Carlyn in den Augen ihrer Lehrer_inen in erster Linie durch ihre (vermeintliche) Migrationsgeschichte wahrgenommen wird. Obwohl Carlyns Lebensmittelpunkt eine westdeutsche Großstadt ist und sie in einem akademischen Haushalt aufwächst, wird Carlyn dies förmlich abgesprochen. Sie wird nicht nur in Situationen manövriert, in welchen sie ihre Herkunft erklären und rechtfertigen muss, die zugeschriebene Herkunft wird zudem mit sozialer Abwertung bedacht.

Carlyn: „in der Schule (.) äh war das halt immer eher bezogen auf meinen Migrationshintergrund (.) dass immer angenommen worden ist dass ich aus ner sozial sehr schwachen Familie komme (.) aus irgendwelchen Gründen (.) (...) aber ich hab mir zumindest eingebildet dass meine Noten (.) oder dass ih son bisschen danach benotet werde (...) der Deutschlehrer hat mir irgendwann mal gesagt (.) ja ich weiß ja (.) ähm (.) dass deine Eltern aus der Türkei kommen. (M)eine Eltern (kommen nicht) aus der Türkei, sondern nur mein Vater (.) und ich bin ja auch deutschsprachig aufgezogen (.) hab ja auch keinen Akzent oder sowas und musste ja auch nie (.) äh (.) Deutsch als Fremdsprache erlernen aber (.) allein dass er so was sagt (.) zeigt ja für mich dass das ne Bewusstheit bei ihm ist und er anscheinend (.) auch meine Arbeiten danach guckt und wenn ich dann Rechtschreibfehler mache (.) dann sagt er aha (.) die Türkin @(.)@ daran liegt wohl (.) und mir dann Nachhilfeunterricht oder so was empfiehlt (.) obwohl ich das nach meiner Einschätzung (.) nicht nötig gehabt hab (.)“

Die Lehrer_innen hemmen Carlyns Suche nach Identität und Selbstbestimmung, wecken aber auch ihren Widerstand. Sie lernt, Klischees, die seitens Institutionen an sie herangetragen werden, kritisch zu reflektieren und auch abzulehnen, wenn sie diese nicht für „richtig“ oder „passend“ erachtet. Trotzdem spürt Carlyn, dass sie nicht die gleichen Startbedingungen wie ihre deutsch gelesenen Mitschüler_innen hat. Deutlich nimmt sie wahr, dass ihre schulische Arbeit auf Mängel wie etwa Rechtschreib- und Grammatikfehler geradezu untersucht wird. Als „Migrant_in“ markiert zu werden, bedeutet immer auch, dass die Leistungen infrage gestellt werden (vgl. Castro Varela 2007).

In Sportübungen, die oftmals auch tradierte Geschlechterrollen und Klischees reproduzieren, werden die geschlechtlichen Körper binär kodiert und durch die geforderten folkloristischen Tänze ein exotisierender Kontext hergestellt. Carlyn verspürt hier ein großes Unbehagen:

*Carlyn: „(Mädchen) mussten andere Sportarten machen (.) als die Jungs (.) das heißt wir haben Tänze gemacht (.) so Jazzdance äh (.) afrikanische Volkstänze (.) äh (.) Gymnastik (.) äh Aerobic und son Kram (.) unser Schwerpunkt lag auf ganz andern (.) Sportarten (.) und äh (.) ich **hasse** Tanzen und äh irgendwie so (.) Jazz und diese äh Volkstänze fand ich auch ganz fürchterlich und die wollt ich auch nicht machen (.)“*

An dieser Stelle zeigt sich, wie heteronormative Forderungen sich mit Kulturalisierungen vermengen. Gender wird in Form von „Volkstänzen“ ethnisiert, während „den Jungs“ das erspart bleibt und mithin eine zweigeschlechtliche Ordnung gefestigt wird. Im Erleben Carlyns vermischt sich hier die Zuschreibung zum Feld „Folklore“ und „Traditionen“ - die sie aus den rassistischen Zuschreibungen gut kennt - mit denen einer eindeutigen Genderzuweisung - weiblich gleich Tanzen (nicht Fußball). Carlyn geht in eine klare Abwehrhaltung. Sie „*hasst Tanzen*“ und „*diese Volkstänze*“ findet sie auch „*ganz fürchterlich*“.

Bereits während ihrer Schulzeit hat Carlyn ihre erste lesbische Beziehung, die allerdings jäh beendet wird, als Carlyn von einer Mitschülerin geoutet und von ihrer Klasse daraufhin gemobbt wird.

Carlyn: „da war auch nie so vordergründig das Problem dass äh (.) dass mein @Vater@ aus der Türkei kommt (.) sondern tatsächlich (.) äh dass ich so die Lesbe (.) Lesbe war von der man Abstand nehmen muss (.) das hat dann soweit geführt dass ich auf keine einzige Klassenfahrt mehr mitgefahren bin (.) ich hab mich immer krankschreiben lassen (.)“

Heterosexismus und Homophobie werden nun zum vordergründigen Thema, schieben sich quasi vor die Erfahrungen mit antimuslimischen Praxen und kulturalisierenden Zuschreibungen.

Carlyn versucht, dem Mobbing zu entgehen, indem sich innerlich und auch äußerlich zurückzieht. Dies führt zu einer rapiden Verschlechterung ihrer schulischen Leistungen und wird schließlich auch von den Lehrkräften thematisiert. Die Ursache dafür wird allerdings in der „Herkunftskultur“ des leiblichen Vaters gesucht, sodass der eigentliche Grund für den Klassenkonflikt, nämlich Heterosexismus, nicht angesprochen wird. Der akute Heterosexismus zwischen den Mitschüler_innen wird tabuisiert und das Mobbing nicht angemessen adressiert. Stattdessen bietet die „andere Herkunft“ des Vaters den Lehrer_innen einen Ausweg, das Mobbing und den Heterosexismus der Schüler_innen unthematisiert zu lassen. Mobbing und Bullying ist in der Schule für Schüler_innen mit nicht-normativem Begehren durchaus eine traurige Realität. In einigen Ländern (etwa England und USA) wird darauf mittlerweile auf Regierungsebene reagiert. Die vorliegende quantitative Studie konnte zudem zeigen, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen den Ausgrenzungen durch Mitschüler_innen und der Einstellung des Lehrpersonals zur lesbischen/bisexuellen Lebensweise gibt. Hier ist dies besonders interessant, da die anscheinende Unfähigkeit der Lehrer_innen, mit der gewaltvollen heterosexistischen Situation umzugehen, im Falle Carlyns auf den „muslimischen“ Vater projiziert wird. Leidtragende ist die Schüler_in Carlyn, die gewissermaßen eine doppelte Viktimisierung erfährt:

Carlyn: „(ich) bin immer weniger zur Schule gekommen (.) es ist natürlich irgendwann dann auch aufgefallen (.) den Lehrern (.) die das dann äh (.) wenn- also die überhaupt nicht nachgefragt haben woran das vielleicht liegt sondern das dann irgendwie auf meinen Background geschoben haben (.) (...) in Gesprächen ging es dann immer eher darum (.) hast du ein Problem mit zu Hause (.) wie läuft das denn da so und (...) erzähl uns doch mal was von deinem Vater (.)“

Die Ursache für Carlyns Unbehagen wird mit der Folie des „Kulturkampfes“ (Samuel Huntington) und des „patriarchalen Vaters“ adressiert, obwohl dies von Carlyn nicht erwähnt wird. Die erlebten Marginalisierungen finden in Carlyns Leben verstärkt durch Autoritätspersonen - hier das Lehrpersonal - statt. Es lässt sich beobachten, dass Carlyn gleichzeitig in einen doppelten Prozess des *Othering* (vgl. Said 1978) - als „Lesbe“ und „Migrantin“ und dem beginnenden Coming-out involviert ist. In so jungen Jahren keine leichte Situation. Die fehlende Anerkennung, die Missachtung und Beschämung erzeugt eine Sprachlosigkeit, die allerdings nicht mit Hilflosigkeit gleichgesetzt werden sollte.

Carlyns biografische Erzählung ist ein gutes Beispiel für die in Bildungseinrichtungen tagtäglich stattfindenden sozialen Ausschlüsse. Mobbing wird eher befördert, denn verhindert. Carlyn fühlt sich folgerichtig in den Schulräumen und von ihren Lehrer_innen nicht geschützt. Als begabte Schülerin hatte sie bis dahin ein katholisches, angesehenes Gymnasium besucht und im dortigen Orchester die Violine gespielt. Nun muss sie ohne Abschluss in der 10. Klasse vom Gymnasium abgehen. Carlyns Schulabbruch steht in einem direkten Zusammenhang mit dem erlebten Mobbing. Die Schule wird zu einem Ort der Angst.

„Junge Lesben und Schwule wählen deshalb sehr genau, wem sie sich wann offenbaren. Meist erfolgt das Coming-out erst nach einer unter Umständen Jahre dauernden Phase sorgfältigen sozialen Screenings, in der sie versuchen herauszufinden, welche Reaktionen zu erwarten sind.“
(Hark 2002: 54)

Rassismus und Heterosexismus, auch dies ist keine neue Erkenntnis, beeinflussen die Leistungsfähigkeit und Motivation der betroffenen Subjekte (vgl. auch Kapitel Forschungsstand).

Tagtäglichen werden an deutschen Schulen, Schüler_innen daran gehindert, ihre Potenziale zu entwickeln, weil die Schule sich nicht als diskriminierungsfreier Raum erweist (vgl. etwa Gogolin/Radtke 2002).

*Carlyn: „diese Schulzeit die ich da hinter mir hab (.) äh danach fragt aber keiner (.) das ist eigentlich meine meine **eigentliche Leistung** finde ich (.) da dass ich das irgendwie überstanden hab (.) und ähm (.) das irgendwie positiv gedeutet hab (.) und mich da auch durchgekämpft hab (.) und (.) da meinen Weg gefunden habe (.) und das ist so (.) das was jetzt meine persönliche Coming-out Geschichte ausmacht (.) das ist jetzt nicht irgendeinen Kulturkampf mit meinem Vater (.) aber es wird einfach angenommen dass der existieren würde.“*

Heute wertet Carlyn diese Zeit als gewaltvoll und ist in der Lage zu sehen, welche Ressourcen sie aufbringen musste, um die Zuschreibungen und Beschämungen zu „überstehen“ - „danach fragt aber keiner“. Dieser letzte Satz dokumentiert die Dethematisierung von alltäglicher Gewalt an den Schulen, zu der es mittlerweile einige gute Studien und Dokumentationen gibt (etwa Bittner 2012).

„Lesbische Türkin“? Ambivalente Positionen

Das doppelte Feld der „Anderen“ zu besetzen ist eine ambivalente Angelegenheit, die von Carlyn viel Energie abverlangt. Wie ist eine Frage nach ihrer „Kultur“ zu bewerten? Ist eine ausgesprochene Anerkennung immer eine wohlgemeinte Anerkennung oder handelt es sich um Exotisierung? Nicht selten wird sie zudem ungewollt zur Expertin der „anderen Kultur“ erklärt und wird besonders beachtet, weil eine „lesbische Türkin“ – so wird sie gelesen – der Mehrheitsbevölkerung als „Unmöglichkeit“ erscheint.

*Carlyn: „(.) auf jeden Fall stößt es auf gesondertes Interesse (.) wenn ich das sage (.) ja (.) also natürlich nicht bei jedem (.) aber bei vielen Leuten ist das **schon** so (.) also wie ich dann schon gesagt hab das einfach dann dann- auch son so (.) ja das find ich total toll dass du dazu stehst **trotzdem** (.) ohne dass sie jemals gefragt hätten ähm (.) ob es bei mir überhaupt jemals so gewesen ist dass ich da n Kampf gehabt hätte (.) kulturell bedingt also was auch immer (.) das ist ja ganz großartig (.) und das sollten mehrere Mädchen machen und äh kennst du das Buch äh (.) die fremde Braut äh (.) was hältst du davon (.) wo ich ja o::ch (.) lass mich doch einfach in Ruhe sowas ist dann (.) ja das ist (.) ich glaube es geht dabei weniger um **mich** sondern um das einfache persönliche Kopfkino und dass (.) das viele Leute denken ähm (3) es bräuchte jetzt mal endlich jemanden äh (.) der (.) der **sagt** wie die Situation hier ist für die türkischen äh Migranten und Migrantinnen in Deutschland und wer ist dafür besser geeignet als jemand der ein Buch gelesen hat (.)“*

Carlyn wird als „Ausnahme“ und „Informantin“ wahrgenommen. Sie kann Auskunft über die „Anderen“ geben, weil sie für die Mehrheitsbevölkerung aus einer authentischen Position heraus spricht und zudem, wie Carlyn zynisch anmerkt, „ein Buch gelesen hat“. Carlyn gilt vielen als „lesbische Vorzeigetürkin“, welche sich - im Gegensatz zu den restlichen türkischen Migrant_innen - von deren patriarchalen Mustern befreien konnte. Ihre sogenannte Community, von der sich Carlyn immer wieder distanziert, wird nicht nur als homogene Gruppe dargestellt, sondern eine Distanzierung von dieser als persönlicher Erfolg gewertet und „bewundert“. Carlyn reflektiert kritisch diese ihr zugewiesene Rolle, die mit Kompliz_innenschaft mit der Dominanzkultur (Rommelspacher 1995) einhergeht. Insbesondere im Berufsalltag und innerhalb ihres sozialpolitischen Engagements ist das nicht immer ein einfaches Unterfangen.

*Carlyn: „dadurch dass viele Freundschaften auch dann verkoppelt sind mit diesen äh (.) mit meiner äh (.) mit meinem sozialpolitischem Engagement ist das halt einfach so dass (.) dass ich dann häufiger mal die Rolle innehab (.) und dass dann gerne gesagt wird ja wir ham ja auch jemanden mit Migrationshintergrund und das ist ja immer (.) etwas (.) was sehr gut nach außen wirkt (.) also hab ich manchmal diese Position (.) also die äh (.) die VorzeigemigrantIn (.) die so die Quote hebt (.) weil es sonst ja nicht so oft (.) offenbar vorkommt also (.) grade sowas (.) jetzt den türkischen Migrationshintergrund angeht ist das hier in C-Stadt (.) gibt es so den eine oder andere aber (.) nicht **so** viele und das ist dann immer **gut** wenn man so jemand in den eigenen Reihen hat (.) das wird dann auch gerne mal instrumentalisiert (.)“*

Sie ist sich bewusst, dass ihr sozialpolitisches Engagement „vermarktbar“ ist. Die „lesbische Türkin“ lässt sich gut „instrumentalisieren“. Carlyn wägt ihr Mitgehen immer wieder strategisch ab, denn sie weiß, dass wenn sie den Ausschluss bzw. den Einschluss im Zeichen der „Vorzeigetürkin“ thematisiert, läuft sie unweigerlich Gefahr, Freundschaften zu verlieren. Sie erkennt die Ambivalenzen. Doch auch die Rolle als „Vorzeigefrau“ schützt sie nicht davor, weitere Diskriminierungserfahrungen zu machen.

*Carlyn: „und die trotzdem ganz massiv mit irgendwelchen Vorurteilen und Diskriminierung (.) äh konfrontiert sind (.) und da eigentlich auch überhaupt nicht raus können also immer (.) ja in diesem Zwiespalt sind (.) also entweder gegen zu reden (.) ähm dann aber irgendwie dann n Teil auch zu verleugnen der j- der mich auch ausmacht (.) nämlich mein äh (.) mein Vater und sein (.) sein Migrationshintergrund (.) ähm (.) oder mich so zu positionieren und irgendwas n zu sagen ja ja ich bin (.) ich bin halb Türkin (.) ja ich hab ne doppelte Staatsbürgerschaft (.) äh (.) und dann was zu sagen was (.) was sich eigentlich gar nicht so anfühlt (.) also immer in diesem Konflikt zu sein (.) und das dann noch im **gesteigerten** Maße äh (.) weil weil ich dann noch dazu weiblich bin und noch dazu homosexuell (.) also das ist keine Kombination die ganz viele Leute überhaupt nicht (.) verkraften können hab ich das Gefühl (.) das ist ganz äh (.) ich weiß nicht (.) und das nicht nur im negativen Sinne sondern auch im positiven Sinne also dann (.) werd ich dann zu soner (.) so zu der Kämpferin (.) der Vorreiterin so stilisiert es gibt ja so wenig Frauen die äh (.) die offen äh dann zu ihrer Sexualität stehen und aus nem **türkischen** Kontext kommen und äh (.) das wird dann als ganz besondere Leistung irgendwie anerkannt (.)“*

Carlyn hat die kulturellen Zuschreibungen, die mit gesellschaftlichen Abwertungen einhergehen, zu einem Teil verinnerlicht. Sie wird orientalisiert und gilt in doppelter Weise als Abweichung vom „Normalen“. Die Abweichung, die „viele nicht verkraften können“, kann jedoch durchaus auch „kapitalisiert“ werden. Es handelt sich um ein ambivalentes und risikoreiches symbolisches Kapital. Carlyn darf in der Rolle, die ihr zugewiesen wird – „emanzipierte Türkin“ –, sprechen, doch das Skript ist, wie gesehen, vorgegeben und ihre Stimme bedarf der Autorisierung.

Carlyn beschreibt, wie sie aufgrund verschiedener Zugehörigkeiten, insofern diese wahrgenommen werden, in ihrem Kontext für Irritation sorgt. Einerseits erfährt sie dadurch einen Zuwachs an Handlungsmacht. Andererseits zehrt dies an ihren Kräften, zumal wenn sie sich aus der zugewiesenen Opferrolle „arme, unterdrückte, lesbische Migrantin“ herauslösen und Raum für ihre eigene Geschichte schaffen möchte. Sie zeigt sich widerständig, was die an sie herangetragenen Stereotype betrifft, und wehrt diese vehement ab. Allerdings nimmt ihr Widerstand ambivalente Formen an, da es ihr nicht immer gelingen kann, sich von den Zuschreibungen abzugrenzen. Carlyn hadert mit ihrer türkischen Migrationsgeschichte, bezeichnet sich als „Halbtürkin“ und verweist stets auf ihren Vater, wenn es darum geht, zu verstehen, warum sie als „fremd“ gelesen wird. Auch die Mutter vermittelt der Tochter, dass sie aufgrund ihres Erscheinungsbildes und des Vaters nicht wirklich zur Mehrheitsgesellschaft gehört. Negative Zuschreibungen und Delokalisierungen üben eine starke Wirkung auf Carlyns identitäre Suche, ihr Handeln und ihre Selbstsicherheit aus. Sie ist gewissermaßen gezwungen „über sich nachzudenken“.

*Carlyn: „also doch ich weiß warum ich ihm das nicht gesagt hab (.) nämlich weil ich selber so viele @Vorurteile@ hatte dass äh (.) dass ich gedacht hab äh (.) der kann das überhaupt niemals akzeptieren und für den ist das ganz schrecklich und äh (.) der kommt ja aus der Türkei und da ist man ja so werteverbunden und traditionell obwohl ich selber weiß dass das nicht so ist bei ihm (.) also ich kenn ihn ja (.) ich weiß ja auch wie ich aufgewachsen bin und dass das keine Rolle gespielt hat (.) (...) Er ist alles (.) er spricht nur nicht diesem typischen Bild äh (.) was (.) was andere Leute mir auch entgegen gebracht haben wie so ein Mann der (.) einen türkischen Migrationshintergrund hat zu **sein** hat (.) also son bisschen (.) hm (.) Patriarch und (.) irgendwie traditionell und muslimisch und- sind alles so Sachen die (.) ich eigentlich noch nie mit ihm verbunden hab von denen ich aber Angst hatte dass die dann irgendwie durchbrechen würden (.)“*

Carlyn hat sich jahrelang nicht bei ihrem Vater geoutet, weil sie vermutete, er würde ihre „Homosexualität“ aufgrund seiner „Kultur“ nicht akzeptieren. Sie hatte Angst, dass er sie ver-

stoßen würde, weil er womöglich doch dem Klischee eines „türkischen Mannes“ entsprechen würde. Die Ängste erweisen sich jedoch als unbegründet: Schließlich ist es der Vater, der auf ihr Coming-out wirklich positiv reagiert. Der Vater ahnte, dass sie lesbisch ist, und war trotz seiner Vermutungen zurückhaltend und wartete, bis seine Tochter auf ihn zukam. Die ständige Wiederholung orientalistischer Bilder sind von Carlyn teilweise internalisiert worden. Sie ist verunsichert. Gleichzeitig wird der Vater auf die Position des „Ausnahmetürken“ verschoben. Carlyns Narrativ verdeutlicht zum einen, wie wirkmächtig rassistische Denkmuster sind und wie Projektionen gesamtgesellschaftlicher Probleme auf die „Anderen“ verlagert und dekontextualisiert werden können. Es zeigt aber auch, dass Diskriminierungsdynamiken sehr komplex sind und unterschiedliche Diskriminierungsformen manches Mal in der Retrospektive in klare zeitliche Sequenzen zerteilt werden, um diese begreifbar zu machen. Für Carlyn folgt auf die rassistische Zuschreibung die Ablehnung als Lesbe, obschon gerade ihr Coming-out durchgezogen ist von einer Vermengung von Heterosexismus, Sexismus und Rassismus. Was ihr zuge-
traut wird oder nicht? Was „normal“ ist oder nicht? Das sind Fragen, die Carlyns Leben bestimmen. Carlyn wird in multipler Weise diskriminiert und reagiert darauf mit einem Zuwachs von Handlungsmacht und Verunsicherung.

2.1.2 Harun - Trans*Realitäten: Raumverknappung und Gewalt

Harun, Jahrgang 1982, Student

Harun ist in einer. Ein besonderes Augenmerk liegt auf der Veränderung in der Wahrnehmung von Rassismus mit fortschreitender Kleinstadt und später auf einem Dorf in der DDR aufgewachsen. Er definiert sich als „Trans*Mann“ und „nicht-weiß“. Schon als Kind empfindet er das geschlechterstereotype Auftreten seiner Mitschüler_innen als verwirrend und kann sich weder mit Jungen noch mit Mädchen identifizieren. Mit dem Übergang zur Pubertät wird die Forderung, dass Harun sich gemäß einer weiblichen, heteronormativen Rolle verhalten soll, durch das allgemeine Umfeld, aber besonders von seinen Eltern, laut. Diesem Druck versucht er sich zu entziehen, indem er immer wieder die Parameter seiner Genderperformance neu aushandelt. Als Teenager wird er durch eine Fernsehsendung auf lesbische Lebensweisen aufmerksam. Diese Bezeichnung übernimmt er für sich, da er zu diesem Zeitpunkt davon ausgeht, dass er „weiblich“ ist und Frauen begehrt. Die Überwindung der Sprachlosigkeit in Bezug auf die eigene sexuelle Orientierung und die Genderidentität nimmt einen großen Anteil in der Lebensgeschichte Haruns ein. Dies kommt im Selbstfindungsprozess, der sich von Lesbisch- über Queer- zu Trans*Sein zieht, zur Geltung. Harun erlebt im Laufe seines Lebens wiederholt abweisende Reaktionen bei seinem mehrfachen Coming-out vor den Eltern. Die vielfältigen Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen, die er im Laufe seines Lebens macht, führen dazu, dass sich Harun in nur wenigen ausgewählten Zusammenhängen bewegt und darauf achtet, dass die Orte sicher für ihn sind. Er berichtet von seinen Erlebnissen mit antilesbischer und transphober Gewalt, gewaltvollen Strukturen in der Herkunftsfamilie, struktureller und institutioneller Gewalt als Folge des Transsexuellengesetzes und Rassismus. Die Erfahrungen beschreibt er als verwobenTransition.

Zwar waren Trans*Menschen maßgeblich an den Bewegungen, die zur Entkriminalisierung von Homosexualität in vielen Ländern führten, beteiligt, doch werden sie im Kontext der Heteronormativitätskritik kaum wahrgenommen. Ihre Stimmen sind in der Historisierung der sozialen Bewegungen für die Möglichkeit nicht-normativer sexueller und Genderpraxen fast vollkommen gelöscht worden.

Gewalt in der Kindheit - Gender-Nonkonformität

Haruns erste Vermutung, dass er in Bezug auf sein Begehren von der heterosexuellen Mehrheit abweicht, manifestiert sich im Alter von elf oder zwölf Jahren. Auf einem Kindergeburtstag lernt er ein Mädchen kennen, das er total „geil“ findet. Für Harun ist dies ein einschneidendes Erlebnis. Zu dieser Zeit hat er allerdings noch keinen Begriff für sein Begehren. Eine partielle Sprachlosigkeit, die ihn lange begleiten wird.

Der Druck, eine bestimmte und klare Genderidentität zu leben, wird für Jugendliche, die dieser Vorstellung nicht entsprechen können und/oder wollen, besonders ab dem Zeitpunkt der Pubertät als große Belastung empfunden. Nicht selten üben Eltern Druck auf Jugendliche aus und

versuchen diese in die erwartete Genderrolle zu lenken bzw. zu drängen. Dies nicht zuletzt deswegen, weil die Nicht-Konformität der eigenen Kinder auch sie mit sozialem Ausschluss bedroht. Harun erlebt dies als eine große Belastung.

Harun: „(...) oder auch bei Klamotten war das immer so, dass wenn ich mit meiner Ma:m einkaufen gegangen bin, die halt immer mich halt dahingehend beraten hat, doch äh irgendwie enge Hosen zu nehmen die halt äh, hier den Arsch betonen und so Sachen halt ne oder (.) jetzt nimm doch mal was mit nem größeren Ausschnitt @(.).@ du bist ja auch n Mädchen und so (.) äh und da musste man dann immer Kompromisse finden zwischen (.) also bis hierhin kann ich mitgehn aber die Grenze weiter, einen größeren Ausschnitt kann ich dir überhaupt, also geht gar nicht.“

Bei Harun löst der Druck, sich einer weiblichen Genderrolle anpassen zu sollen, bereits früh starken Widerstand aus, der zum Teil über Jahre hinweg zu Konfrontationen mit den Eltern, aber auch Mitschüler_innen und Lehrer_innen führt. Seine Strategie lautet „Kompromisse zu finden“. Dies allerdings bedeutet, sich immer wieder einschränken zu müssen. Vor seinen Eltern hat er mehre Male ein Coming-out, doch diese zeigen kaum Verständnis für ihn und Ignorieren das Outing.

Im Gegensatz zu Cisjugendlichen müssen Trans*Jugendliche beständig über ihre Genderperformanz nachdenken und abwägen.

Die Interviewpartner_innen, deren Begehren bereits in jungen Jahren von heteronormativen Gesetzmäßigkeiten abweicht, erfahren früh durch ihr Umfeld, dass ihre Lebensweisen, sexuellen Praxen und Genderperformanzen nicht akzeptabel sind. Dieses Wissen wird den Kindern und Teenagern unterschiedlich vermittelt. Zum einen kann dies in Form von physischer oder psychischer Gewalt durch Erwachsene oder der Peer Group stattfinden, aber auch auf subtilere Weise wie z.B. durch das komplette Ignorieren von LSBTIQ-Lebensweisen. Dies wird direkt oder in der Retrospektiven von den betroffenen Person als Angriff auf ihre eigene Integrität verstanden und wirkt sich entscheiden auf ihr Gefühl von Sicherheit aus. Besonders im Klassenverbund oder ähnlichen Settings können durch Outingpraxen stabile Mobbingverhältnisse entstehen, denen die Betroffenen oft jahrelang ausgeliefert sind. Das Schweigen der Betroffenen resultiert hier unter anderem aus Scham, Angst vor weiterer Zückweisung oder auch aufgrund einer Internalisierung der „homophoben und transphoben Imaginationen“. Hinzu kommen etwa Rassismuserfahrungen bei LSBTIQ of Color oder Klassismus bei LSBTIQ aus proletarischen Familien, die das Erleben zusätzlich stark beeinflussen. Auch in den Fällen, in denen kein Coming-out stattfindet und die Person ihr Begehren mehr oder weniger „erfolgreich“ verheimlicht, sind die gewaltvollen Einflüsse auf die Entwicklung eines positiven Selbstbildes und einer selbstbestimmten Sexualität deutlich. Die Betroffenen leben lange mit der Vorstellung, dass sie etwas Verbotenes tun oder zumindest ihr Begehren nicht wirklich „normal“ sei.

Für Harun sind es allerdings nicht nur sein Begehren und seine Genderperformanz, die ihn in eine sozial verletzliche Situation positionieren. Als Person of Color, der in einer kleinstädtischen Umgebung aufwächst, erlebt er zusätzlich konstante soziale Ausschlüsse bzw. gerät in bedrohliche Situationen. People of Color in kleinstädtischen Strukturen sind häufig vereinzelt und haben damit als rassistisch Markierte nur wenig Möglichkeiten, ihre Rassismuserfahrungen zu verarbeiten oder sich „anonym“ in der Öffentlichkeit zu bewegen. Sie sind bekannt. Und selten sind die Namen, mit denen sie angerufen werden, positiv konnotiert. Die Ironie hier ist, dass Harun auf der Suche nach einem „Namen“ für sein Erleben und Empfinden ist – einem Namen, der ihn gewissermaßen verortet –, während die Außenwelt ihn mit Namen belegt, die ihn ausgrenzen und stigmatisieren. Es ist so, wie Leslie Feinberg schreibt:

„Wir haben uns diese Wörter nicht ausgesucht. Sie passen nicht zu jeder_n von uns. Es ist schwierig eine Unterdrückung zu bekämpfen ohne einen Namen, der mit Stolz konnotiert ist, eine Sprache, die uns ehrt.“ (Feinberg 2006: 206; Übersetzung MCV)

Harun: „Ich bin da nicht draußen rumgelaufen also, mein Tagesablauf war eher so, früh aufstehn in die Schule fahrn in die andere Stadt und wenn ich nach Hause gekommen bin war ich auch nur zu Hause //Y:hmm// also ich bin da nicht rumgelaufen mh von den Nachbarn hatte ich glaub ich auch son Freakstatus. (...) und, ich bin da nicht rumgelaufen und die ganzen, na ja im Sommer baden gehn aber das warn halt auch, also die Dorfjugend da mit denen konnt ich mich überhaupt nicht anfreunden die hatten auch so ne ä sone gewisse Aggressivität die ich nicht- mit der kann ich nicht umgehn“

Immer wieder berichten auch die anderen Interviewpartner_innen von starken räumlichen Einschränkungen. Das Bewusstsein, „anders zu sein“, ein „Freak“ zu sein, bedeutet viele Dinge, die für andere „normal“ sind, einfach nicht zu tun - etwa im Sommer öffentlich zu baden. Für Harun ist dies besonders gravierend. So wiederholt er kaum zufällig, dass er „da nicht rumgelaufen“ ist. Während die vermeintliche „Aggressivität“ der „Dorfjugend“ die Ängste verdeutlicht, mit der er sich in dieser Zeit konfrontiert sieht. Als „Freak“ wahrgenommen zu werden, bedeutet immer auch die Möglichkeit, Zielscheibe von Spott, Beschämung und/oder körperlichen Übergriffen zu werden. Harun reagiert darauf in seiner Jugend mit Rückzug und routinierten Tagesabläufen.

Coming-out - eine komplexe Angelegenheit

Für Harun gestaltet sich das Coming-out verständlicherweise komplexer und komplizierter als für cisgendered weiße lesbische junge Frauen. Coming-out und das spätere Trans*Coming-out werden überlagert von einem Kampf um Zugehörigkeit in einer rassistisch geprägten Gesellschaft. Die Überwindung der Sprachlosigkeit in Bezug auf die eigene sexuelle Orientierung nimmt in seiner Kindheit und Jugend dabei einen großen Teil seines Alltags in Anspruch. Wobei die Antworten, die er übergangsweise in lesbisch-feministischen Zusammenhängen findet, einen Teil seiner Identität, wie er später feststellt, unbeachtet lassen.

Harun: „also ich mein Lesbischsein war schon irgendwie so was wo (wir) (.) was halt kein kein wa- was kein Begriff war, und was irgendwie nicht (.) als op- Lebensoption irgendwie (.) vorgelebt wurde oder irgendwie sichtbar war von andern, und äh die Idee, davon dass es so was wie Trans geben könnte (.) die hab ich erst viel später bekommen (.) äh (.) so für mich stand damals eben erst mal fest so okay ich steh auf Frauen also ich werd als Frau, ich bin ne Frau und deswegen, bin zwar mit dem Begriff **nie**: klar gekommen @oh Gott@ ah okay ich war für alle ne Frau und damals hab ich auch gedacht ich bin eine und äh ich steh auf Frauen deswegen ist meine (.) meine Lösung oder mein äh, wo ich reinpasse meine Schublade ist halt Lesbisch, konnt ich mich nie so richtig mit anfreunden aber (.) was anderes gab's nicht (.) als Möglichkeit“

Schon für sein „Lesbischsein“ gab es in den Kontexten, in denen Harun aufwächst, „kein(en) Begriff“. Als er schließlich merkt, dass „Lesbischsein“ für ihn nicht wirklich stimmig ist, gerät die gefundene Antwort erneut ins Wanken. Mit der gefundenen „Schublade“ - lesbisch - kann er sich nicht wirklich „anfreunden“ und bleibt „auf der Suche“. Sein näheres Umfeld ist in dieser Zeit kaum eine Hilfe.

Die passende Selbstbezeichnung findet Harun schließlich durch Recherchen außerhalb von lesbischen Zusammenhängen in Seminaren an der Universität, Veranstaltungen und persönlichen Gesprächen mit gender-queeren Menschen. Universitätsräume, aber auch aktivistische queere, feministische, lesbische und Trans*Zusammenhänge bieten vielen Queers erste Zugänge zu Wissensarchiven, die ihnen die Möglichkeit der „Verortung“ bieten. Im Mainstream finden sie sich dagegen kaum wieder. Eine Identifikation ist kaum möglich. Ein Blick etwa in Filmproduktionen der Popkultur verdeutlicht, dass nach wie vor Wirklichkeiten wie die Haruns kaum thematisiert werden und wenn, dann häufig in problematischer Art und Weise.

Haruns Erkenntnis, dass er ein Trans*Mann ist, steht am Ende einer Kette von Hinterfragungen, für die es weder in der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft noch in lesbischen Zusammenhängen angemessene Worte und Räume zu geben scheint.

Harun: „mein innerer (.) mein inneres p p Beschäftigen damit oder wie auch immer, hatte dann (.) ä::hm das war so mit zwölf dreizehn (.) und es gab ne ne erste so ne Art von Beziehung mit ner Freundin also wird irgendwie nach außen hin bestimmt so was wie beste Freundinnen gewesen oder so was aber eigentlich war das **mehr** und aber auch da das Problem (.) da war das Problem nicht drüber reden und kein (3) s so nach außen hin alle sind heterosexuell du bist es irgendwie nicht, du merkst es, du willst eigentlich mehr aber du kannst es nicht machen weil du kannst nicht darüber reden, du kannst dich nicht artikulieren und die andere Person macht das aber auch nicht also hat man auch keinen Hinweis dass mans machen **könnte** //Y:hmhm// und dann ist es so total krasses an den Grenzen irgendwie bis äh zu spielen und zu probieren aber irgendwie doch nicht zu trauen rüberzugehen um zu gucken, passt es jetzt oder passt es nicht also mag di und das Erleben von ‚Grenzen‘, die nicht überschritten werden e mich genauso wie ich, wie ich sie (.) ganz schön schwierig,“

Zur erlebten „Sprachlosigkeit“ gesellt sich ein Erleben von „Grenzen“, die nicht überschritten werden dürfen. Das Gefühl, keine Worte zu finden für das, was er empfindet: „weil du kannst nicht darüber reden, du kannst dich nicht artikulieren“ und ein Begehren, welches beängstigend wirkt, weil die Erfüllung des Begehrens als Transgression wahrgenommen wird, wird von Harun in der Retrospektive als „ganz schön schwierig“ beschrieben.

Während diese beiden Beschreibungen bereits die normative Gewalt aufzeigen, der sich nicht-heterosexuell begehrende Jugendliche und Trans* gegenübersehen, weist die nächste Passage auf die Tatsache hin, dass nicht nur die gefühlte Verletzlichkeit und sprachliche Unsicherheiten das Dasein prägen, sondern dass die gefühlte Bedrohung durchaus auch in Form körperlicher Gewalt Realität werden kann.

Harun: „so eine Situation die hatte ich mit Sf, als ich mit der zusammen war auf der D-Brücke da sind wir auch Hand in Hand gelaufen und da kamen halt von hinten zwei Typen und der eine macht im Vorbeigehen irgendwie schon so ja die Scheißlesben und dann na ja das kennt man ja dann geht man weiter und dann fühlt man sich halt @n paar Stunden scheiße oder länger@ und dann is=es aber auch wieder gut aber der ist halt nun nicht einfach weiter gegangen der is=n paar Meter vor uns gelaufen und dann hat der sich auf einmal umgedreht ist halt auf uns zu und hat uns wieder angefeindet äh und dann hat der irgendwann angefangen uns auf=n Rücken zu hauen und das war so also ich war total überfordert mit der Situation so was ist mir noch nie passiert und Sf auch und währenddessen hat der halt weiter irgendwie gepöbelt (3) und es hat n paar Sekunden gedauert bis wir gecheckt haben, ey der haut uns jetzt ja dann ham wir angefangen zu schreiben und zusagen so ey das war am helllichten Tage das war **nicht** nachts und das war auch gegenüber von von ner Tramhaltestelle wo auch Leute standen und es hat **niemand** was gemacht so erst als wir irgendwie lauter wurden und irgendwie auch vehementer in unserm Wehren ist er dann abgezogen mit seinem andern Freund aber (4) ich weiß nicht, also ich glaube es ist nach wie vor alles möglich von p-äh Anfeindungen körperliche Gewalt alles ist alles möglich“

Konfrontationen im öffentlichen Raum haben tatsächlich alle sechs Interviewpartner_innen in unterschiedlichem Ausmaß erlebt. Die verschiedenen Erlebnisse reichen von Beleidigung bis zum tätlichen Übergriff. Besonders verbale Übergriffe geschehen mit einer hohen Frequenz. Abwertende lesbenfeindliche und/oder transfeindliche Sprüche werden oftmals im Vorbeigehen ohne weitere Interaktion geraunt oder gar laut zugerufen. Viele erleben Gewalt und Diskriminierung im öffentlichen Raum so häufig, dass sich die Toleranzgrenze bezüglich empfundener Diskriminierung deutlich nach oben verschiebt. Harun beschreibt in dieser Passage sehr detailliert eine Gewalterfahrung, die ihn in seinen eigenen Worten „überfordert“ hat. Erst im Verlauf des Angriffes realisieren er und seine Freundin, dass sie gerade geschlagen werden, und verstärken daraufhin ihre Abwehr. Von diesem Moment an ist Harun klar, dass die gefühlte Bedrohung nicht imaginär ist. Die Bedrohung ist real: „ich glaube es ist nach wie vor alles möglich“. Für Harun bekommt der Vorfall am „helllichten Tage“ auch dadurch eine größere Bedeutung, weil ihm bewusst wird, dass die umstehenden Personen ihnen keine Hilfe leisten. Zwei Dinge sind hier besonders hervorzuheben: Erstens wird die vorausgehende verbale Gewalt kommentiert mit „Scheißlesben (...) na ja das kennt man ja dann geht man weiter und dann fühlt man sich halt n paar Stunden scheiße oder länger und dann is es aber auch wieder gut“. Dies verdeutlicht, dass Diskriminierungen im öffentlichen Raum zwar registriert, aber ertragen und nicht weiter kommentiert werden. Viele Trans*Personen - wie auch lesbische und bisexuell lebende Menschen – nehmen grobe Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen

als „normale Alltagserfahrung“ wahr. Zweitens wird die Bedrohung erst im Nachhinein realisiert: „*es hat n paar Sekunden gedauert bis wir gecheckt haben, ey der haut uns jetzt*“. Am helllichten Tage eine solche Gewalterfahrung zu machen, erscheint erst einmal unreal und die eigenen Verteidigungsstrategien scheinen ausgehebelt. Diese spezifische Form von körperlicher Gewalt ist im Gegensatz zu öffentlichen Beschämungen neu für Harun.

Aufklärung bitte! – Ignoranz als Zumutung

Immer wieder in seinem Leben erfährt Harun, dass sein Trans*Sein als Anlass für Ausschluss dient und im Allgemeinen auf Unverständnis stößt.

Harun: „nem in=nem Gespräch oder halt in so=ner institutionalisierten Situation wie eben Behörden oder so ist es halt indirekt und direkt passiert halt nur auf der Straße irgend wie irgendjemand brüllt dich an entweder als Scheißlesbe oder Was bist du denn nicht Fisch nicht Fleisch oder irgendwie so was ja das passiert nur wenn die Leute wirklich so null eigentlich Kontakt zu dir haben.“

In „institutionalisierten Situationen wie eben Behörden oder so“ kommen Harun zufolge, eher „indirekt(e)“ Diskriminierungen vor. Anders ist es dagegen auf der Straße, dort gehören verbale Angriffe zur Alltagserfahrung. Aussprüche wie: „*Was bist du denn nicht Fisch nicht Fleisch oder irgendwie so was ja*“ sind Übergriffe, die Harun kennt und die er sich damit erklärt, dass die Leute „keinen Kontakt“ zu ihm haben und seine Realität mithin ignorieren. Einerseits wird hier der Mythos bedient, dass Informationen und Kontakt mit den „Anderen“ Gewalt und Diskriminierung reduzieren. Eine These, die auch durch die Ergebnisse der vorliegenden quantitativen Studie infragegestellt wird - schließlich berichten die meisten Studienteilnehmer_innen von Diskriminierungen in der Schule, wo „Kontakt“ nicht wirklich das Problem darstellt. Andererseits verdeutlicht die Passage aber auch, dass ein Effekt von *Otherring* eine erzwungene Distanzierung von der Mehrheit bedeutet. Schließlich könnten wir auch sagen, dass es nicht der mangelnde „Kontakt“ ist, der zur Diskriminierung führt, sondern dass Diskriminierung auch mit Distanzschaffung einhergeht. Des Weiteren wird diskriminierten Gruppen von der Mehrheit gemeinhin die Rolle zugewiesen, über ihre Situation aufklären zu müssen und damit auch im Umkehrschluss letztlich für die Ignoranz der Mehrheit quasi verantwortlich zu sein. Die meisten Mitglieder marginalisierter Gruppen nehmen diese Rolle an – auch weil sie nicht selten mit einer vermeintlichen Anerkennung einhergeht.

Da er sich drüber bewusst ist, dass das Überschreiten normativer Geschlechtergrenzen nicht akzeptiert wird, wählt Harun zu Beginn seiner äußeren Transition sehr genau die Orte aus, an denen er sich als „Harun“ präsentiert.

„Die **Transition** betrifft in individueller Form verschiedene Aspekte des Ausdrucks und der interaktiven Herstellung von Geschlecht, wie z.B. Vorname, Pronomen, Anrede, Kleidung, Frisur, offizielle Änderung der Personaldokumente, körperliche Veränderungen mittels Hormonbehandlung, Operationen, Epilation u.a.“ (Franzen/Sauer 2010: 95).

Die Transition hat für viele Trans*Personen keinen genauen Anfang und findet auch kein klares Ende. Für Harun ist es eine *Zeit der ersten Schritte*: Die Umwelt wird über den neuen Namen und das neue Pronomen informiert, während Harun gleichzeitig in den meisten Situationen weiterhin als weiblich gelesen wird. Dies erfordert von ihm ein *punktgenaues Coming-out*, welches vor allem dem Selbstschutz dient. Denn eine Situation, in der eine Person das Gegenüber nicht eindeutig in eines der beiden vorgegebenen Geschlechter einordnen kann, birgt immer die potenzielle Gefahr, Opfer von Diskriminierung zu werden. Diskriminierungserfahrungen reichen dabei vom Zwang, sich erklären und rechtfertigen zu müssen, über den Zwang, den Ausführungen aus einer cisgendered und heteronormativen Position über Trans* ausgesetzt zu sein, bis hin zu körperlichen Übergriffen und das Erleben bedrohlicher Situationen. Auch „(i)nternationale Studien belegen, dass Trans*Personen in allen Bereichen des täglichen

Lebens (...) massiven Diskriminierungen ausgesetzt sind.“ (Franzen/Sauer 2010: 5) Für Trans*Personen bedeutet das (vermeintliche) Unwissen und potenzielle Gewalttätigkeit der Mehrheit, dass sie beständig „auf der Hut sein müssen“ und sich trotzdem immer bereit zeigen müssen, das Selbstverständliche zu erklären, weil es eben nicht als selbstverständlich erachtet wird. Harun beschreibt sich folgerichtig als „Aufklärer der Welt“.

*Harun: „das hab ich am Anfang ganz ganz viel gemacht immer bei Null angefangen hab ganz, allen Leuten irgendwie total äh (.) Ambiguitätstoleranz entgegengebracht ja, und so von wegen ja (.) ich erklär's euch ist ja okay, ihr könnt das ja nicht wissen und so //Y:hmhm// aber das macht einen müde, macht ein **unglaublich** müde, **immer wieder** (.) der Aufklärer der Welt zu sein und **immer wieder** Verständnis für die **Unwissenheit** und für die **Intoleranz** anderer zu haben das ist eigentlich äh (.) eigentlich n Wahnsinn was von **ganz** vielen Leuten ver- ähm erwartet wird, aber auch was die sich selber aufbürden dieses (.) eben die könn=s ja nicht wissen und man **muss** ja Verständnis für Unwissenheit haben und so, nee muss man nicht“*

Die vermeintliche Unwissenheit der Mehrheit und die Erklärungserwartung bedeuten für Harun einen ungeheuren Energieverschleiß, sodass er die Einsicht, dass er nicht verantwortlich ist für die Ignoranz der Mehrheitsbevölkerung, selbst als einen wichtigen Entwicklungsschritt wertet: „muss man nicht“. Es ist dies eine bekannte Trope auch innerhalb konservativer Erklärungen zur Permanenz rassistischer Übergriffe: Die diskriminierenden Personen werden häufig entschuldigt, in denen ihnen mangelndes Wissen attestiert wird: „Sie wussten es nicht besser!“ Umfragen zu „Homosexualität“ zeigen dagegen, dass zwar immer mehr Menschen „Homosexuelle“ kennen, die Diskriminierungen aber nicht wesentlich abgenommen haben – eher im Gegenteil. Im Falle von rassistischen Übergriffen scheint die „Ignoranzklärung“ in Anbetracht einer globalisierten Welt und der Medienpräsenz von People of Color - zumindest in den nicht-europäischen Produktionen (etwa Hollywoodfilmen) - kaum plausibel. Für diskriminierte Gruppen wirkt sie eher im Sinne eines „blaming the victim“, bei dem die Opfer von Diskriminierung für die erfahrene Diskriminierung verantwortlich zeichnen. Harun erkennt dies und wehrt die Forderung aufzuklären auch deswegen ab.

Ordnung muss sein: Ämter und Behörden

Die Möglichkeit, Dienst-, Sozial- und Gesundheitsleistungen diskriminierungsfrei zu nutzen, ist für Harun in der Zeit seiner Transition stark eingeschränkt. Dies liegt zum einen daran, dass die Ausweisdokumente, mit denen er ausgestattet ist, nicht ohne Weiteres an seine Identität angeglichen werden können, zum anderen, weil Menschen in Schlüsselpositionen sich weigern, auf einer wenn auch nur informellen Ebene den selbst gewählten Namen und das selbst gewählte Pronomen in der allgemeinen Kommunikation zu verwenden. Dies schafft einen Teufelskreis, dem Harun zu entfliehen versucht, indem er den Kontakt mit Institutionen auf ein Minimum zu begrenzen sucht.

*Harun: „ich hab da einen angerufen und dann wurde ich natürlich gleich begrüßt mit, ja Hallo Frau Bla bla bla, und ich so, ja ich würde gern Dieses und Je, also ich hätte gerne diese Gutschrift für XY (.) und man merkt, man merkt immer gleich, das ist ne unglaubliche Skepsis ja, so man äh muss, man ist gleich wieder in der Rechtfertigungsposition weil, also, sofort als ich gesagt habe, nee nee **Herr** und so kippte die Stimmung, also (das) merkt man immer sofort weil die hätte niemals so viele, also die hat nicht nur gefragt nach meiner Kundennummer //Y:hm// also die konnt ich ihr ja geben und sozusagen eigentlich meine Identität bestätigen, und sie hat aber trotzdem das Gefühl gehabt ich betrüge sie in irgend=ner Art und Weise und hat dann gefragt nach Geburtsdatum nach Kontonummer und so Sachen ja //Y:hmhm// wollte halt immer mehr Beweise sozusagen, dass ich dieser Mensch bin der jetzt auch anruft und ich konnte ihr auch alles liefern und ich wurde aber immer (.) angepisster und sie auch weil sie ihre Skepsis wurde **immer größer** eigentlich je mehr, Beweise ich ihr geliefert habe dass **ich** //Y:hmhm// das bin, äh und dann ganz zum Schluss hat sie halt tatsächlich gesagt ja wolln sie mich jetzt auf n **Arm** nehmen oder was so (.) ich so **NEE**: und ich wollte mich aber auch nicht outen ja, ich wollte halt nicht sagen ja äh sorry ich bin übrigens, und in der Normalsprache in Normalwelt funktioniert ja nur der Begriff transsexuell so, und das hab ich dann aber gemacht also weil ich mir auch nicht mehr anders helfen konnte //Y:hmhm// und dann war sie völlig fertig, also sie war, und @(.).@ hat auch im Endeffekt obwohl ich ihr alles gegeben hab und mich ihr völlig geöffnet habe (.) hat sie trotzdem nicht das gemacht, also sie hat dann gesagt, ja ja sie machts (.) hat aufgelegt aber hat n- also der Vorgang ist **nie** passiert //Y:hmhm// also sie hats definitiv **nicht** ge-*

macht (3) und eigentlich müsste dann so was folgen wie , ich beschwer mich irgendwo ruf , da noch mal an aber, nach so=ner Situation ist man so fertig, man macht das einfach nicht“

Harun verdeutlicht hier, wie im seinen Alltag auch scheinbar „kleine Vorgänge“ – wie etwa eine Verbuchung einer Gutschrift - zum großen „Problem“ werden, weil das Gegenüber, konfrontiert mit der Trans*Realität, aus der Fassung gerät und fortan die Kommunikation durch Aggression bestimmt wird. Harun passt nicht in die Vorstellung und wird damit in das Feld des „potenziell Kriminellen“ verschoben. Die Angestellte wird, nach Haruns Beschreibung, „skeptisch“. Sie traut der Aussage und damit Harun nicht mehr. Harun verzichtet auf eine Beschwerde, denn nach so einer „*Situation ist man so fertig, man macht das einfach nicht*“.

Die Unmöglichkeit, mit einem selbst gewählten Namen und dem männlichen Pronomen ohne entsprechende Ausweisdokumente zu leben, veranlasst Harun dazu, eine richterliche Vornamensänderung zu erwirken. Doch der Prozess ist geprägt vom Zwang zur (Selbst-)Pathologisierung und erneut einer als gewaltvoll erlebten Genderkonformität. Um die erforderlichen Gutachten für die Namensänderung zu erhalten, muss Harun eine Reihe von Gesprächen und Untersuchungen mit Psycholog_innen, Ärzt_innen und Richter_innen durchführen. In all diesen Gesprächen kann Harun jedoch nicht über seine eigenen Vorstellungen von Gender sprechen oder seine inneren Beweggründe für die Namensänderung als Grund angeben, sondern muss auf das für ihn nicht erstrebenswerte Ziel hinarbeiten: nach der internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme - ICD-10 - als „transsexuell“ diagnostiziert zu werden.

Mit dem ICD-10 werden **Störungen der Geschlechtsidentität** als eine „Persönlichkeits- und Verhaltensstörung“ (Abschnitt F6) klassifiziert.

Siehe: http://www.transx.at/Pub/Patho_ICD_DSM.php

Diese Zeit ist für Harun geprägt von großem Stress und enormer psychischer Belastung. Harun berichtet davon, dass er in dieser Zeit fast ausschließlich mit den juristischen Verfahren beschäftigt ist und ihm keine Zeit und Energie für andere Dinge – etwa politische Arbeit – bleibt.

*Harun: „In dem Moment als ich mich entschieden hab den rechtlichen Weg zu gehen //Y:hmm// hab ich das andere aufgehört also hab ich aufgehört in der Szene zu organisieren und so (.) weil einf- also **ich** hab die Energieressourcen dafür nicht (3) weil dieses Begutachtungsverfahren und äh also diese ganzen (3) die ganze Prozedur die die kostet eigentlich so viel Energie weil du halt mh dich ner Umwelt aussetzt die nicht gut für dich ist () du musst dich in ein krasses Korsett von von Normen pressen um da überhaupt durchzukommen“*

Er sieht sich, nach eigenen Worten einer „*Umwelt ausgesetzt, die nicht gut für ihn ist*“. Interessant ist hier, dass die rechtlich vorgegebenen Wege, die Trans*Personen ermöglichen sollen, ein „normales Leben“ zu führen, von Harun abverlangen, sich in „*ein krasses Korsett von (...) Normen (zu) pressen*“. Ordnung muss sein.

Während des Verfahrens werden Gutachten, Briefwechsel und ähnliches unter der Verwendung des falschen Pronomens und Namens geführt. Hinzu kommt, dass Harun als Trans*of Color viele Situationen in einem trans*diskriminierendem Setting auch als rassistisch wahrnimmt, so drehen sich Gespräche, die im Rahmen seiner Vornamensänderung geführt werden, plötzlich um seine vermeintlich nicht-deutsche Herkunft. Dies gibt Harun das Gefühl, dass nicht nur sein Trans*Sein auf der Waagschale für einen positiven Bescheid liegt, sondern auch sein Nicht-Weißsein. Anlaufstellen, die ihm von weißen Queers und Trans*Personen als Tipp für *safer spaces* empfohlen werden, sind nicht selten Orte, an denen er wieder einmal rassistische Erfahrungen macht. Die wahrgenommene *Raumverknappung* in einer Zeit enormen Stresses, verstärkt das Gefühl der Isolierung und Ohnmacht.

Harun: „das Doofe an diesem PC (engl. political correct: politisch korrektem) Rassismus (.) wie ich ihn jetzt mal nenne (.) das ist ja nicht direkt ausgesprochen du merkst es ja immer nur dass die Leute komisch sind (.) dir bestimmte Sachen verweigern die dir eigentlich zustehen und man müs- (.) man hat das Gefühl man muss an bestimmten Stellen (.) härter kämpfen oder (.) ähm die Regeln sozusagen die die spielen , noch besser spielen als **die** sie spielen damit **du** das bekommst was du willst (.) das ist alles so , unbewusst ist halt nun nicht , man kann halt nicht sagen ich wurde (3) äh rassistisch irgendwie @fertig gemacht oder so@ (3) das is halt auch das Schwierige daran dass man das nicht so explizit benennen kann was grade passiert mit dir (6) und (.) manchmal (.) zum Beispiel wie der Richter , ich kann es nicht mehr genau sagen aber , manchmal merkt man=s einfach nur an der Art und Weise in welcher Reihenfolge fragen gestellt werden (.) oder auf welche Art Fragen gestellt werden wo man merkt (.) ich gehöre jetzt nicht zu (.) deiner Gruppe dazu (.) ich werde als was Externes wahrgenommen extern heißt als Migrant so“

Männlichkeit, Trans*Männlichkeit, rassifizierte Männlichkeit

Bereits Franzen und Sauer stellen fest, dass zwar einige

*„internationale, insbesondere US-amerikanische, Studien“ darauf hinweisen, „dass Trans*People of Color besonders stark von Diskriminierung und Gewalt betroffen sind“. Dies ist aber für Deutschland noch nicht untersucht worden. Es sind zwar genügend Fälle von Diskriminierung und Gewalt gegen Trans* of Color bekannt, aber bisher gibt es „(z)um Zusammenwirken von Rassismus und Transphobie (...) in Deutschland bislang keine Daten.“ (Franzen/Sauer 2010: 67)*

Dass Deutschsein und Weißsein in der Vorstellungswelt der Mehrheit notwendigerweise miteinander verknüpft sind, spüren deutsche People of Color insbesondere dann, wenn ihnen ihr Deutschsein abgesprochen wird. Exklusion und Diskriminierung aufgrund der zugeschriebenen Herkunft sind für viele Alltag und obwohl diskriminierenden Situationen immer ein unberechenbares Element inhärent ist, sind Abläufe und Formen der Diskriminierung zumindest teilweise bekannt und werden von People of Color geradezu routinemäßig begegnet. Diese zur Vermeidung und Verarbeitung bezeichneten Strategien variieren natürlich von Person zu Person und sind ebenso situationsabhängig. Jede Person verfügt jedoch über ein gewisses Repertoire von Widerstandsstrategien, die im Alltag eine große Wirksamkeit entfalten. So werden rassistische Übergriffe mit der Zeit schneller als solche wahrgenommen, wie auch Handlungsmöglichkeiten für unterschiedliche Situationen spontan bereitstehen.

Da Muster der Rassifizierung und rassistische Praxen in einem direkten Zusammenhang mit der Kategorie „Geschlecht“ stehen, sind Trans* of Color, wenn sie entsprechend ihrer angestrebten Genderidentität gelesen werden, mit für sie neuen Formen der rassistischen Diskriminierung konfrontiert. Ablehnungen und Exklusionen kommen für Trans* of Color in der Anfangszeit oft in einer für sie überraschenden Form, sodass ihre Handlungsstrategien häufig nicht mehr funktionieren, was wiederum eine Zunahme der sozialen Verletzlichkeit bedeutet.

Rassistische Praxen zielen darauf ab, Menschen zu entwerten, und es ist nicht immer einfach, in Situationen, in denen Demütigung das Ziel ist, die eigene Würde zu schützen. Harun wird mit einer für ihn neuen Form von Aggressivität ihm gegenüber konfrontiert. Diese ist Konsequenz rassistischer Bilder, die (vermeintlich) „muslimische Männlichkeiten“ ein Übermaß an Aggressivität unterstellen und entsprechend auf diese reagieren (vgl. hierzu etwa Spindler 2006). Vor diesem Hintergrund lässt sich Haruns Einschätzung verstehen, dass bei Trans*Männlichkeiten of Color Männlichkeitsprivilegien nicht in demselben Ausmaß wie bei weißen Trans*Männern vorhanden sind (vgl. hier auch Connell 2006). Obgleich aggressives und dominantes Gebaren als Erwartungshaltung auch an weiße Männer gerichtet wird, so liegt ein entscheidender Unterschied darin, dass bei weißen Männlichkeiten dies nicht als Teil ihrer „Kultur“ gelesen wird. Und zum anderen wird diesen auch eine größere Bandbreite an Verhaltensweisen zugestanden. Die heteronormative Gesellschaft erwartet, dass sich „Männer“ aggressiver verhalten als „Frauen“. Dieses Dominanzverhalten wird häufig erst dann als „unangenehm“ erfahren, sobald, wie Halberstam erläutert, die „Männlichkeit“ den weißen Mittelschichtskörper verlässt

(Halberstam 1998: 2). Die (hetero)sexistische Vorstellung, die „Männlichkeit“ mit einem normalisierten, unsichtbaren Dominanzverhalten gleichsetzt, wird von vielen Trans*Menschen klar zurückgewiesen. Doch selbst wenn weiße Trans*Männer Dominanzverhalten zurückweisen, profitieren sie *volens nolens* von den Privilegien, die sich aus dem Verortetsein im Feld weißer Männlichkeit ergeben. Diese Privilegien bleiben Trans*Männern of Color versperrt. R.W. Connell spricht in diesen Zusammenhang sehr treffend von „hegemonialer Männlichkeit“:

„'Hegemoniale Männlichkeit' ist kein starrer, über Zeit und Raum unveränderlicher Charakter. Es ist vielmehr jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann.“ (Connell 2006: 97)

Die Imaginierung von Männern of Color als besonders aggressiv hat nicht Respekt und Anerkennung zur Folge, vielmehr bilden sie Teil eines Ausgrenzungsmusters, welches in Konsequenz auch zu Kriminalisierung derselben führt.

Harun: „es gibt vielleicht noch mal nen Unterschied dass eben Frauen und Männer in der Öffentlichkeit in der in der weißen Öffentlichkeit anders behandelt werden , weil der der nicht weiße Mann ist ja der böse Unterdrücker //Y:hm// der böse Proll und der böse (.) ä Sexist und der böse weiß ich nicht , und die Frau ist vielleicht so die Arme (.) die in der Opferposition und deswegen n ist man eben netter zu der oder so , keine Ahnung 'pff' gibt bestimmt noch 1000 andere Theorien , die da passen würden oder nicht passen würden //Y:hmhm// aber im Moment bin ich für alle Leute da draußen der kleine Türkenjunge der kleine böse @(.)@ @und so werd ich auch behandelt@ °was irgendwie nicht cool ist° (3) weswegen ich mir sehr genau raussuche nach wie vor **wo** ich mich bewege in welchen Räumen äh (.) ja und mir vorher schon Gedanken mache wenn ich da und da hingeh was äh **könnte** denn auf mich zukommen für ne Situation (.) die unangenehm ist oder so“

Die gesellschaftliche Geringschätzung und Kriminalisierung von als muslimisch gelesene Männlichkeiten, bedeuten geringere Teilhabechancen im Vergleich zu weißen Männlichkeiten. Harun wird als „Türkenjunge“ gelesen und das findet er „irgendwie nicht cool“. Er muss sich erneut genau überlegen, welche Orte er aufsucht und welche er besser meidet.

In der Auseinandersetzung mit seiner Trans*Männlichkeit muss Harun bald feststellen, dass sich seine Position von der weißer Trans*Männern deutlich unterscheidet. Männlichkeitsprivilegien sind immer auch rassifiziert. Harun vermutet, dass er im Kontext vom antimuslimischen Rassismus als „bildungsferner und sozialschwacher, sexistischer Jugendlicher“ eingeordnet wird. Diese Form von Rassismus unterscheidet sich im Empfinden Haruns deutlich von den Rassismen, die ihm vorher begegneten. Vor allem aber funktionieren seine Vermeidungs- und Deeskalationsstrategien nicht mehr, sodass er neue Formen des Selbstschutzes erlernen muss.

Harun: „(.) das was bei einigen halt passiert dieser (.) dieser (.) an- äh dieser Aufstieg von wegen also (.) weiße Frau weißer Mann (.) ne in der Hierarchie , das können schon einige andere Transleute sagen dass das tatsächlich passiert aber (.) ich kann das nicht sagen (.) ich hab nicht das Gefühl dass in irgend ner Art und Weise in irgend ner Hierarchiestufe höher (.) gestiegen bin oder das Gefühl es wird irgendwie besser oder was auch immer ich hab nicht , also es ist irgendwie (.) nee @(.)@ kann ich nicht (.) kann ich nicht mitreden (4) oder ich kann dann halt sagen , nee bei mir ist es nicht so ich hab übrigens das Gefühl ich rutsch sogar noch ne Stufe niedriger (.) in , wie Leute mit mir umgehen.“

Harun hat mit Verlust von Genderuneindeutigkeit gar das Gefühl, dass er sozial gesehen auf „noch ne Stufe niedriger“ gelandet ist. Dies hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass Rassismus gegen männliche Personen nicht selten physisch ausgetragen wird.

Einen lebensbedrohenden Moment erlebt Harun, als er mit Freund_innen zum Camping fährt. Hier erduldet er aufgrund seines Trans*Seins und als Person of Color, der als „Türkenjunge“ gelesen wird, massive Einschränkungen, obgleich es letztendlich nicht zu der befürchteten Konfrontation kommt.

Harun: „ich glaub ich würd schon auch sagen dass mein Bewegungsradius irgendwie so ein bisschen eingeschränkt ist oder dass ich mir vorher überlege wo ich hingehle letztes, vor zwei Jahren war ich zum Beispiel campen mit äh Sf und meiner jetzigen Freundin und da war auch so=n so=n Campingplatz wo irgendwie klar war hier sind hauptsächlich Weiße ja aber zusätzlich warn auch noch Nazis auf dem Campingplatz und da wurde mir dann gleich ganz anders also weil ich weiß worum=s den geht //Y:hmhm// und da hab ich mich dann nicht mehr getraut irgendwie irgendwie alleine rumzulaufen so Sachen zum Beispiel das schränkt schon ein und wenn du dann noch dazwischen bist also damals war ich noch ganz arg dazwischen und bin halt noch auf die äh Frauenumkleidung Frauendusche und Frauen- äh Badezeugs gegangen weil um Gottes Willen auf diesem Campingplatz dann auch noch aufs Männerklo gehen, also ich mein das wär mein Wunsch gewesen aber dann wär ich gestorben glaub ich wenn dann so=n Nazi noch auftaucht wäre dann bin halt lieber in der Gruppe mit meinen zwei Freunden bin ich dann äh auf das Mädchenklo gegangen auch wenn die Anfeindungen äh bezogen auf Geschlecht dann die hab ich eher in Kauf genommen als das andere sozusagen das war mir schon bewusst //Y:hmhm// (4) immer=n krasses Abwägen so was was kann ich jetzt aushalten was will ich jetzt aushalten, nicht so einfach.“

Harun entscheidet sich in dieser für ihn bedrohlichen Situation für eine Vermeidungsstrategie: Er vermeidet es, den „Nazis“ in den Sanitärräumen zu begegnen. Doch die Wahl der „Frauentoilette“ umgeht nicht das Diskriminierungspotenzial, sondern mindert vielmehr nur die befürchtete Gewalterfahrung. Es geht für ihn in solchen Situationen immer um ein „krasses Abwägen“, bei dem er sich fragt „was kann ich jetzt aushalten, was will ich jetzt aushalten“. Auf der Frauentoilette wird er wegen seiner Genderuneindeutigkeit angefeindet und der Ort ist auch kein rassismusfreier Ort – wie er erkennen muss. Harun hat in dieser Situation keine Möglichkeit, einer Diskriminierung wirklich zu entkommen. Das Diskriminierungs- und Gewaltpotenzial in einer selbst gewählten Freizeitsituation, verdeutlicht nicht nur die Gefahr der Isolation und der Einschränkung des Bewegungsradius von der besonders Trans* of Color betroffen sind, sondern auch die enormen Stresssituationen, denen Harun immer wieder ausgesetzt ist. Durch das Ineinandergreifen von Cissexismus, Heterosexismus und Rassismus erleben Trans* of Color nur in sehr wenigen Räumen ein wirkliches Sicherheitsgefühl, dass für weiße heterosexuelle Cismenschen selbstverständlich ist und für viele weiße lesbische Frauen in LBQ-Strukturen häufig zu finden ist.³³

Harun formuliert präzise das Dilemma, welches der Anspruch und auch Wunsch nach Sichtbarkeit mit sich bringt. Bedeutet dies doch auch, dass die eigene Unversehrtheit in Gefahr gerät.

Harun: „ich hab kein Bock auf der Straße zu verschwinden also ich möchte sichtbar **sein**, auch wenns schwer ist und auch wenn man eigentlich tagtäglich Anfeindungen kriegt sei es Blicke sei irgendwelche Scheißsprüche oder bis hin zu körperlicher Gewalt.“

Diese Passage zeigt aber auch erneut, wie viel Energie Harun aufbringen muss, um nicht „zu verschwinden“. Diskriminierung und Gewalt ist immer auch der Versuch der „Auslöschung“ - der Vertreibung aus dem Bereich der Lesbaren.

Wie queer ist queer? Zur „Offenheit“ lesbischer Räume

Außerhalb von Großstädten ist es schwer, an Informationen zu gleichgeschlechtlicher Lebensweise oder Trans*Fragestellungen zu kommen. Und bedauerlicherweise gibt es im schulischen und medialen Alltag nach wie vor kaum einen Hinweis auf die Existenz von Trans*Personen. In vielen lesbisch-schwulen Zusammenhängen ist Trans* zwar ein Begriff, doch die wichtigen Unterschiede und Gemeinsamkeiten und besonders die Bewegungsnähe sind oftmals nicht klar. Die meisten Trans*Personen und Suchenden sind bei der Wissensbeschaffung zum Thema auf sich selbst gestellt. Eine Ausnahme bildet die relativ kleine Gruppe, die Zugang zu spezifischen akademischen und/oder politischen Räumen hat. Hier findet eine Auseinandersetzung mit den Themen „Gender“ und „Sexualität“ über die Universität und/oder das Engagement etwa in queeren Organisationen statt.³⁴ Auch für Harun eröffnen sich nach seinem Umzug in

³³ Natürlich greifen hier auch andere Diskriminierungsformen – etwa Klassismus oder Ableism.

³⁴ Es ist an dieser Stelle wichtig anzumerken, dass alle interviewten Akademiker_innen und/oder Mittelschichtsangehörige sind.

die Großstadt neue Welten. Er nimmt bald an queeren Treffen teil und besucht lesbische und queere Orte und Veranstaltungen. Harun hat einen Bezug zur lesbischen Szene, in der er nach eigenen Worten politisiert worden ist. Die queer-lesbische Szene bildet für Harun nach wie vor einen wichtigen Bezugspunkt. Die Betonung legt Harun hier auf „queer“, da dort nicht nur Sexualität und Weiblichkeit im Vordergrund stehen, sondern es auch darum geht, die Idee der Zweigeschlechtlichkeit zu hinterfragen.

Insbesondere in lesbischen Zusammenhängen erlebt Harun während seiner Transition, dass Orte, die er vormals als geschützt wahrgenommen hat, dies nun nicht mehr sind. Cissexismus und Transphobie machen sie zu unwirtlichen Orten, denn Ausschluss ist immer potenziell möglich. Die erste „politische Heimat“ transformiert sich mit seiner Transition in einem „unheimlichen Ort“ im Freudschen Sinne.

Gleichwohl sind auch „nur-queere“ Orte für Harun keineswegs immer geschützte Räume. Zum einen kommt es hier zu unterschiedlichen Diskriminierungen, die etwa rassistisch motiviert sind, und zum anderen erweist sich die Bezeichnung „queer“ häufig als Worthülse, denn nicht selten sind Trans*Personen hier keine Selbstverständlichkeit - ihr einfaches Dasein, ihre besonderen Bedürfnisse und Erfahrungen bleiben nicht selten erklärungsbedürftig.

Hindernisse im Zugang zu öffentlichen Gütern und Dienstleistungen

Harun beschreibt einprägsam, wie die Inanspruchnahme einfacher Dienstleistungen zu traumatischen Erfahrungen werden können, wenn das präsentierte Geschlecht nicht den normativen Erwartungen der Außenwelt entspricht. Die Situationen mit Dienstleistern am Telefon sind besonders problematisch und mit einem Gefühl der Ohnmacht verbunden. Harun beschreibt die Abhängigkeit vom „guten Willen“ der Kommunikationspartner_innen, die ihm seine Transition am Telefon schlicht glauben müssen. Harun ist geradezu umringt von Ignoranz und muss um seine Sichtbarkeit als Trans*Mensch permanent ringen.

Harun: „am Telefon ist es irgendwie total, ist es irgendwie noch schlimmer weil wenn deine Stimme nicht tief ist, hast du eigentlich gleich verloren, da hatte ich auch einige Situationen wo wo ich auch angekackt wurde von der von der Frau so von wegen, wolln sie mich auf den Arm nehmen oder, he wolln sie mich verarschen oder auf n, wolln sie mich auf n Arm nehmen (3) Das war auch echt hart, so mit Callcentern ist's irgendwie ganz schwierig“

In vielen Geschäftsabläufen ist die Angabe des Merkmals „Geschlecht“ notwendig. Diese Praxis macht es Menschen, die nicht in dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht leben, die Abwicklung von Geschäftsvorgängen zum Spießrutenlauf. Dass Geschlecht nicht immer ein unverrückbares, stabiles Merkmal einer Person ist, ist in Deutschland nicht allgemein anerkannt, obschon die Möglichkeit, auch im Rahmen offizieller Personenüberprüfung auf starre und binäre Geschlechtskategorien zu verzichten, juristisch durchaus möglich wäre. Hier sind die Entwicklungen in Ländern wie Argentinien, Indien oder Australien bemerkenswert, wo zumindest daran gearbeitet wird, der Fluidität von Gender auf einer formal-juristischen Ebene zu begegnen und die Hürden für die Umtragung von Geschlecht in Ausweispapieren herabzusetzen. Neben den Ausprägungen männlich und weiblich wird beispielsweise in Indien auf Ausweispapieren eine weitere, dritte zugelassen. Die hiesige Praxis des sogenannten Alltags-tests, in dem Trans*Personen zur Erlangung des erwünschten Namens/Personenstandes in der angestrebten Geschlechterrolle leben müssen, unabhängig davon, ob es ihr eigener Wunsch ist, die binären Kategorien zu leben, setzt Menschen unnötigen Gefährdungen und psychischen Belastungen aus (vgl. etwa Whittle et al 2008).

Harun: „das ist nicht so einfach in Deutschland, musste für jeden Scheiß brauch man nen Ausweis und wird dann dementsprechend auch angeredet, du bist ja bei allen Sachen bei allen Behörden und so weiter bist du ja vermerkt mit deinem Namen und Anrede, äh (.)“

*Harun: „man könnte **alles** eigentlich schon ändern, außer Bankzeugs und , also man kann Krankenkasse Kassenkarte theoretisch ändern ohne Vornamensänderung (.) was weiß ich ganz normale ADAC (.) Bibliotheks (.) äh den Uniausweis könnte man zum Beispiel auch ändern äh ohne Vornamensänderung und ganz ganz viele Sachen einfach, aber die Leute(...) machens nicht wenn sie keine Orientierung haben“*

Auch der von der Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität (dgti) ausgestellte Ergänzungsausweis, der die Person als „Transsexuell“ bestimmt und alle Behörden und Einrichtungen um Kooperation bittet, die betroffene Person „gemäß ihrer sichtbaren geschlechtlichen Ansprüche“³⁵ zu behandeln, ist für einen diskriminierungsfreien Zugang zu Leistungen und Gütern nicht immer ausreichend. Dennoch stellt es zurzeit die einzige Hilfe für Trans*Personen dar, in einer Situation, in der Personalien aufgenommen werden, einer Kriminalisierung entgegenzuwirken.

2.1.3 Doro - Das Private und das Politische

Doro, Jahrgang 1960, Hochschulabschluss

Doro wächst in Westdeutschland auf. Bereits vor ihrem Coming-out als Lesbe mit Anfang 20 ist Doro in feministischen Frauen- und Lesbengruppen aktiv. Ihre Hinwendung zu Frauen beschreibt sie vor allem als eine politische Praxis. In ihrer Jugendzeit bezeichnet sie sich als radikal politisch und arbeitet in einer lesbisch-separatistischen Gruppe. Lesbischsein ist für Doro nicht nur eine sexuelle Orientierung, sondern beinhaltet vielmehr eine umfassende Gesellschafts- und Herrschaftskritik. Ihre radikale Positionierung wird allerdings sieben Jahre lang nach ihrem Szene-Coming-out von ihren Schwierigkeiten, sich gegenüber ihrer Familie zu outen, getrübt. Doro befürchtet, dass ihre Mutter sich Vorwürfe machen könnte, wenn sie wüsste dass sie lesbisch ist.

Doro lebt ihren politischen Anspruch heute weniger radikal als in ihrer Jugend. In ihrer Arbeit berät sie Migrant_innen.

Coming-out, lesbische Identität und der Umgang mit Widersprüchen

Doro, wie auch andere Interviewte, hat vor ihrem Coming-out eine „beste Freundin“, von der sie retrospektiv oft als „erste Liebe“ spricht.

Doro: „mit meiner damaligen besten Freundin (.) die nicht lesbisch ist (.) hab ich n Urlaub gemacht in Südfrankreich und wir warn mit Auto und Zelt unterwegs (.) und (.) das war noch so ziemlich in meiner euphorischsten Coming-out-Phase und (.) und sie aber wirklich meine langjährig beste Freundin (.) wo ich auch im Nachhinein denke (.) das war eigentlich meine erste große Liebe (.) nur (.) war sie zu früh (.) ich wusste es von mir selber noch nicht“

Deutlich wird hier die Verquickung von „Homoerotik“ und einer Vorstellung von „homosexueller Identität“. Auch in der Literatur zu „Homosexualität“ werden diese zwei Felder selten auseinandergehalten. Das gleichgeschlechtliche Begehren oder erotische Erfahrungen mit Personen des gleichen Geschlechts sind an sich nichts Außergewöhnliches. In den Narrativen von sich als „Lesben“ bezeichnenden Menschen werden diese Erlebnisse jedoch häufig als erste Indizien für eine „homosexuelle Identität“ interpretiert. Im Grunde wird damit die „sexuelle Orientierung“ biologisiert und/oder zu einem „unentrinnbaren Schicksal“ gemacht. Selbst Doro, die immer wieder festhält, dass Lesbischsein auch eine politische Dimension hat, greift im Interview zu diesem Interpretationsschema.

Doro ist von den sechs Interviewten die einzige, die bereits vor ihrem inneren Coming-out ein aktives Mitglied lesbisch-feministischer Zusammenhängen war. Das ist durchaus nicht unüblich in einem politisiertem Milieu, indem, wie Andrea Bührmann feststellt, „Lesbisch-Sein als Rebellion gegen das Patriarchat verstanden wird“ und somit nicht „mehr als Privatsache sondern als

³⁵ http://www.dgti.org/index.php?option=com_content&view=article&id=10&Itemid=45 8 (letzter Aufruf 31.08.2012).

das Problem von allen Frauen (gilt)“ (Bührmann 1995: 184). Ende der 1980er- und Anfang der 1990er-Jahre fühlt sich Doro in den sogenannten „Lesben-Hetera-Konflikt“ involviert bzw. positioniert sich als Feministin, die sich an einer fortdauernden feministisch-antikapitalistischen Revolution beteiligt. Sie fühlt sich dem lesbischen Separatismus zugehörig, deren Mitgleider sich bald von heterosexuellen Frauen im lesbepolitischen Kampf im Stich gelassen fühlen: Während Lesben für alle Frauenrechte kämpften, ist dies Doro zufolge, umgekehrt nie der Fall gewesen. In dieser Zeit, erinnert sie sich, gibt es große Kontroversen bezüglich der Begriffsbe- deutung „Lesbe“ und „Frau“.

Doros politische Arbeit sowie ihr Umgang mit dem Coming-out werden über lange Zeit durch den lesbischen Separatismus bestimmt. Im Gegensatz zu den anderen Interviewten hält sie ein uneingeschränktes Coming-out für sehr wichtig. Und dennoch wird auch sie durch die Über- nahme von homophoben Vorstellungen beeinflusst und braucht nach eigenen Angaben ganze sieben Jahre, bevor sie sich vor ihrer Mutter outet. Nach eigenen Worten, hätte sie es nicht aushalten können, wenn ihre Mutter sich fragen müsste, „*ob sie etwas falsch gemacht*“ hätte.

Doro: „Was ich eigentlich erzählen wollte war ja denn der kleine Widerspruch (.) äh dass man natürlich immer oder dass ich auch äh äh Schwierigkeiten hatte in der Familie (.) ähm (.) dass ich also zum Beispiel 7 Jahre gebraucht habe bis ich meiner Mutter erzählt habe dass ich lesbisch bin (.) äh (.) nicht aus der Sorge heraus dass sie mich verstößt oder äh dass sie damit nicht einverstanden wäre (.) ich hab also ein ganz gutes Verhältnis zu meiner Mutter und das (.) aber ich hab das immer n bisschen als 2 Leben gelebt (.) ähm es war auch klar dass ich keine Männerbeziehungen hatte oder so aber (.) ähm in der Familie war es ausgeklammert von mir und das passte auch n bisschen in son radikalpolitisches Bild was ich damals so von mir aufgebaut hatte äh (.) also dass ich jetzt so persönlich dann auch nicht unbedingt gefragt wurde //Y: hmhm// also dass so (.) und meine Angst (.) also dass äh war dann auch klar so für mich im Nachhinein war eben darin (.) oder so hab ich es damals auch immer gesagt (.) dass also äh (.) ich es nicht ertragen könnte wenn meine Mutter sich dann fragen würde ob sie etwas falsch gemacht //Y: hmhm// hat ne//Y: hmhm// also denk ich auch ganz klassisch (.) geht vielen so äh (.) aber das war eben etwas also (.) ja (.) e- her vor dem Hintergrund ner großen Liebe auch zu meiner Mutter äh (.) dass ich das irgendwie schwer hät- te ertragen können (.) wenn ich dann das Gefühl gehabt hätte sie äh (.) sie meint sie hätte etwas falsch gemacht oder (.) es wär zu Hause etwas äh schief gegangen oder irgendwie so (.)“

Doro sieht die gute Beziehung zu ihrer Mutter durch ihre lesbische Lebensweise gefährdet und möchte die Mutter mit ihrem nicht-normativen Begehren nicht „belasten“. Auch wenn Doro dies selbst als einen „*kleinen Widerspruch*“ liest, denn diese „Vorsicht“ will nicht so recht zu ihrer radikalen politischen Positionierung passen, so ist es doch nicht selten, dass die eigenen Eltern, die eigene Familie, die letzten sind, die von der lesbischen Lebensweise erfahren.³⁶ Schließlich reagiert die Mutter aber doch sehr positiv und sagt, sie habe es sich schon gedacht. Ihre Freundinnen werden von ihrer Mutter als Schwiegertöchter aufgenommen, auch wenn sie wechseln und Doro nicht mit ihnen verpartnert ist. Zurzeit hat sie eine Freundin, die etwas jünger ist als sie, und lebt mit dieser und ihrer Exfreundin zusammen auf dem Dorf. Die Her- kunftsfamilie respektiert ihre Familienverhältnisse und lädt zu Feiern die Freundin und die Exfreundin mit ein.

Doros Situation verdeutlicht einmal mehr, dass ein politischer Anspruch und das persönliche Handeln nicht immer in Einklang miteinander zu bringen sind. Auch wenn es auf der individuel- len Ebene durchaus möglich ist, sich eine positive sexuelle Identität zu erarbeiten, ist die Reak- tion der Umwelt auf lesbische Lebensweisen durch heterosexistische Vorstellungen stark be- lastet und verhindert das In-Einklang-Bringen von Denken, Fühlen und Handeln. Auch durch die Beschreibung von Homosexualität als „psychische Störung“, wie es durch die Weltgesund- heitsorganisation (WHO) bis 1991 als Bestandteil des ICD-10 lange Zeit geschehen ist, wurden Eltern oft als „Mitschuldige“ an der angenommenen „Devianz“ ihres Kindes stigmatisiert. Selbsthilfegruppen sprechen deswegen auch von einem Coming-out der Eltern, die von der

³⁶ Erst 1997 hat sich eine Selbsthilfegruppe von Eltern von homosexuellen Kindern gegründet, die die Konsequenzen von Heterosexismus für die Eltern von LSBT-Töchtern_Söhnen ernst nimmt (siehe <http://www.befah.de>).

Umwelt nicht selten angefeindet werden, weil ihnen unterstellt wird, dass sie keine guten Erziehungsberechtigten seien oder gar dass sie die „Devianz“ genetisch übertragen haben. Gerade für junge Menschen ist das Coming-out dadurch besonders belastet, weil sie ihre Eltern vor den Beschämungen, die sie selber erlebt haben, schützen wollen – dies aber nicht können.

Gleichzeitig gilt das Coming-out vor den Eltern vielen lesbisch lebenden und auch Trans*Personen als die „Feuerprobe“. Wie auch die Frage: „Wissen es deine Eltern?“ zu einer belastenden Frage werden kann, deren affirmative Beantwortung erst die „wahre Identität“ und wirkliche „Emanzipation“ bestätigt. Coming-out erweist sich als mutipler und komplexer Prozess, deren Erfüllung für nicht-normativ lebende Menschen geradezu zur „Pflicht“ gerät. Die „Pflichterfüllung“ erweist sich nicht selten als enormer Druck.

Räume der Entspannung - Raumpolitiken

Die Chance, Freizeitaktivitäten so einzurichten, dass sie als Ort der Erholung funktionieren und nicht weitere Diskriminierungserfahrungen mit sich bringen, ist stark an die Größe des Wohnorts und damit auch an die Größe und Heterogenität der wohnortnahen LSBTIQ-Communities gekoppelt. Doro trainiert lange in einem lesbisch-schwulen Verein. Dass die Sportgruppe auch offen für Schwule ist, findet Doro zuerst problematisch. Sie hat zu dieser Zeit nicht viel Kontakt zu Männern und hätte lieber „reine Frauenorte“. Wie die Sportsoziologin und ehemalige Leistungssportlerin Birgit Palzkill bereits Ende der 1980er-Jahren feststellt, bieten Frauensportgruppen einen Ort für lesbische/bisexuelle Frauen, an dem sie sich einer „Reduzierung der weiblichen Rolle nicht beugen“ müssen und „in dem sie ihre Persönlichkeit umfassender entwickeln können“ (Palzkill 1989: 154).

Da die lesbischen Frauen in dem von Doro besuchten schwullesbischen Sportverein in der Mehrheit sind, kann sie die schwulen Männer akzeptieren.

Doro: „ich bin seit dem in nem schwullesbischen Sportverein hier in H-Stadt und spiele Badminton//Y: hmhm// und äh da sind wir auch also Schwule und Lesben und aber auch nicht sehr typische also wir sind haupt- wir sind überwiegend Lesben also in dieser Badmintonsabteilung also sind wir bestimmt 14/15 Lesben und zwei drei Schwule //Y: hmhm// und das sind dann auch nicht unbedingt typische Schwule sonst würden=ses mit uns wahrscheinlich auch gar nicht aushalten @@ und ähm ja mit denen ist das sehr angenehm.“

Räume wie der hier erwähnte „schwullesbische Sportverein“ sind (historische) Errungenschaften der LSB-Bewegungen und für diejenigen, die nicht durch andere Kategorien markiert werden, die sie verletztlich machen, ein Ort, der als entspannend erlebt wird. Für Doro sind dies wirkliche Erholungsräume. Gerade weil im Sport der Körper eine wichtige Bedeutung hat und dieser im Zentrum heterosexistischer Angriffe steht, sind Sportvereine und -veranstaltungen sehr zentral innerhalb von LSBTIQ-Kontexten. So ist wohl auch zu verstehen, dass mehr Sportler_innen aktiv an den Gay Games von 2010 in Köln teilgenommen haben als Sportler_innen an den Olympischen Spielen 2008 in Peking.

Auseinandersetzung mit Privilegien - Diskriminierungsfreiheit und Ausgrenzung

In der Erzählung der eigenen Lebensgeschichte spielt „Weißsein“ für die Interviewten zumeist keine besondere Rolle. Doro bildet auch hier eine Ausnahme. Sie bezeichnet sich selbst als „weiße Lesbe und christlich sozialisiert“. Mit der Kategorie „weiß“ thematisiert sie politisch bewusst ihren Zugang zu strukturellen Privilegien. Die Beschreibung „christlich sozialisiert“ verwendet sie, obwohl sie eine direkte christliche Erziehung oder eine persönliche Affinität zum Christentum verneint. Doro ist evangelisch getauft und konfirmiert worden. Mit 20 Jahren ist sie allerdings aus der Kirche ausgetreten. Durch die Bezeichnung „christlich sozialisiert“ verdeutlicht sie, dass sie in einem Kontext lebt, in dem christliche Werte implizit das soziokulturelle Selbstverständnis darstellen und sie davon auch nach Austritt aus der Kirche profitiert.

Bei Doro finden sich spanenderweise immer wieder Vergleiche der eigenen Person mit People of Color und Schwarzen Menschen mit Lesben. Es ist ihre Ansicht, dass ihre lesbische Lebensweise trotz Diskriminierungen dennoch eine sozial privilegiertere Position als Schwarzen Menschen oder Migrant_innen einzunehmen erlaubt.

Obschon sie hier kritisch ihre eigenen soziale Positionierung reflektiert, ruft sie mit dem Dualismus „Migrantin vs. Lesbe“ problematische Imaginationen von entsexualisierten und/oder heterosexuellen Migrant_innen auf. Doro vergleicht den Umgang mit Diskriminierungspraxen der Frauen- und Lesbenbewegung, mit dem, was sie als Außenstehende in den Communities der Migrant_innen und Frauen of Color beobachtet.

Doro: „genau das mit der Diskriminierungserfahrung, dass das dann eher was war dass also Minderheiten ja dann häufig immer auf die Diskriminierung gucken also //Y: hmhm// und dass wir da ja in der Frauenbewegung oder auch in der Lesbenbewegung und jetzt zunehmend auch in in den Flüchtlings- und Migrantinnenbewegungen sehen also dass es wichtig ist also eher auch auf die Ressourcen zu gucken oder auch auf das was erreicht wurde und nicht so sehr sag ich mal an den Diskriminierungsaspekten zu kleben (...) so warum so an der Diskriminierung kleben //Y: hmhm// also das grade in diesen migrantischen Szenen hab ich das ganz oft erlebt also wenn ich dann manchmal auch n bisschen mehr Distanz hatte dass ich gesagt hab also nicht nicht jedes Verhalten muss sofort ne Diskriminierung sein also ne“

Doros Appell „nicht so an der Diskriminierung (zu) kleben“, sondern stattdessen die Ressourcen zu fokussieren, kann als kritische Reflexion gelesen werden. Die eigenen Diskriminierungserfahrungen und der Umgang damit werden gewissermaßen retrospektiv überdacht. Die alleinige Fokussierung auf Diskriminierung wird dabei infrage gestellt. Interessanterweise beendet Doro diese Passage, indem sie auf migrantische Szenen hinweist, in der sie ihrer Meinung nach „das ganz oft erlebt“ hat, dass diese zu sehr dazu tendieren, alles als Diskriminierung zu lesen, obschon „nicht jedes Verhalten muss sofort ne Diskriminierung sein“. Diese Einschätzung widerspricht nicht zufällig den Ergebnissen der kritischen Migrationsforschung, die aufzeigen, dass Diskriminierungserfahrungen von Migrant_innen häufig von den Opfern nicht als solche interpretiert werden (vgl. etwa Castro Varela 2005). Diskriminierung ist immer auch beschämend und eine Form der Schamabwehr ist eben die Ignorierung der Beschämung - eine besonders perfide Konsequenz von alltäglicher Diskriminierung. Darüber hinaus ist aber auch aufschlussreich, dass Doro hier, wenn auch *nolens volens* ein Entwicklungsnarrativ wiederholt: Die Frauen- und Lesbenbewegung hat eine bestimmte Entwicklung bereits hinter sich und daraus gelernt und die „migrantischen Szenen“ sind auf denselben Wege, aber hinken eben noch hinterher. Migrant_innen „kleben“ an ihren Diskriminierungserfahrungen, während in den Lesben und Frauenbewegungen, die in dieser Logik deutsch sind, ihrer Ansicht nach bereits erkannt wurde, dass Ressourcen wichtiger sind als das Verweilen in der Opferrolle. Doro, die in einer weißen feministisch-lesbischen Bewegung politisch sozialisiert wurde, nimmt hier quasi die Rolle der Beobachterin ein, die den Fortschritt von Migrant_innen und Flüchtlingen aus der „Distanz“ kommentiert. Das Entwicklungsnarrativ wird auch in einer weiteren Passage wiederholt:

Doro: „also ich als weiße Lesbe über 50 oder so kann sagen also dass für mich eigentlich relativ viel erreicht ist in dieser Gesellschaft ich weiß natürlich, dass das für meine türkisch hintergründige Freundin oder persische oder iranisch hintergründigen Freundinnen noch viel viel schwieriger ist in ihren Communities“

Doro, die sich selbst als weiße 50-jährige Lesbe beschreibt, homogenisiert hier „türkischstämmige oder iranisch hintergründige(n)“ Frauen und unterstellt ihnen, dass es für diese „viel viel schwieriger ist in ihren Communities“. Für Doro ist es die deutsche Gesellschaft, in welcher für Menschen wie sie schon viel erreicht wurde. Für „Migrant_innen“, wird als Bezugsgröße aber nicht ebenjene deutsche Gesellschaft gewählt, sondern ihre Herkunftscommunities. Anders gesagt: Nicht der allgegenwärtige Rassismus wird thematisiert, sondern der Heterosexismus innerhalb migrantischer Communities. Es ist dies eine Erzählung, die fast schon als „klassisch“ bezeichnet werden kann und die sicher auch Effekt einer Gesellschaft ist, die sich lange Zeit

geweigert hat, sich als Einwanderungsland zu definieren. Der „Integrationsdiskurs“ hat auch vor der politisierten Frauen- und Lesbenbewegung nicht Halt gemacht und dominiert teilweise die Diskussionen um heterosexistische Gewaltstrukturen in Deutschland. Wie der Soziologe Zülfukar Çetin (2012) sehr richtig schreibt, geht dies einher mit einer imaginierten Vorstellung Europas als „emanzipiert und tolerant“, die die Schwierigkeiten Europas beim Aushalten von Differenzen und ihren eigenen gewaltvollen Umgang ignoriert.

Doro spricht auch über ihre Erfahrungen mit Gewalt und betont dabei, dass sie keine Gewalt gegen ihre Person aufgrund der Tatsache erlebt habe, dass sie eine Lesbe sei. Was ihrer Meinung damit zu tun hat, dass sie sich immer in alternativen Zusammenhängen bewegt habe.

Doro: „also ich hab nie jetzt Gewalt erlebt als Lesbe oder was ich ne wie gesagt ich bewege mich in alternativen Zusammenhängen also ich hab nie n Job nicht gekriegt weil ich Lesbe im Gegenteil ich arbeite jetzt in der xy-Stiftung @@ also es ist ja auch in manchen Bereichen Türöffner //Y: hmhm// trotzdem auch hier in der Migranten-Community hab ich das natürlich am Anfang auch nicht unbedingt so rausgehängt“

Lesbischsein bezeichnet sie auch als „Türöffner“, was wohl so viel heißt, dass die Position der „Lesbe“ ihr manches Mal auch Vorteile verschafft hat. In dieser Passage wiederholt sich das oben bereits analysierte Muster: Die Verneinung der eigenen heterosexistischen Gewalterfahrungen wird damit beendet, dass Migrant_innen erneut in die Nähe heterosexistischer Praxen gerückt werden: „hier in der Migranten_community hab ich das natürlich am Anfang auch nicht unbedingt so rausgehängt“ betont sie und impliziert damit, dass dies ihr sonst vielleicht doch Gewalterfahrungen eingebracht hätte. In diesen Interviewstellen wird deutlich, wie wirkmächtig die diskursive Figur der „homophobe Migrant_innen“ ist. Auch in der quantitativen Studie finden sich in den Kommentaren zum Fragebogen verschiedentlich Aussagen, die diese phantasmatische Konstruktion aufrufen. Wobei das Phantasmatische an der Figur der „homophoben Migrant_innen“ nicht die Existenz von Heterosexismus in den Migrant_innen-Communities ist, die durchaus real ist und wahrscheinlich dem heterosexistischen Niveau der deutschen Mehrheitsbevölkerung entspricht. Phantasmatisch wird die Figur durch die Obsession, mit der der Ort von Diskriminierung im Feld „Migration“ oder präziser „Islam“ gesucht bzw. gesehen wird. „Neben Terrorismus“, so stellen Haritaworn et al (2007: 8) fest, „sind Geschlecht und Sexualität die neuen Grundlagen, auf denen die islamophoben Kämpfe im In- und Ausland verfochten werden“.

Spannend wieder einmal die Verschränkung von Heterosexismus und Kulturalisierungspraxen. Der in der quantitativen Studie nachweisbare Heterosexismus wird nivelliert, indem auf die „viel schwierigere Situation“ von Migrant_innen auferksam gemacht wird. Wie bereits die Lehrer_innen in Carlyns Schule mit dem Heterosexismus der Schüler_innen einen Umgang finden, indem sie die Probleme auf die Beziehung mit Carlyns türkeistämmigen Vater verschieben.

2.1.4 Elly - Coming-out als (Un-)Möglichkeit

Elly, Jahrgang 1971, Studentin

Elly erlebt als Kind sexuellen Missbrauch und extreme familiäre Gewalt. Als Konsequenz daraus leidet sie eigenen Beschreibungen zufolge an einer posttraumatischen Belastungsstörung. Sie macht schon früh erste Erfahrungen mit der Psychiatrie. Elly arbeitet zwischen ihrem 20. und 30. Lebensjahr konstant mithilfe einer Traumatherapie an der Verarbeitung ihres Traumas und schafft es so, ihrem Leben eine positive Wende zu geben. Sie beginnt ein Studium und erforscht ihre eigene Sexualität. Ihr inneres Coming-out hat Elly mit Mitte 30. In den kleinstädtischen Strukturen, in denen sie lebt, gibt es keine Beratungsstelle, die ihr beim Coming-out hilft, sodass sie selbstständig eine Gruppe gründet. Zudem sucht sie immer wieder Beratungsstellen in Großstädten auf. Der christliche Glaube spielt in ihrem Leben eine zentrale Rolle. Dennoch hat sie, aufgrund der dort vorherrschenden patriarchalen Strukturen und der starken Homophobie der Institution, ein ambivalentes Verhältnis zur katholischen Kirche. Elly strebt einen Umzug in eine Großstadt an, da sie sich nicht vorstellen kann, sich in der Stadt, in der sie zurzeit lebt, zu outen.

Nicht alle Interviewten haben die Ressourcen, sich dezidiert zu einem bestimmten Zeitpunkt im Leben mit ihrer Sexualität auseinanderzusetzen. Menschen mit Gewalt- und Missbrauchserfahrungen sehen sich häufig in der Situation, dass sie ihre traumatischen Erfahrungen erst aufarbeiten müssen und Sexualität bzw. das eigene Begehren gezwungenermaßen nur eine untergeordnete Rolle - wenn auch irritierende Rolle - im Lebensalltag spielt.

Ellys Biografie ist durchzogen von Gewalterfahrungen. Ihre Bezugnahme zu ihrer nicht-normativen Sexualität bleibt durchweg mit diesen frühen Erfahrungen verwoben.

Coming-out, Selbsthilfe und Beratungsangebote

Das innere Coming-out ist ein sehr individueller und oft langwieriger Prozess und lässt sich bei den Interviewten entsprechend in sehr differenter Art und Weise nachzeichnen. Entscheidend sind vor allem die aktuellen Lebensrealitäten und die zur Verfügung stehenden Ressourcen. Alle Interviewten beschreiben, dass sie das innere Coming-out als ein Prozess erlebt haben oder erleben, welchen sie allein mit sich selbst ausgemacht haben. Sie haben dabei weder Unterstützung durch Bezugspersonen erfahren noch Beratungsstellen aufgesucht. Das ist bemerkenswert, da es sich hier doch um eine sehr einschneidende und auch belastende Zeit handelt. Die Zeit des inneren Coming-outs wird von den Interviewten selbst häufig als eine innere Krisenzeit beschrieben, in der sie vollkommen auf sich allein gestellt sind.

*Elly: „und für die das quasi auch normal war sich auch mal so zu fühlen oder (.) so was zu erleben oder so (.) aber (.) sonst unterstützend (.) da fällt mir **grade nix** ein (.) so also ich glaub ich hab die Sachen **alleine** irgendwie gemacht und versucht (.) Gleichgesinnte quasi zu finden (.) irgendwie (.) hmhm“*

In der Zeit des inneren Bewusstwerdens der nicht-normativen sexuellen Begehren scheint der Beratungsbedarf am höchsten, wird aber gleichzeitig wenig genutzt. Die Gründe hierfür sind sicher komplex. Deutlich wird aber, dass sich zum einen viele in diesem Stadium nicht als lesbisch oder bisexuell definieren und sich somit nicht als Zielgruppe von etwa Lesbenberatungsstellen angesprochen fühlen und zum anderen nur in wenigen Städten in Deutschland spezialisierte Beratungsstellen überhaupt existieren, sodass ein erheblicher Energieaufwand vonnöten ist, um eine adäquate Beratung zu finden.

Für Elly stellt sich lange Zeit nicht die Frage nach alternativen Lebensweisen und Begehren, wird diese doch von existenziellen Fragen des Überlebens überlagert. Dennoch betont sie im Interview, dass sie eben auch keine alternativen Lebensformen in ihrer Kleinstadt kennengelernt hat, sodass ihr schlicht und ergreifend die Vorbilder fehlen. Zudem erklärt sie sich das nicht existente Begehren für heterosexuelle Männer mit ihren traumatischen Kindheitserfahrungen. Ein „normales“ Begehren scheint für sie nicht möglich.

Elly: „da ich ja in so=nem konservativen Rahmen hier groß geworden bin ähm (.) is=ses einfach so gewesen dass äh (.) niemand mir auch bis dahin die Alternative eigentlich gezeigt hatte ähm (.) also in der Großstadt wärs auf jeden Fall einfacher gewesen (.) ähm (.) dass es da noch was anderes gibt (.)“

Erst als Elly sich aktiv auf die Suche nach alternativen L(i)ebensweisen begibt, findet sie diese auch. Dafür muss sie allerdings in die Großstadt und ein Studium beginnen. Hier erlebt sie allerdings klassistische Ausschlüsse, weil sie nicht aus einem akademischen Haushalt kommt, die ihr eine direkt positive Bezugnahme erschweren. Dass die Chancengleichheit im deutschen Bildungswesen noch immer schwach ausgeprägt ist, beweist erneut die gerade erschienene OECD-Studie. Der Bildungserfolg hängt nach wie vor stark von Herkunft und sozioökonomischem Hintergrund eines Kindes ab (vgl. OECD 2012).

Als sie die Kraft hat, sich mit ihrer sexuellen Identität zu beschäftigen, helfen ihr ihre Erfahrungen bei der Aufarbeitung ihrer traumatischen Vergangenheit weiter. Elly weiß um die unterstützende Wirkung von Gruppen und Therapien und initiiert ihre eigene Selbsthilfegruppe, als

sie kein passendes Angebot für ihre Bedürfnisse findet. Zu dieser Zeit ist sie bereits 35 Jahre alt.

*Elly: „ja und äh und dann hat ich versucht mit 35 (.) beziehungsweise auch auf ei- im Prinzip erfolgreich versucht aber (.) in nem Verein hats leider nicht geklappt äh ne ne Gruppe z- also ne Gruppe zu gründen für äh Frauen 30+ die halt irgendwie oder ja also (tief atmend) nicht jüngere Frauen sondern ältere Frauen die (.) ähm (.) die ähm (.) ja ää spätes Coming-out haben (.) so halt °so halt° (.) aber ich hab die Gruppe (.) ich weiß gar nicht mehr wie ich die Gruppe genannt hab (.) keine Ahnung (.) auf jeden Fall Coming-out 30+ glaub ich oder so also es ging eigentlich nur dadrum dass dann jetzt net die 18 19 20 jährigen komm weil (.) die warn eigentlich sowieso irgendwie (.) die ham eh ihr Kontakt untereinander gehabt (.) sondern halt Ältere und dann ham sich auch Moment (.) eins zwei drei vier (3) fünf **gemeldet** (.) äh ja (.) und dass (.) also mit mir warn wir dann zu sechst und dann (.) äh (.) ja war das eigentlich meine Coming-out Zeit @kann mer sagen@“*

Elly sucht sich während des Coming-outs nicht nur gezielt Menschen, mit denen sie ihre Erfahrungen teilen kann – die etwa auch älter als 30 sind und ihr Coming-out noch nicht hatten -, sondern entscheidet sich überdies dazu, gemeinsam mit der Gruppe eine Therapeutin zu suchen, die sie in ihrem Prozess begleitet. Die Frauen bezahlen die Therapeutin selbst und arbeiten intensiv an ihren individuellen Fragestellungen. Obgleich die heterosexuelle und cisgeschlechtliche Therapeutin eine Unterstützung in der persönlichen Auseinandersetzung katalysieren konnte, ist Ellys Wunsch nach einer Gemeinschaft von lesbischen Frauen so stark, dass sie eine Suche quer durch Deutschland beginnt, um das Beratungsangebot zu finden, das sie braucht.

Tatsächlich ist es so, dass ein Wissen über „Homo-, Inter, und Transsexualität“ kaum bei Therapeut_innen und in den Sozial- und Gesundheitsdiensten zu erwarten ist. Noch 2005 schreibt Petra Voss im „Deutschen Ärzteblatt“:

„Fakt ist jedoch, dass das Wissen um Homosexualität im Gesundheitswesen und insbesondere im psychiatrisch-psychotherapeutischen Kontext kaum eine Rolle spielt. Zudem stehen wissenschaftliche Arbeiten und empirische Daten über homosexuelle Lebenswelten bisher nur in sehr geringem Maße zur Verfügung.“ (Voss 2005: 27)

Elly empfindet die Lesben-/Frauenberatungen in den verschiedenen Großstädten als so wertvoll, dass sie Geld spart, um die verschiedenen Angebote in Anspruch nehmen zu können. In den diversen Lesben- und Frauenzentren geht es ihr vor allem um eine persönliche und emotionale Stärkung als auch um fachspezifische Beratungen, die in ihrer Umgebung nicht angeboten werden, wie z.B. zum Thema Kinderwunsch. Dabei steht die Sehnsucht nach einer parteilichen Vertrauensperson, die aus einer lesbisch-feministisch emanzipierten Position spricht, im Vordergrund. Sie scheint überzeugt, dass sie eine solche Struktur aufgrund der dominanten heterosexistischen Vorurteile in der Kleinstadt, in der sie zu der Zeit lebt, nicht auffindbar ist. Als sie eine Beratungsstelle findet, in der sie sich öffnen kann, ist es für sie als ob „*das Herz (...) aus dem Leib geflogen*“ wäre und sie denkt: „*wow, so was was du suchst gibt es*“. Hier werden die Zweifel daran deutlich, dass es Räume geben kann, in der die eigene sexuelle Identität kein Problem mehr ist. Wenn diese Räume gefunden werden, ist die Reaktion darauf unbeschreibbar stark.

*Elly: „nichtsdestotrotz hab ich immer irgendwie geschafft das Geld für die Tickets @zusammen zu kriegen@ um (in die zwei Städte) zu kommen und äh (.) ja und muss sagen (.) äh (.) richtig aufblühen (.) richtig aufblühen äh als Lesbe (.) als Frau (.) als **die** Person die so weiß was sie will ist eigentlich so seit ich (.) 38 bin (.) seit dem ich halt wirklich in die Großstädte fahr (.) seit dem ich da (.) viel lese viel recherchiere im Internet (.) ja äh br- mein Wunsch wär aber (.) dass ich offen lesbisch leben kann (.) ohne etikettiert stigmatisiert und ausgegrenzt zu werden (.)“*

Nach eigenen Worten, ist nicht zwangsläufig die sexuelle Orientierung der beratenden Person ausschlaggebend, sondern vielmehr eine Reflektiertheit im Umgang mit Heterosexismus, Homophobie und feministischen Ansätzen. Elly hat in ihrem Leben schon häufiger die unterstüt-

zende Wirkung von Therapien erfahren und zögert nicht, diesen Weg auch in Fragen ihrer Sexualität zu gehen. Doch dieser Schritt ist für vielen Menschen mit einer großen inneren Überwindung verbunden. Zwar haben Psychotherapien in den letzten Jahren eine Enttabuisierung erfahren, dennoch wird deutlich, dass von dieser Möglichkeit nur dann Gebrauch gemacht wird, wenn sich bereits ein großer Leidensdruck aufgebaut hat und die Betroffenen sich nicht mehr dazu imstande sehen, die „Probleme“ allein bzw. mit Hilfe von Freund_innen zu lösen.

Coming-out ist häufig mit der Idee verknüpft, dass LSBTIQ-Menschen sich ab einem bestimmten Zeitpunkt als solche zu erkennen geben und dann ein freies, selbstbestimmtes Leben führen können. Dem äußeren Coming-out wird ein positiver Wert zugesprochen und es dient nicht nur in LSBTIQ-Zusammenhängen gewissermaßen als Indikator für individuelle Freiheit und Emanzipation. Das auch Kategorien wie „race“, Klasse oder Gender einen Einfluss darauf haben, ob und wann sich Menschen in ihrem Umfeld outen und wie sie dies tun, wird häufig außer Acht gelassen. Für einige der Interviewten scheint es zwingend, sich an allen Orten und Kontexten zu outen. Einige stellen Kosten-Nutzen-Kalkulationen auf und wägen ab, ob ein Outing, welches zusätzliche Marginalisierungen oder Verluste finanzieller und sozialer Art mit sich bringen könnte, es tatsächlich wert ist. Und dann gibt es die Situationen und Kontexte, in denen einige denken, dass es ihnen sehr wichtig ist, geoutet zu sein, und die es trotzdem oder gerade deswegen nicht schaffen, sich zu outen.

Die Angst vor der Zurückweisung scheint geradezu übermächtig zu sein. Elly steht im Konflikt mit Verstecken und mit Zwangsouting. Am liebsten entscheidet sie selbst, wann sie wem etwas über ihr Privatleben erzählt. Damit hat sie sich ein gutes „Coming-out-Management“ aufgebaut.

Ein Outing in einer unangenehmen Situation erfordert Mut. Diesen Mut bringt Elly manchmal mehr und manchmal weniger auf. Trotz aller emotionalen und psychischen Arbeit entscheidet sich Elly gegen ein öffentliches Coming-out in der Kleinstadt, in der sie weiterhin lebt. Ihr Drang nach einem akzeptierenden Umfeld führt sie regelmäßig in weiter entfernte Großstädte. Dort nutzt sie die LSBTIQ-Infrastruktur und holt sich die Informationen und Beratungen, die sie in der Kleinstadt nicht bekommt. Auch hier stehen dem Coming-out nicht die Befürchtung, Opfer von Übergriffen oder Gewalttaten zu werden, im Weg, sondern vielmehr heteronormative Vorstellungen, die verhindern, dass Elly sich als respektierter Teil einer Gemeinschaft fühlen kann. Ellys Wunsch ist es, die Kleinstadt nach Beendigung ihres Abschlusses zu verlassen und in einer Großstadt zu leben. Von einem Umzug verspricht sie sich eine Verbesserung ihrer Lebensqualität und die Möglichkeit zur persönlichen Entfaltung:

Elly: „von daher gabs keine direkte Gewaltübergriffe weil ich lesbisch bin weil ichs aber nicht öffentlich lebe ich weiß nicht was Anne Will erlebt nachdem se sich geoutet hat keine Ahnung @@ aber ähm ich glaub es liegt eher daran dass ich äh im Alltag sehr genau überlege welchen zsch- Schachzug ich mache ja und deswegen möcht ich gern in ne andere Stadt wo ich mich vielleicht auch außerhalb des Schachfeldes bewegen darf und nicht in schwarz weiß denken verharret bin und gucken muss äh wie ich gut übers Brett komm damit ich nicht schachmatt gesetzt werde“

Spannend ist hier auch die gewählte Metapher des „Schachzuges“. Auch Elly, wie andere Interviewte, muss sich immer genau überlegen, was sie als nächstes tun kann. Sie wünscht sich deswegen verständlicherweise ein Leben außerhalb des „Schachfeldes“ – wo ein Leben außerhalb eines „schwarz weiß denken(s)“ möglich ist. Die Erwähnung von Anne Will ist hier sicher kein Zufall. Zwar kann Elly allenfalls darüber spekulieren, wie es der bekannten Talkmasterin nach ihrem Outing ergangen ist, aber die Vermutung liegt nahe, dass diese sich nicht denselben Schwierigkeiten wie Elly gegenüber sah – ein wichtiger Hinweis auf die Wirkung von sozialem, symbolischem und ökonomischem Kapital auf den Coming-out-Prozess.

Auf unterschiedliche Art und Weise beginnen die Interviewpartner_innen die Aufarbeitung ihrer heterosexistischen und heteronormativen Sozialisation, in der neben der gesellschaftlich dominanten Norm einer monogamen heterosexuellen Beziehung kaum Alternativen bereitgestellt werden.

Elly weiß, dass ihr Coming-out durchaus negative berufliche und soziale Konsequenzen für sie haben könnte. Daher differenziert sie zwischen ihrer Selbstrepräsentation in freundschaftlichen Kontexten und der Selbstdarstellung in der Arbeitswelt oder innerhalb religiöser Kontexte. Während sie in privaten Kontakten als auch in ihrer politischen Arbeit stets für lesbische Belange und für die Anerkennung ihrer nicht-normativen Lebensweise eintritt, ist sie bereit, auf ein Coming-out in anderen Bereichen zu verzichten. Unter anderem wird von ihr als Grund für ein partielles „Nicht-Coming-out“ die finanzielle Abhängigkeit von kirchlichen Trägerorganisationen angeführt, die bekanntlich gegenüber lesbischen/bisexuellen Lebensweisen nur selten Toleranz zeigen. Nach wie vor ist eine nicht-normative L(i)ebensweise bei einem katholischen Träger nicht nur ein Grund zur Entlassung,³⁷ sondern dominieren die christlichen Kirchen zudem in vielen Gegenden den Arbeitsmarkt im sozialen Feld, sodass Menschen, die in diesen Bereichen arbeiten, sehr häufig Ellys Weg einschlagen und am Arbeitsplatz auf ein Coming-out verzichten. Bei Elly kommt hinzu, dass der Glaube und die Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinschaft ihr eine wichtige Kraftquelle sind, womit die Trennung von der christlichen Gemeinschaft außer Frage steht.

Elly: „als Lesbe ist in dieser Gemeinde in der ich lebe mit meinem christlichen Glauben (.) dass ich da keinen Platz finde (.) weil @ich glaube es n Paradoxon an sich ist@ weil es christliche patriarchal und hierarchisch und Pastormacht strukturiert ist und äh als Frau (.) sollste was weiß ich (.) ne heterosexuelle Ehe führen und Familie haben und (.) das kann ich nicht bieten also hab ich keinen Platz (.) das ist das was mir (.) hier (.) im Moment (.) mit meinem Glauben eigentlich am meisten weh tut (.) ja (.) nicht dass ich irgendwelche (.) zwei drei Bekannte verlier nachdem se erfahren haben dass ich lesbisch bin weil ich hab noch genug andere (.) Freundinnen (.) Freunde (.) Bekannte ()//Y: Ähm wie gehst du damit um// Elly: Mit dem Katholischen (3) (atmet schwer) °macht mich traurig eigentlich° () total traurig (.) hab auch das letztens zum Abt gesagt hier (.) weil ich geh eigentlich ganz gern in die Kirche es muss auch nicht Kirche sein (.) also es ist (.) der Glaube ist für mich eben die Kraftquelle (.) es ist ne Kraftquelle (.) das Leben zu meistern auch mit Benachteiligung umzugehen egal mit welcher (.) also mit Ausgrenzung oder Benachteiligung zu (.) es hilft mir dann einfach (.) Kraft zu schöpfen im Gebet“

Sehr deutlich wird hier das Dilemma mit „Religion“ und „nicht-normativer Sexualität“: Elly zieht Kraft aus ihrem Glauben, der ihr hilft „das Leben zu meistern“ und auch mit „Benachteiligungen“ umzugehen. Im Gebet, so Elly, schöpft sie die Kraft, die sie braucht, um ein diskriminierungsreiches Leben zu bewältigen. Gleichzeitig ist es die Kirche, die es ihr, aufgrund der dort vorherrschenden Moralvorstellungen, nicht erlaubt, zu ihrer sexuellen Orientierung zu stehen. Elly zeigt sich hier verletztlich. Diese Spannung macht sie „total traurig“, doch einen Weg aus diesem Dilemma scheint es nicht zu geben. Die Strategie des partiellen Coming-outs ist eine, die viele Menschen wählen, um mit dem Heteronormativitätsdruck umzugehen.

2.1.5 Bea - Diskriminierungen und soziale Kontrolle

Bea, Jahrgang ca. 1950, Hochschulabschluss

Bea macht ihre erste lesbische Erfahrung mit Mitte 30. Ihre Erzählung wandert immer wieder zu der deutschen Kleinstadt zurück, in die sie mit 22 Jahren gezogen ist. Sie ist in einem anderen europäischen Land aufgewachsen. Die in der Kleinstadt herrschende, enorme soziale Kontrolle, sowie die streng regulierte Heteronormativität hindern sie nach einem langen Prozess des inneren Coming-outs, ihre Liebesbeziehungen offen zu leben. Tatsächlich kennt Bea in der Kleinstadt weder LSBTIQ-Personen in ihrem Umfeld, noch verfügt sie über Wissen zu nicht heterosexuel-

³⁷ Erst kürzlich wurde eine Erzieherin im Erzbistum Augsburg entlassen, weil sie eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft eingegangen ist, die sie dem Arbeitgeber meldete. „Im konkreten Fall verstößt die Homosexualität der Kindergärtnerin aus dem Landkreis Neu-Ulm gegen die katholischen Moralvorstellungen“, lesen wir in der „Süddeutschen Zeitung“ im Juni 2012. Siehe: <http://www.sueddeutsche.de/bayern/bistum-augsburg-kirche-will-lesbischer-erzieherin-kuendigen-1.1383595>

len Lebensweisen. Dieses eignet sie sich erst später im Selbststudium und durch Szenegänge autonom an, nachdem sie zu ihrer Partnerin in eine Großstadt gezogen ist.

Bea beleuchtet in ihrer Erzählung insbesondere die Situation von sogenannten „Regenbogenfamilien“. Dabei beschreibt sie insbesondere den Wandel in den Lebenssituationen bezüglich Kinderfreundlichkeit und die gesetzlichen Ungleichbehandlungen und Diskriminierungen von gleichgeschlechtlichen Paaren mit Kindern. Sie selbst ist verpartnert und hat ein Kind aus erster Ehe und zwei mit ihrer jetzigen Partnerin.

Über die eigene nicht-normative Lebensweise und die Erfahrungen mit Diskriminierungen zu sprechen ist kein einfaches Unterfangen. Bei Bea wird dies besonders sichtbar: Sie erzählt ihre Geschichte nur stockend. Diese bleibt gewissermaßen gerüstartig und starr. Die Narration wird offenbar stark kontrolliert.

Diskriminierungswirklichkeiten

Diskriminierungen nicht-normativ lebender Menschen finden quer durch die Gesellschaft statt. Wirklich geschützte Orte scheint es nur punktuell zu geben. Die Interviews geben einen kurzen Einblick in die Orte, an denen sich Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen geradezu kumulieren. Beispielsweise berichten alle Interviewpartner_innen, die in einer Kleinstadt ihr inneres Coming-out hatten, einstimmig davon, dass die Befürchtung, Diskriminierung aufgrund des Lesbischseins zu erleben, der Hauptgrund für einen Umzug in die Großstadt war.

*Bea: „Ja natürlich also ich bin zu meine Freundin gezogen ähm wir sind auch als Paar aufgetreten ne ähm (.) es war nen ganz normales ein ganz normales Leben ne und das **hätt' ich mir am äh am X-See** nicht vorstellen können also **ich konnte** es mir am X-See nicht vorstellen dass es so sein könnte ich hatte ähm ich vermute ich hätte mich überall **erklären müssen** und um=um=um **Wohlwollen** bitten oder=oder kämpfen müssen“*

Für die Einschätzung der eigenen Sicherheit spielt es keine Rolle, ob die Personen ihr Coming-out hatten oder nicht. Die Abwesenheit lesbischer/queerer Kontexte und die Konstruktion der „normalen Gemeinschaft“ als nur heterosexuell sind für ein Bedrohungsgefühl ausreichend. Die geradezu spürbare „normative Gewalt“ (vgl. Butler 2004) ermöglicht potenziell physische Gewalt gegen nicht-normativ lebende Personen (vgl. auch Castro Varela/Dhawan 2011). Bea beschreibt konkret, dass sie die De-Thematisierung von lesbischen/queeren Lebensweisen als Hinweis empfindet, dass Homosexualität nicht geduldet wird. Und eine Nichtduldung bedeutet potenziell eine Bedrohung.

*Bea: „Ähm ich hatte auch dort meine Coming-out hab früher ähm heterosexuell gelebt und mit meine Coming-out war's mir klar dass ich **dort nicht bleiben will** ähm es ist eine sehr katholische Gegend und ich meinte auch überhaupt keine Lesben ähm zu kennen ähm außer einer aus U-Stadt mit dem ähm ich also in politischen Zusammenhängen=hänge ähm also die ich über politischem also politische Partei kannte bei den ich aktiv war ähm und hab dann ich hatte auch schon ein Kind ähm und kannte auch B-Stadt hatte aber Angst mit nem achtjährigen Kind nach B-Stadt zu ziehen und hab's dann ein bisschen hinausgezögert bis irgendwann ging das nicht mehr weil die Freundin gesagt hat sie kommt an den X-See und ähm **das wollte ich dann nicht** die Vorstellung ähm ich war relativ bekannt durch meine politische Arbeit ähm und auch **in mein Ort** war ich relativ gut eingebunden also ich war von viele Leuten bekannt und wusste aber nix über ähm über die Einstellung der Leute zu Homosexualität hab eher vermutet das es negativ und ablehnend () **wär** und ähm deswegen wollt ich da auf gar keinen Fall bleiben“*

Bea, war in der Kleinstadt, in der sie lange gelebt hat, aufgrund ihres politischen Engagements bekannt und genoss dort ein hohes Ansehen. Die Befürchtung, dass die Einstellung zu „Homosexualität“ negativ ist, führt unter anderem dazu, dass sie es vorzieht, in eine Großstadt zu ziehen, statt sich in dieser als homophob erlebten Umgebung zu outen - auch wenn das finanzielle Unsicherheit und negative Konsequenzen für ihr Kind zur Konsequenz hat.

„Sichtbarkeit“ bedeutet für Bea erlebte Bedrohung. Sie nimmt die Belastung und Ungewissheit in Kauf, die ein Umzug in eine neue Stadt mit Kind mit sich bringt. Erst dort fühlt sie sich sicher

genug, um mit Menschen über ihre sexuelle Orientierung zu sprechen, und tritt aus der Isolierung, in der sie vorher gelebt hat, heraus.

*Bea: „ich find ähm **das Verstecken**, eher steh ich auf Kriegsfüße mit dem Verstecken aber wie gesagt so fünfzehn Jahre X-Seekreis haben mich auch schon gelehrt dass es äh gute Gründe dafür gibt und der Mensch ist auch nicht übermächtig oder oder mutig nur weil er homosexuell ne also ähm auch @der homosexuelle Mensch@ is genau so mutig oder feige wie jeder andere äh heterosexuell bisexuell oder asexuelle Mensch auch.“*

Es gibt „gute Gründe“ dafür, sich zu verstecken, denn „der Mensch ist auch nicht übermächtig oder mutig nur weil er homosexuell ist“. Diskriminierungserfahrungen und die potenzielle Gefahr, ein Opfer von Gewalt zu werden, machen Menschen nicht zu Helden. Im Gegenteil, die erlebte Verletzlichkeit übersetzt sich in einer zuweilen endlosen Suche nach „Schutzräumen“.

Die Sprachlosigkeit, die einige Interviewten in ihrem Coming-out-Prozess teilen, verdeutlicht dabei die immer noch vorherrschende hohe Tabuisierung nicht-normativer Lebensweisen und Begehren. Die Abwesenheit positiver Selbstbezeichnungen und -beschreibungen gleichgeschlechtlicher Empfindungen macht deutlich, dass diese Erfahrungen außerhalb des sozial akzeptierten liegen. Durch die Unaussprechbarkeit nicht-normativer Lebensweisen und Begehren gelangen diese in die Nähe von Verbotenen, Grenzwertigen oder Nichtexistenten. Literatur, Filme und Internetportale stellen in dieser Zeit für viele der Interviewten ein unverzichtbares Medium dar, um die Sprachlosigkeit zu überwinden und sich von der Existenz nicht heteronormativer Lebensweisen in der Gesellschaft zu überzeugen. Mittlerweile gibt es beispielsweise zahlreiche Blogs und Chats, in denen sich lesbische/bisexuelle Frauen und Trans*Personen austauschen können. Diese sind gerade für diejenigen, die aus unterschiedlichen Gründen eher isoliert leben, von unsagbarem Wert.

Während des inneren Coming-outs, so wird in den Interviews deutlich, werden zunehmend Erfahrungen und Erinnerungen überprüft und mit der zunehmenden Fähigkeit, über Homosexualität sprechen zu können, zuweilen auch korrigiert. Vergessen geglaubte Erinnerungen an Freundschaften und Beziehungen gewinnen eine neue Bedeutung im Kontext der neu definierten eigenen Sexualität und werden nun anders decodiert. In einigen Erzählungen wird deutlich, wie im Coming-out Begehren und Emotionen lange vor der Fähigkeit, sie benennen zu können, existent waren. Um diesen Punkt der Selbstreflexion zu erreichen und in der Lage zu sein, über die eigene Sexualität mit anderen Menschen sprechen zu können, beginnen viele eine intensive Recherche über gleichgeschlechtliche Lebensweisen.

Bea: „ ich hab auch lange gebraucht um ähm das Wort Lesbe (.) auch ähm benutzen zu können ja ähm und hatte aber keine Alternative also wusste nicht wirklich was ich da wie ich das beschreiben sollte hab dann auch nen bisschen in die Vergangenheit geguckt ob da irgendwelche Anzeichen ähm waren ne und hab auch welche also eindeutige gefunden also dass ich sie damals übersehen hab ähm (.) kann ich eigentlich nur (.) meine ähm (.) Einstellung zur Homosexualität äh und meine Umgebung ähm zuschreiben ne also wie gesagt also frau war nicht lesbisch und man war nicht schwul“

„(F)rau war nicht lesbisch“ - Das ist eine eindeutige Aussage. Bea spürt die gewaltvolle Normativität, die der Heterosexualität das Feld des „Normalen“ und „Akzeptablen“ zuordnet, während alles andere als „deviant“, „pervers“ oder eben nicht existent betrachtet wird. Sie selbst hat in den 15 Jahren, während derer sie in der Kleinstadt gelebt hat - welche sie als „*provinziell*“ beschreibt -, nach außen hin auch ein Leben gemäß heteronormativer Vorstellungen geführt. „*15 Jahre hab ich da gelebt (.) ja ja ganz normale (.) ja alleinerziehende Mutter*“. Folge davon ist, dass die einzige zugängliche Selbstbezeichnung lange im Feld des „Unaussprechlichen“ verbleibt. Dem Wort „Lesbe“ haftet etwas Ungehöriges an. Es ist ein Wort, welches beschämt.

Darüber hinaus zeigt sich in dieser Passage, wie das lesbische Subjekt gewissermaßen (re-)konstruiert wird. In der Vergangenheit wird nach Anzeichen des „Andersseins“ gesucht und diese „*eindeutig(e) gefunden*“.

Bea berichtet von einer Frau, mit der sie gemeinsam im Sportverein war und die sie attraktiv findet. Sie traut sich nicht ihr Begehren zu thematisieren. Obwohl sie keine erotische Beziehung führen, sondern eine intensive Freundschaft pflegen, empfindet Bea eine gewisse Erotik in der Beziehung. Außenstehende könnten aber, so spekuliert Bea, ihre Freundschaft als „homosexuell“ interpretiert haben. Sie selbst tut dies lange Zeit nicht, sondern versucht das Begehren zu kontrollieren, weil sie sich „da nicht auskennt“.

*Bea: „also ich hatte eine (.) ähm also vom Sportverein her ich war aktive Sportlerin ich hatte eine sehr sehr enge Freundschaft mit eine die andere Sportlerin wir waren (.) äm auch äh (.) also damals schien es ganz viele Jahre auseinander aber so irrsinnig viel kann es nicht gewesen sein Vielleicht war es (.) zehn (.) wir waren vielleicht zehn Jahre auseinander wir waren **wahnsinnig** viel zusammen ham einander auch sehr also **vermisst** und äh der Kontakt war auch sehr eng und ich weiß noch ein mal wo ich also wahnsinnige Sehnsucht nach körperlicher Nähe hatte ne und hab's gelassen (.) so (.) ja also war out of my depth also ich war (.) ne also da kannte ich mich nicht aus (.) wusst ich auch nicht ähm also dis dis war eindeutig ja ich war also definitiv in sie verliebt ich hab“*

Die ersten Begegnungen mit dem gleichgeschlechtlichen Begehren sind verwirrend. Und auch wenn die ersten sexuellen Gefühlen wohl immer verwirrend sind, so kommt es bei nicht-normativem Begehren doch häufiger zu einer Löschung oder zumindest Deskreditierung der Gefühle: Es kann eben nicht sein, was nicht sein darf.

Die Freundschaft löst sich auf, als Beas Freundin zum Studium die Stadt verlässt. Erst rückblickend (re)konstruiert Bea diese Freundschaft als Indiz für das Vorhandensein eines lesbischen Empfindens. Sie hat zu diesem Zeitpunkt keine sexuellen Kontakte und die „*Schnauze voll*“ von Männern. Damals glaubt sie noch, dass die logische Konsequenz davon sei, keine Sexualität mehr haben zu können. Sie lebt insgesamt vier Jahre asexuell.

Mit ihrer jetzigen Freundin ist sie verpartnert, kann aber nicht genau angeben, seit wann - schätzungsweise seit fünf Jahren. Ihr Suche nach Regenbogenfamilien und der Austausch darüber sind mittlerweile zu ihren Hauptanliegen geworden. Mit ihrer Partnerin hat sie zwei Kinder. Ihr Sohn aus der vorherigen heterosexuellen Beziehung lebt wieder in der Kleinstadt, wo er aufgewachsen ist.

Für ihre Beziehungen ist Bea stets bereit zu arbeiten. Sie zieht unter anderem für den ehemaligen Partner nach Deutschland, so wie sie für die jetzige Beziehung mit der momentanen Lebensgefährtin in die Großstadt gezogen ist. Sehr bewusst entscheidet sie sich aber gegen ein Coming-out an ihrem Wohnort, da sie negative Konsequenzen befürchtet.

Bea, zieht in eine Großstadt, um dort offen lesbisch leben zu können. Doch aus den 15 Jahren Kleinstadtleben hat sie gelernt, vorsichtig zu sein. Sie möchte sich nicht mehr verstecken, allerdings liegt ihr ein „*Bühnenouting*“ fern. An ihrer Arbeitsstelle beobachtet sie zuerst, wie die „*Stimmung*“ ist, und trifft dann die Entscheidung, sich zu outen. Als sie feststellt, dass es „*kein Thema*“ ist, erzählt sie von ihrem Leben mit ihrer Freundin. Für sie bedeutet der Zwang, sich als lesbisch outen zu müssen, eine Ungleichheit gegenüber heterosexuell lebenden Menschen. Da diese innerhalb der Norm leben, gibt es hier keinen Anlass, sich zu outen, stattdessen können Heterosexuelle ganz selbstverständlich über ihre Partner_innenschaften sprechen (siehe etwa Santos Castroviejo 2002).

Auch wenn die Großstadt als ein sicherer Ort erscheint, in dem das Coming-out und das Leben als lesbische Person möglich sind, so sind es dennoch nur „*LSBTIQ-Inseln*“ die eine wirkliche Offenheit bieten. Die Großstadt im Allgemeinen wird kaum als nicht-heteronormativer Ort

bezeichnet. Vielmehr treffen sich in bestimmten Bezirken vermehrt LSBTIQ-Personen und schaffen durch ihre Präsenz ein offeneres Umfeld. Außerhalb dieser Nischen müssen LSBTIQ-Personen mit Übergriffen rechnen oder können sich zumindest nicht immer sicher fühlen. Viele LSBTIQ-Personen begegnen dieser potenziellen Bedrohung mit Vermeidungsstrategien. Auch die Mimikry ist eine oft gelebte Strategie.

Mimikry wird innerhalb kritischer Theorien als Nachahmung der machtvollen Mehrheit beschrieben. Der französischen Philosophin Luce Irigaray (1979) zufolge stellt das Gendermimikry in Form der Wiederholung den theoretischen Apparat, um dem Phallogozentrismus Einhalt zu gebieten. Irigaray geht davon aus, dass Frauen „Weiblichkeit“ als notwendige Maskerade nachahmen. Die von der Frau performierte Heterosexualität ist für Irigaray eine bloße Überlebensstrategie. Dem postkolonialen Theoretiker Homi Bhabha zufolge kann Mimikry jedoch niemals vollkommen gelingen. Im Gegenteil, Mimikry stellt immer eine Interpretation des Nachgeahmten dar. (vgl. Bhabha 1994: 85ff.)

Die Personen passen sich hier an ein heterosexuelles Erscheinungsbild an, während die Performanz heteronormativ ist. Wenn das Passing gelingt, ist es für die Personen einfacher, sich im Alltag zu bewegen. Bea versucht dies zuweilen.

Körper und Sichtbarkeit

Als Lesbe erkennbar zu sein, bedeutet für Bea als Butch aufzutreten.

Als **Butch** wird eine „männlich“ auftretende Lesbe bezeichnet, die nicht dem heterosexuell tradierten Frauenideal entspricht. Sie trägt als männlich geltende Kleidung und hat oft kurze Haare. Ihr Auftreten wird als „burschikos“ beschrieben (siehe auch Kuhnen 1997, Halberstam 1998). Der Gegensatz dazu ist die **Femme**, die „weiblich“ auftretende Lesbe.

Butches sind ihrer Erfahrung nach durch ihre Genderperformance schnell als von der Heteronormativität abweichend zu erkennen - im Gegensatz zu Femmes - und somit auch ohne Partnerin von heterosexistischer und antilesbischer Gewalt bedroht. Konsequenz dieser permanenten Sichtbarkeit ist für Bea die Etablierung von „No-Go-Areas“.

*Bea: „wenn ich ähm zu der Zeit als ich **in Leder** und als ich **ne ich hier so als Lesbe** so durch die Straßen gelaufen bin da hab ich natürlich manche Orte **vermieden** ne ich laufe aber nicht mehr so rum und vermeide auch die Orte nicht ja ich würde aber trotzdem nach wie vor nicht in H (Stadtteil) wohnen wollen.“*

Diese Orte sind ihr erst jetzt, nachdem sie nicht mehr als Butch erkennbar ist, zugänglich. Doch sicher sind diese Orte für Bea deshalb noch lange nicht. Denn da sie immer noch lesbisch lebt, können diese Orte niemals wirklich sicher sein, und so werden einige Orte nach wie vor vermieden.

*Bea: „Ich hab das **von Anfang an** als nen gutes Klima erlebt also natürlich ähm gab's immer ich mein ich bin seit zwanzig Jahren in L-Stadt und ähm (3) stimmt nicht ich @bin seit 22 Jahre in L-Stadt@ und in dieser Zeit hat sich natürlich **auch vieles verändert** aber (4) es ist schwer zu sagen was eigentlich anders ist ähm natürlich wenn ich ähm zu der Zeit als ich **in Leder** und als ich **ne ich hier so als Lesbe** so durch die Straßen gelaufen bin da hab ich natürlich manche Orte **vermieden** ne ich laufe aber nicht mehr so rum und vermeide auch die Orte nicht ja ich würde aber trotzdem nach wie vor nicht in A (Stadtteil) wohnen wollen ich würden auch nicht in ähm **A (Stadtteil)** als in Altstadt B (Stadtteil) mit meiner Familie leben wollen ne ähm also es ist schon noch äh aber ich denke das is nicht anders für Lesben Schwulen als für andere Menschen auch also diese ähm also **diese rechtsradikale Getue** ich denke das ist für **alle Menschen** unangenehm und äh macht sie auch Angst also hier ist tatsächlich also das is schon ne Stelle wo man denkt oh Mensch also hoffentlich geht da nichts ab“*

Die Passage verdeutlicht pointiert, wie zwar einerseits die Großstadt als ein offener Raum vorgestellt, dieser aber parzellisiert wahrgenommen wird: Es gibt hier Territorien, die aus unter-

schiedlichen Gründen vermieden werden, von denen auch Angst ausgeht - die Stadt erweist sich als begrenzt und zerfurcht. Gleichzeitig betont Bea, dass bestimmte Angsträume gewissermaßen allgemeine Angsträume sind. Die Aussage „*also diese rechtsradikale Getue ich denke das ist für alle Menschen unangenehm*“ wirkt wie eine Beruhigung, denn die Angst, die an Orten erlebt wird, „*wo man denkt oh Mensch also hoffentlich geht da nichts ab*“, ist keine Angst, die aus der nicht-normativen Lebensweise erwächst. Andererseits ist auch die Verharmlosung rechtsradikaler Gewalt bemerkenswert: Bea beschreibt hier das gewaltvolle Auftreten dieser Gruppen als „*Getue*“, welches „*unangenehm*“ ist. Zudem bemerkt sie, dass alle Menschen gleichermaßen von rechtsradikaler Gewalt bedroht sind – was natürlich nicht der Fall ist. Viel eher scheint die Passage den Zweck zu erfüllen, aus der Marginalisierung herauszutreten nach dem Motto: „*Es ist nicht so schlimm ‚lesbisch‘ zu sein, eigentlich sind doch alle auch beizeiten von Gewalt bedroht.*“

2.1.6 Frauke - Körper, Begehren und Sexualität

Frauke, Jahrgang 1971, Hochschulstudium

Frauke wird in der DDR geboren. Ihre Schulzeit markiert eine Zeit der inneren Konflikte, da sie zwar gut in der Schule, aber unbeliebt bei den Mitschüler_innen ist. Dies schreibt sie ihrer im Vergleich zu ihren Mitschüler_innen langsameren Entwicklung in der Pubertät, aber auch ihrer allgemeinen Ängstlichkeit gegenüber Sozialkontakten zu. Fraukes Verhältnis zu ihrer eigenen Weiblichkeit und Sexualität ist als Jugendliche stark belastet. Sie empfindet sich weder als feminin noch interessiert sie sich für Sexualität. Die Ausschlüsse, die sie durch ihre Nichtbeteiligung an gender- und sexualitätsmarkierenden Handlungen von Gleichaltrigen erfährt, führen dazu, dass sie sich einerseits zwar wünscht, als von Jungen/Männern begehrenswert wahrgenommen zu werden, sich jedoch gleichzeitig von ihnen „abgestoßen“ fühlt. Der innere Coming-out-Prozess zieht sich über eine längere Zeit hin, bis sie sich mit Anfang 20 sicher ist, lesbisch zu sein. Sie bewegt sich nur in ausgewählten Räumen und achtet darauf, wo sie sich als Lesbe zu erkennen gibt. Ein Grundvertrauen zu Männern fehlt ihr.

Parzellen des Out-Seins

Auch Frauke ist - wie alle anderen Interviewpartner_innen auch - nicht überall out. Die Idealvorstellung, dass in Deutschland alle lesbisch und bisexuell lebende Menschen wie auch Trans*Personen out sind, konnte weder die quantitative Erhebung noch die vorliegende qualitative Studie belegen. Sie ist im Grunde eine absurde Vorstellung. Frauke beispielsweise ist nicht vor allen Kolleg_innen und auch nicht vor ihren Schüler_innen geoutet. Die Vorstellung der Notwendigkeit eines „vollständigen Coming-outs“ – das heißt, an allen Orten und zu jeder Zeit offen mit dem eigenen sexuellen Begehren umzugehen - erweist sich als Unmöglichkeit. Dass die meisten Interviewten hierfür immer wieder pragmatischen Gründe angeben - in denen sie etwa anmerken, dass auch Heterosexuelle nicht an allen Orten über ihre Sexualität Auskunft geben – lässt vermuten, dass das Nicht-out-Sein für nicht heterosexuelle Menschen erklärungsbedürftig ist.

Frauke: „und so auf der Arbeit also out bin ich glaub ich schon schon lange eigentlich überall mit Leuten denen ich vertraue so das ist egal ob das Freunde sind oder Kollegen aber die denen ich nicht vertraue oder wo ich das Gefühl hab die sind irgendwie n bisschen anders drauf da hab ich dann auch nicht so große Lust drauf mich irgendwie zu outen oder so wohingegen bei den andern mir das total wichtig ist das auch irgendwie so transparent zu machen mh wo ichs nicht kann ich unterrichte ich unterrichte Deutsch als Fremdsprache hm hab früher in der Uni auch gearbeitet mit Studenten und hab arbeite eigentlich jetzt ausschließlich mit mit Frauen mit Migrantinnen in also in so Elternkursen ein (Alphabetisierungskurs) und im in Xstadt im Frauenzentrum also ich hab einfach verschiedene ganz verschiedene Kurse ahm und das geht mir aber also ich hab Angst ich hab Angst mich zu outen obwohl ich manchmal denke es wäre total cool es zu machen weil einfach um den Leuten so zu zeigen es gibt ne manche leben anders oder (.) so“

Bemerkenswert sind hier auch die spezifischen Rationalisierungen für das „nicht perfekte Coming-out“, die nicht zufällig eingebettet bleiben in machtvollen Diskurse.

Frauke: „ich hab halt in meinen Gruppen überwiegend muslimische Frauen sogar in manchen Gruppen 100% ich weiß nicht wie der Vergleich wäre wenn ich jetzt zum Beispiel überwiegend russische Frauen hätte vielleicht würd ich da genauso reagieren //Y: hmhm// weil ich ihnen irgendwie unterstelle sie sind da nicht sehr offen aber scheinbar unterstell ich das Muslimen auch dass sie da keine große Offenheit haben für das Thema so weils die Religion quasi ja eigentlich nicht erlaubt oder so //Y: hmhm// also (sehr schnell)#(na) wenn ich jetzt christliche Fundamentalisten hab die hab ich nicht in meinen Gruppen dann# wärs vermutlich auch so aber ahm dass ich ihnen dann mehr zuschreibe sie würden jetzt homophober reagieren so.“

Frauke hat sich vor ihren Klient_innen nicht geoutet, weil sie, so Frauke, muslimisch sind. Tatsächlich gibt es etliche (darunter auch gute) Gründe, sich vor einer Sprachklasse oder auch vor Klient_innen in der Beratung nicht zu outen - etwa professionelle Distanz. Doch Frauke erlebt das Nicht-out-Sein als Mangel und macht für diesen Mangel diejenigen verantwortlich, denen gegenüber sie es nicht wagt, sich zu outen. Darüber hinaus ist es bemerkenswert, dass Frauke (alle) muslimische Frauen dann auch noch gleichsetzt mit fundamentalistischen Christ_innen. Diese In-eins-Setzung veranschaulicht ungewollt die antimuslimischen Stereotypen, die sich offenbar immer dann Bahn verschaffen, wenn das Narrativ des vollkommenen Coming-outs nicht erfüllt wird. Eine Figur, die wir in den Interviews immer wieder finden.

Frauke: „ich glaub (.) dass wir uns schon auch gezeigt haben immer in der Öffentlichkeit so (.) wobei ich schon glaube (.) bis heute dass es Orte gibt wo ich mehr aufpasse (.) wo ich mich zeige oder nicht zeige so (.) ähm (.) also es kann bestimmte Gegenden in C-Stadt sein wo ich mehr gucke vielleicht (.) also wo ich jetzt vielleicht nicht grade irgendwie (.) na ja ich knutsch jetzt sowieso nicht so viel auf der Straße aber ich (.) also (.) wo ich explizitere @Sachen@ jetzt irgendwie mach (.) aber vielleicht doch n bisschen mehr drauf gucke oder so.“

Auch Frauke ist immer „vorsichtig“ und achtet darauf, wo sie sich wie zeigt. Die meisten lesbischen/bisexuellen Frauen gehen in der Öffentlichkeit ständig auf Nummer sicher. Frauke ist sich immer darüber bewusst, was für ein Verhalten, in welcher Umgebung okay ist. Spontaneität und Leidenschaft sind hier Grenzen gesetzt, die die meisten heterosexuellen, weißen Paare in Deutschland so nicht kennen.

Die Überwindung von internalisiertem Heterosexismus und Homophobie, die sich oft in Ängstlichkeit Ausdruck verschaffen, spielen während des inneren Coming-outs eine dominante Rolle im Leben der meisten Interviewten. Die Befürchtung, eine von den Mehrheitsvorstellungen „abweichende Sexualität“ bei sich zu entdecken und der fortdauernde Heteronormativitätsdruck führen dazu, dass sich einige auf heterosexuelle Erfahrungen einlassen. Auch das Gefühl, alles versucht zu haben, um sich in ein „normales Leben“ einzupassen, spielt dabei sicher eine wichtige Rolle. Nicht selten sind dies äußerst gewalttätige Erfahrungen, die im Übrigen in etlichen sogenannten „Lesbenfilmen“ zwar thematisiert, aber im Alltag eher tabuisiert werden.

Frauke: „meine Mutter son tolles Sexaufklärungsbuch zu Hause stehen das war ungefähr von 1972 oder von 1968 war oder so (.) das hab ich mir alles reingezogen (.) ich glaub da hab ich auch schon was über Homosexualität gelesen (.) mh wir könn' uns vorstellen was da stand zu dem Thema @(..)@ aber auch zu Sexualität generell und dann standen auch so Prozentzahlen ab wann welche irgendwie Sex haben und (.) ähm (.) in welcher Prozentsatz ne und dass mir 21 zum Beispiel bloß noch ungefähr (.) keine Ahnung was (.) 5 % der Bevölkerung noch keinen Sex hatten @oder so@ ich weiß nicht mehr die Zahlen (.) aber es war so wie hüi so (.) ich bin nicht norma:l und so: (.) na ja und deswegen hat ich sone komische Affäre mit nem Typen der eigentlich total krass war weil (.) weil eigentlich hat er mir (.) also wir hatten irgendwie glaube dreimal Sex miteinander und im Grunde hat er mir beim ersten mal echt Gewalt angetan aber ich hab halt auch (.) also ich wollt es ja quasi (.) weil ich ja jetzt es drauf angelegt hab dass ich jetzt mal Sex habe mit jemand und (.) und ich auch nie und nimmer dann Stopp oder Nein oder so gesagt hätte in irgend=nem Moment und eigentlich gings mir damit überhaupt nicht gut (.) so (trinkt) und aber (.) ziemlich direkt danach hat ich mein Coming-out.“

Frauke versucht sich dem Normalitätsdruck, der von dem „Sexaufklärungsbuch“ der Mutter ausgeht, zu beugen. Sie will unbedingt Sex mit einem Mann haben. In einer Situation, die ihr eigentlich unangenehm ist, gelingt es ihr nicht, „Stopp oder Nein“ zu sagen, und obschon die

erste sexuelle Erfahrung sehr gewalttätig ist, hat sie mit demselben Mann noch weitere Male Sex. Interessant ist hier auch, dass gleich im Anschluss an diese Erfahrung das Coming-out datiert wird: „*ziemlich direkt danach hat ich mein Coming-out*“. Das Coming-out wird damit wie eine Zäsur präsentiert, nachdem alles anders wird. Im Übrigen erscheint die Darstellung auch eingebettet in das Narrativ, das besagt, dass schlechter heterosexueller Sex zu „Homosexualität“ führt. Es ist, als habe es sich Frauke noch mal „beweisen müssen“.

Erneut scheint es adäquat an dieser Stelle hervorzuheben, dass es nicht immer Homophobie ist, die die Interviewten daran hindert, eine nicht-heteronormative Beziehung einzugehen, sondern dass oft nicht-normative Vorbilder fehlen oder diese durchweg verbunden werden mit „Unmoral“ und „Schmutz“.

Das Fehlen von Vorbildern ist innerhalb der Medienlandschaft bereits als „Marktlücke“ erkannt worden. So werden in Seifenopern und Fernsehserien immer wieder lesbische Beziehungen integriert. Allerdings werden diese zumeist als Grenzüberschreitungen charakterisiert. Von einer gleichberechtigten Darstellung von heteronormativer Sexualität und nicht-heteronormativer Sexualität kann in Deutschland keineswegs die Rede sein.

Therapien, Beratungen und Heteronormativitätsdruck

Nach ihrem Coming-out im Freund_innen- und Familienkreis sucht Frauke nach professioneller Unterstützung. Dies konkordiert mit der quantitativen Studie, in der deutlich wurde, dass lesbisch lebende und bisexuelle Frauen über überdurchschnittlich viel Therapieerfahrung verfügen. Therapien, so ist zu vermuten, haben in LSBTIQ-Kontexten eine raschere Enttabuisierung als in der Mehrheitsbevölkerung erfahren. Dies wird auch in der nachfolgenden Passage deutlich.

Frauke: „na ich glaub auch mehr zu sehen (.) dass das Sachen die (.) die mich (.) die ich so habe (.) oder wo ich so n bisschen anders ticke als manche andere oder so (.) dass das aber trotzdem nix ist (.) was mich alleine betrifft sondern was (.) was irgendwie doch (.) auch mehrere andere haben und dass das halt bestimmte Ursachen auch in der Gesellschaft hat also ich glaub das zu sehen (.) ahm (.) hat gedauert und auch wahrscheinlich (.) vermut ich jetzt mal Therapie (.) also ich kannte zu dem Zeitpunkt noch einige (.) die Therapie für was ganz Schlimmes hielten oder nach dem Motto da muss ich ja zugeben dass ich jetzt verrückt bin wenn ich ne Therapie mache so (.) und ich war (.) ich schätze bei mir war das jetzt vielleicht nicht so krass aber ich kann mir vorstellen dass ich auch jetzt so (.) als ich so in meinen Zwanzigern war (.) dass das einfach noch nicht so Thema war irgendwie oder nicht was (.) was (.) was ähm Realistisches für mich erschien oder so (.) dass man auch ne Therapie machen kann //Y: haham// ohne dass mer jetzt quasi völlig durchgeknallt ist @oder so@ ähm (.) mh (7) °aber so mit den andern Themen hab ja auch (.) auch da in der Therapie eigentlich gute Erfahrungen gemacht eben (.) was jetzt Sexualität und Identität und so anging.“

Auch hier wieder ist es die *exzentrische Position*, die auch Möglichkeitsräume schafft. Das erlebte Leiden und die häufigen Diskriminierungen machen verletzlich und die Verletzlichkeit macht manches Mal eine professionelle Unterstützung vonnöten. Dies führt gleichzeitig zu einem Wissen über psychische Prozesse, zu Themen wie „Identität“ und einer Auseinandersetzung mit „Sexualität“, „Gewalt“ und „Beziehung“, mit denen sich die Mehrheit der Bevölkerung häufig nicht auseinandersetzt. Und die meisten Personen wissen sehr genau, welche Kriterien für die Auswahl ein_er guten Therapeut_in ausschlaggebend sind – wie bereits in den anderen Interviewanalysen sichtbar wurde. Für Frauke ist es wichtig, dass sie „möglichst lesbisch oder feministisch“ ist.

Frauke: „dann wars mir auch wichtig dass ich ne Therapeutin finde die (.) die les- möglichst irgendwie lesbisch oder feministisch oder so ist (.) und das war im Prinzip auch so (.) obwohl ich mit der dann auch so=n paar (.) also manchmal wurd=es an dem Thema schwierig wo=s so=n bisschen um DDR ging da (.) da fand ich manchmal dass sie so (.) komische Vorstellungen hatte und wir auch manchmal fast n bisschen gestritten ham aber (.) sonst war ich eigentlich sehr (.) fand ich sehr gut (.) was wir da gemacht haben so zusammen (.) weil sie halt in anderen Themen sehr fit war“

Frauke bemerkt in der Therapie, dass das Thema „Ostbiografie“ nicht immer einfach ist. Die Therapeutin hat ihrer Beschreibung zufolge „*komische Vorstellungen*“ von der DDR. Aber das stört Frauke nicht sonderlich, „*da sie halt in anderen Themen sehr fit war*“. Wie andere Interviewte auch, verlangt Frauke nicht, dass die Therapeut_in in allen für sie wichtigen Themen Kompetenz mitbringt. Es wird gleichsam eine Hierarchie der Kompetenzfelder hergestellt.

Frauke beschreibt ihr Aufwachsen in der DDR ebenfalls als ein Aufwachsen ohne „homosexuelle Vorbilder“. Zudem waren Schulbücher (etwa Biologie-Textbücher) sehr heterosexistisch. „Homosexualität“ wurde ausschließlich pathologisierend präsentiert. Dass dies auch in der heutigen Bundesrepublik nicht viel anders ist, beweist die neue Studie von Melanie Bittner (2012). Daher ist es interessant, dass hier der Grund für eine heterosexistische Umgebung in der Retrospektive auf die DDR als ideologischen Raum projiziert wird, womit der Eindruck entsteht, dass dies in der damaligen BRD anders gewesen sei.

Frauke: „also das Thema Homosexualität gabs nicht in der Öffentlichkeit in der DDR (.) also es fing glaube ich an Mitte Ende der 80er aber nicht in der öffentlichen (.) also in der @richtigen Öffentlichkeit@ sondern in so (.) irgendwelchen (.) Szenen oder so vielleicht (.) ähm oder (.) Kreisen (.) mh (.) ähm (.) also Vorbilder gabs sowieso nicht (.) () heute schade finde (.) damals wusste ich das ja nicht so wirklich dass es das nicht gab weil ich wusste ja nicht was es hätte geben können“

„(D)amals wusste ich das ja nicht so wirklich dass es das nicht gab weil ich wusste ja nicht was es hätte geben können“ ist eine wunderbare Formulierung, die das Fehlen an Vorbildern und Räumen in der DDR beklagt. Frauke fühlt sich lange Zeit sehr isoliert.

Nicht zuletzt sind Lesbenberatungsstellen auch eine zentrale Stelle, um mit anderen lesbischen Menschen in Kontakt zu kommen. Angeleitete Gruppen zu Aspekten der lesbischen Lebensweise schaffen darüber hinaus Freundschaften und soziale Netze, die besonders für Menschen, die sich in ihren Alltagszusammenhängen nicht outen können oder wollen, oftmals die einzige Möglichkeit darstellen, sich als Teil einer Gruppe zu fühlen.

Frauke: „Hm (.) eigentlich seh ich mich da sehr alleine (.) so (.) also ich glaub das einzig was gut war ist (.) dass es irgendwie Medien gab (.) in denen veröffentlicht war wo eine hingehen kann (.) wenn sie (.) gerne andere Lesben treffen will so //Y: hmhm// also das war sicherlich hilfreich (.) aber sonst seh ich mich da so als total (.) also (.) alleinige Akteurin die halt irgendwie gucken muss wie sie jetzt Kontakt irgendwo hin kriegt oder so (.) oder wie sie andere kennenlernen kann und dass ich die aber auch (.) also ich glaub es war auch extrem wichtig die kennenzulernen und so (.) na ja über Sachen reden zu können und verstanden zu werden in was (.) wa- was ich früher nie hatte so (.) weil halt andere bestimmte (.) Sachen wie ich mich in manchen Situationen gefühlt habe oder so dass andere einfach nicht nachvollziehen konnten (.) und selbst wenn sie wohlwollend waren (.) wars nicht ihre Erfahrung so und ich glaub ich wollte einfach auch andere treffen die ne ähnliche Erfahrung haben so//Y: hmhm//“

Die häufig erlebte Sprachlosigkeit und das Gefühl der Isolation werden an Orten, wo Lesben sich treffen, zeitweise aufgebrochen. Hier kann Frauke über Dinge reden, die ansonsten nirgendwo verstanden werden. Sie weist auch daraufhin, dass selbst diejenigen aus der Mehrheitsbevölkerung, die wohlwollend sind, vielfach die gemachten Erfahrungen nicht nachvollziehen können - zumindest ist dies Fraukes Einschätzung.

Am Beispiel von Fraukes Erzählung wird deutlich, dass die Anpassung an heteronormative Strukturen in lesbischen und queeren Kreisen durchaus auch als Defizit bzw. Zeichen des Versagens gelesen wird. Auch Frauke versucht immer wieder ein Passing. Sie fügt sich in heteronormative Strukturen ein und trägt, um akzeptiert zu werden, Make-up oder lässt sich eine Dauerwelle machen. Doch sie erlebt die verordnete „Weiblichkeit“ als massiven Eingriff in ihre Persönlichkeit.

Frauke: „ich denke ich hab einfach so versucht zu sein wie die andern ich hab mich auch auf ne Art angepasst so auch so äußerlich irgendwie (.) dann gabs ja die Jugendweihe in der 8. Klasse ähm (.) wo ich mir dann zum 1. Mal ne Dauerwelle gemacht hab (.) ich mein gut das war nu auch(.) auch Mitte der '80er das

war dann so in zu der Zeit @(.)@ ähm (.) und wollt glaub ich schon irgendwie so akzeptiert sein und hab versucht auch so in so=ne Mädchenrolle n bisschen zu schlüpfen wie (.) also zumindest so von den Äußerlichkeiten her ähm (.) die akzeptiert wird.“

Rituale wie Jugendweihe sind für genderunkonforme Jugendliche eine große Belastung. Und auch in der Schule erleben sie etwa in geschlechtergetrennten Räumen wie Toilette, Sportumkleideraum oder -unterricht belastende Situationen (vgl. hierzu auch van Dijk/van Driel 2007). Die stetige Abwehr ihrer geschlechtlichen Ausdrucksweise durch Freund_innen, Eltern und Erziehende erschüttern das Selbstwertgefühl grundlegend. Der Wunsch nach Anerkennung und Akzeptanz in der Gruppe schafft Raum für selbstzerstörerische und -verletzende Handlungen. Perfide Konsequenz ist zudem, dass Übergriffe manches Mal als Beweis, etwas Wert zu sein, interpretiert werden.

Frauke: „ich weiß auch noch was dass so ein Junge in der Klasse den ich besonders eklig fand (...) der kam halt (.) also ich lief mit der mit dieser Freundin N hieß die (.) so irgendwie den Gang lang und er kam uns ähm entgegen und hat halt ihr so prr vorn an (.) an die Schamgegend gefasst quasi im Vorbeigehen und das Krasseste was daran fand (.) also eigentlich fand ichs glaub ich ganz (.) ganz schlimm aber es war irgendwie trotzdem noch wie son Beweis das sies überhaupt wert war (.) dass sie quasi als Frau oder als Mädchen betrachtet wurde während er das bei mir nie gemacht hätte weil weil ich schon so doof war quasi dass äh dass (.) also ne (.) @so völlig@ absurd also ist eigentlich totaler Übergriff aber (.) gleichzeitig wars noch wie ne Art von (.) Aufwertung in Anführungsstrichen.“

Subjektiv empfindet Frauke die dargestellte Situation als unangenehm und beschreibt den übergriffigen Jungen in ihrer Klasse als „besonders eklig“ und doch ist der Wunsch, „als Frau oder als Mädchen betrachtet“ zu werden, so groß, dass der Übergriff als „Aufwertung“ wahrgenommen wird, obwohl sie es auch als „ganz schlimm“ wahrnimmt. Selbst in der Retrospektive ist sich Frauke nicht sicher, wie sie diese Erfahrung einordnen soll. Sie „glaubt“, dass es schlimm für sie war, aber auch eine „Aufwertung in Anführungszeichen“.

In der quantitativen Studie sind die Angaben zu erlebten Gewalterfahrungen relativ gering. Wenn aber der Zugang zu Respekt und Anerkennung der eigenen Person häufig nur über gewaltvolle Erfahrungen erreicht werden kann - also etwa sexuelle Übergriffe, die beweisen, dass die Mädchen/Frauen „weiblich“ genug sind, um sexuelle Reaktionen hervorzurufen -, entsteht in der Rekonstruktion dieser Erfahrungen ein ambivalentes und spannungsgeladenes Feld bei der Bewertung derselben. Gewalt kann als Gewalt nicht mehr eindeutig erkannt werden. Dies zeigt auch, wie sich unmittelbare Machtwirkungen in den Körper eingeschrieben haben und Abwertungen als solche unerkant bleiben bzw. gelöscht oder umcodiert werden.

2.2 Resümee der narrativen Interviews

„Die heterosexuelle Fixierung des Begehrens erfordert und instituiert die Produktion von diskreten, asymmetrischen Gegensätzen von ‚weiblich‘ und ‚männlich‘, die als expressive Attribute des biologischen ‚Männchen‘ (male) und ‚Weibchen‘ (female) verstanden werden“ (Butler 1991: 38).

Theoretisch wissen wir, dass Heteronormativität zwei Geschlechter entwirft, die darüber hinaus in einer gegenseitigen Begehrensstruktur gedacht werden. Ob wir das mit Judith Butler (1991, 1993) „heterosexuelle Matrix“/„heterosexuelle Hegemonie“/„heterosexuelles Imperativ“ oder mit Adrienne Rich (1993) als „Zwangsheterosexualität“ bezeichnen, ist dabei letztlich zweitrangig. Bemerkenswert ist dagegen, dass die Interviewpartner_innen auch heute noch Abwertungen erfahren, wenn sie sich lediglich genderunkonform verhalten: etwa wenn sie sich nicht den Geschlechterstereotypen entsprechend kleiden und dadurch eine „Bildstörung“ hervorrufen, die die heteronormative Imagination irritiert. Dies wirft kritische Fragen bezüglich einer vermeintlich inklusiven und angeblich emanzipierten deutschen Gesellschaft auf: Wenn bereits das Missachten von Vorgaben zu geschlechtsspezifischem Verhalten und das Nicht-

Tragen genderkonformer Kleidung ein Freischein für Abwertungen und Gewalt sein können, wie inklusiv ist die Gesellschaft dann wirklich? Wie eng sind die Grenzen, die das „wahre Geschlecht“ markieren, gezogen? Theoretische Debatte und empirische Wirklichkeit scheinen hier weit auseinanderzuklaffen. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass die Vorstellung, dass es eine Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), Gender, der sexuellen Praxis und dem Begehren gibt, welche Butler (1991: 38) als intelligible Geschlechtsidentitäten bezeichnet und in ihren Abhandlungen theoretisch hinterfragt, von den meisten Interviewpart_innen eigentlich als unverrückbare Wirklichkeit angenommen wird. Nur wenn sie sich in selbstgewählten Räumen aufhalten, die oftmals an den Rändern verortet sind, gerät die scheinbare Kontinuität ins Wanken und kann infrage gestellt werden. Nicht-normative Sexualität und Trans*Artikulationen bleiben damit marginalisiert.

Ein immer wiederkehrendes Moment in den Erzählungen sind Orte der Einübung von Genderkonformität etwa Sportunterricht, Tanzveranstaltungen und allgemein die Schule. Die Norm der Heterosexualität wird an diesen Orten immer wieder neu hergestellt. Bildungsinstitutionen und die Familie sind – gemeinsam mit den Medien – Institutionen, die garantieren, dass die Heteronormativität in der Gesellschaft stabil bleibt. Für die, die sich dieser nicht unterwerfen können und/oder wollen, bedeutet dies vor allem in der Jugend einen dauernden Kampf um Anerkennung und um Orte, an denen sie respektiert werden. Die „binäre Regulierung (unterdrückt) auch die subversive Mannigfaltigkeit einer Sexualität, die mit den Hegemonien der Heterosexualität, der Fortpflanzung und des medizinisch-juristischen Diskurses bricht“ (Butler 1991: 41). Regulierung begegnen wir dabei etwa in Gestalt von Blicken, kurzen Kommentaren, aber auch Drohungen. Frauke und Carlyn berichten etwa, wie im Sportunterricht ein binäres Körperverständnis eingeübt wurde oder wie in den Umkleidekabinen, das „Gemustertwerden“ seitens der Mitschüler_innen üblich war und immer mit Abwertungen einherging.

Die Anerkennung in der Familie spielt in fast allen Erzählungen eine bedeutsame Rolle. In der Familie drückt sich reproduktive Heteronormativität (Gayatri Spivak) zuweilen in dem ausgesprochenen Wunsch nach Enkelkindern aus, der viele lesbisch begehrende Frauen unter Druck setzt, aber auch in offener Ablehnung. Retrospektiv wird die Schule und das Elternhaus von den Interviewten als heterosexistisch reguliert beschrieben. Carlyns Mutter etwa spricht von einer „*lesbischen Phase*“, die bald vorübergeht und Doro zögert sieben Jahre, bevor sie ihrer Mutter erzählt, dass sie lesbisch lebt. Die sich entwickelnde sexuelle Identität wird manches Mal nicht ernst genommen und manches Mal einfach ignoriert. Das Coming-out vor der Familie ist insofern berechtigterweise mit Ängsten verbunden. Befürchtet werden Pathologisierung und/oder Stigmatisierung wie auch die komplette Ablehnung. Im Übrigen bleibt der Druck, von der Familie anerkannt zu werden, auch dann, wenn etwa lesbisch lebende Frauen eine eigene Familie aufbauen. So ist es Bea sehr wichtig, dass der Sohn ihre lesbische Lebensweise akzeptiert – was dieser nur bedingt tut.

Es verwundert nicht, dass das Mobbing von Schüler_innen, die diese Norm nicht erfüllen, geradezu zum Schulalltag gehört – entsprechend hoch sind auch die Angaben hierzu in der quantitativen Studie. Frauke wird in der Schule latent gemobbt, weil sie nicht genderkonform erscheint. Sie versucht sich anzupassen, indem sie sich als „Mädchen“ inszeniert, aber es gelingt ihr nicht immer – sie wird zur Außenseiterin. Harun erlebt sich als „*Freak*“ und Carlyn wird von einer Mitschülerin geoutet und daraufhin offen von ihrer Klasse gemobbt. Während die heterosexistische Klasse Carlyn hauptsächlich als „Homosexuelle“ stigmatisiert und mobbt, erfährt sie von den Lehrer_innen keine Unterstützung. Stattdessen werden Carlyns „Probleme“ bei ihrem türkischstämmigen Vater gesehen. Die Verschlechterung ihrer schulischen Leistungen und ihre Abwesenheiten werden auf der Folie des „Kulturkampfes“ verhandelt. Heterosexismus in der Schule wird so über rassistische Praxen abgewehrt. „Heterosexismus“ hat nach dieser Logik nichts mit dem heterosexistischen Schulsystem zu tun, sondern ist ein Problem von Schüler_innen mit „muslimischen Vätern“. Ein geschicktes, wenn auch absurdes Manöver,

welches die Lehrer_innen aus ihrer Verantwortung entlässt, Carlyn vor den heterosexistischen Angriffen der Mitschüler_innen zu schützen. Wenn institutioneller Rassismus als ein „kollektive(s) Versagen einer Organisation“ (vgl. MacPherson of Cluny, zit. in Gomollia 2008: 21) verstanden wird, dann können wir hier beobachten, wie ein Versagen mit einem anderen versucht wird zu vertuschen. Effekt ist nicht nur eine doppelte Diskriminierung, sondern vor allem die Produktion eines „Opfers“, welches sich nicht wehren kann, weil die Quelle der Diskriminierung gelöscht wird.

Carlyns und Haruns narrativen Interviews erlauben die Untersuchung des Zusammenwirkens von Rassismus und Heterosexismus/Cissexismus. Als Trans*Mann erlebt Harun sowohl cissexistische als auch rassistische Gewalt. Seine Verletzlichkeit „zwingt“ ihn zu „*permanenter Vorsicht*“. Die Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von Carlyn und Harun weichen insoweit ab von den Erzählungen der vier weiteren Interviewpartner_innen. Beide sind sichtbar markiert und Rassismuserfahrungen sind allgegenwärtig – ein Sich-Verstecken nicht wirklich möglich. In den Erzählungen von Harun und Carlyn wird Rassismus neben Heterosexismus und Cissexismus immer dann besonders hervorgehoben, wenn dieser sich vor die heterosexistische und cissexistische Gewalt vorschiebt. Bei Harun beispielsweise, wenn plötzlich im Verlauf der Personenstandsänderung sein nicht-deutscher Name im Vordergrund steht.

Diese Dynamik kann auch in den Erzählungen von Frauke und Doro nachgezeichnet werden, die den geradezu klassischen Dualismus „Feministin“/„Lesbe“ versus „Migrant_innen“ mobilisieren, um einerseits zu erklären, warum sie nicht überall out sind, und zum anderen darzulegen, was die „eigene soziale Bewegung“ – etwa die feministische oder die Lesbenbewegung – alles vollbracht hat. Soziale Transformation kann anscheinend nicht in Zusammenhang mit Migration gedacht werden. Und das, obschon Migration als einer der wichtigsten sozialen Transformationfaktoren gelten kann (vgl. Castro Varela/Dhawan 2009). Der Effekt ist, dass die Position von LBTIQ-Migrant_innen und LBTIQ of Color gelöscht wird. Sie sind im Diskurs quasi nicht existent. Das sind kritische Punkte innerhalb feministischer Gegendiskurse, die die afro-amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw in ihrem vielbeachteten Essay zur Intersektionalität thematisiert hat. Crenshaw betont, dass wenn weiße Frauen für und als Frauen sprechen, Frauen of Color nicht nur übersehen werden, sondern dass deren Exklusion darüber eben auch verstärkt wird (vgl. Crenshaw 1989: 156). Zu diesem Muster gehört dann auch die Strategie, ausgewählte Migrant_innen und/oder People of Color als „Retterin ihrer homophoben Kultur“ aufzurufen. Carlyns nicht-normative Lebensweise und ihre bürgerliche Herkunft sorgen für Verwirrung in der weißen Mehrheitsgesellschaft. Da sie als „Türkin“ gelesen wird und dieses Bild mit einer bürgerlicher Herkunft und einer alternativen Sexualität kollidiert, muss sie als Ausnahme codiert werden. Dies garantiert ihr eine prominente und zugleich ambivalente Position: Sie gilt als Expertin, kann diese Position jedoch immer verlieren, wenn sie sich nicht entsprechend ihrer Rolle als Ausnahme verhält.

Die gesellschaftlichen Abwertungen und sozialen Machtverhältnisse zeigen sich dabei als in die Körper eingeschrieben, sodass eine Regulierung nicht mehr von „außen“ bewerkstelligt werden muss. Harun etwa überlegt sich genau, an welchen öffentlichen Orten er sich outet und wo er potenziell Gewalt ausgesetzt sein könnte. Vorüberlegungen und Recherchen gehören zu seinem normalen Verhaltensrepertoire. Selbst bei der Wahl von Friseur_innen ist er eher vorsichtig und insbesondere bei Arztbesuchen achtet er auf eine ausgewiesene Trans*Freundlichkeit und recherchiert diese im Vorfeld.

Geschlechterregulierungen sind ein fortlaufendes Muster in den Erzählungen aller Interviewpartner_innen – aber auch die Widerstände dagegen und die aktive Suche nach Alternativen. Zeigte sich in der quantitativen Studie, dass Fremdbezeichnungen und Kategorien von vielen Studienteilnehmer_innen infrage gestellt werden, so zeigt sich in den Interviews, dass

dies nicht einfach geschieht, sondern erarbeitet wird – zum Teil auf schmerzhaft Art und Weise.

Coming-out-Prozesse scheinen in diesem Zusammenhang besonders wichtig zu sein. Sie finden zumeist - wie bei Harun, Frauke und Carlyn – in der Jugend statt und sind durch Abhängigkeitsverhältnisse gekennzeichnet. Für die Interviewpartner_innen erweist es sich als schwierig, Anschlüsse an alternative Begehrensvorstellungen zu finden oder gar positive Selbstbezeichnungen für ihr Begehren zu finden. Entweder gibt es keine Vorbilder oder die Vorbilder sind negativ belegt. Nach wie vor scheint die Großstadt Minderheiten mehr Möglichkeiten und einen größeren Schutz zu gewähren. Die Interviewten leben heute alle entweder in Großstädten oder in der Nähe einer Großstadt. Die Großstadt ermöglicht einen schnelleren Anschluss an alternative Szenen und einen Zugang zu Wissen über nicht-normativen Lebensweisen, Begehrensformen und Genderperformanzen.

Alle Coming-out-Erfahrungen zeugen dabei von der Mobilisierung internalisierter Homophobie. Interessanterweise reagiert dabei Carlyns Vater sehr positiv, obschon ihm vonseiten der Schule unterstellt wird, dass er mit der sexuellen Orientierung der Tochter aufgrund seines „Türkischseins“ wohl Schwierigkeiten haben müsse. Er hat kein Problem mit Carlyns sexueller Identität. Sie dagegen hat lange mit ihrem Coming-out gewartet, weil sie befürchtete, dass die antimuslimischen Vorurteile vielleicht doch wahr sein könnten. Harun dagegen wird von den Eltern abgelehnt. Die Eltern suchen in klassischer Manier Fehler, die sie bei der Erziehung gemacht haben. Der Kontakt ist fast komplett abgebrochen, wohingegen Doro von ihrer Mutter heute akzeptiert und ihre Lebensweise respektiert wird, nachdem sie sieben Jahre gebraucht hat, um sich vor ihr zu outen.

Drei der befragten Personen machen aktuell eine psychologische Therapie, in welcher auch ihr Trans*- bzw. Lesbischsein und Diskriminierungserfahrungen thematisiert werden, wenngleich mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung. Therapien sind im Kontext nicht-normativer Sexualität und Genderperformanzen – das zeigt auch die quantitative Studie – viel üblicher als in der Mehrheitsbevölkerung. Zum einen lässt sich daran der große Leidensdruck ablesen. Zum anderen scheint es auch so zu sein, dass die eigene Marginalisierung zuweilen offener macht für von der Mehrheit tabuisierte Unterstützungsmöglichkeiten. Alle thematisieren die Wichtigkeit einer Lesben-, Frauen-, Queer-, Trans*Szene. Die meisten haben auch Erfahrungen mit Beratungsstellen und Selbsthilfegruppen, wobei auffällig ist, dass diese positiv bis sehr positiv beschrieben werden. Es sind nicht selten die ersten Orte, wo das eigene Begehren nicht mehr als „Problem“ erlebt wird. Lediglich Harun macht deutlich, dass sich einige Orte, die ihm von als weiß gelesenen Trans*Personen als *safer spaces* empfohlen wurden, für ihn aufgrund rassistischer Ausschlüsse als nicht sicher erwiesen.

Auch klassistische Ausschlüsse werden thematisiert, aber interessanterweise nicht näher ausgeführt.

2.3 Fokusgruppendifkussion: Mehrfachdiskriminierungserfahrungen

Die narrativen Interviews gewähren Einblicke in die diverse Lebenswirklichkeit lesbisch/bisexuell lebender Frauen und Trans* und vermitteln eine Ahnung davon, wie Mehrfachzugehörigkeiten vom Subjekt erfahren und Mehrfachdiskriminierungen ausgeübt und verarbeitet werden. Die nachfolgende Fokusgruppendifkussion vertieft die Erkenntnisse hierzu.

2.3.1 Leitfaden

Zur Vorbereitung auf die Fokusgruppendifkussion wurde ein Leitfaden mit Fragen entwickelt, die sich aus den vorläufigen Ergebnissen der quantitativen wie qualitativen Daten ergaben. Einerseits wurden thematische Fragen zu den Auffälligkeiten beider primärer Methoden formuliert und andererseits die Wünsche der Teilnehmer_innen im Hinblick auf ein „besseres Leben“ abgefragt. Schließlich wurden die Einschätzung von Beratungsstellen und die konkreten Forderungen an die Politik abgefragt. Anhand der direkten Erfahrungen der Teilnehmer_innen wird versucht, mit verschiedenen Perspektiven auf Mehrfachdiskriminierungen, Gewalterfahrungen und Rassismus zu blicken.

	Themenfelder	Konkrete Fragelinien
I.	Begriffsklärun	a.) Bedeutung von Mehrfachdiskriminierung b.) Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen (Fragen zu Mehrfachdiskriminierung und Trans*)
	Öffentlichkeit, Institutionen	a.) Erfahrungen in der Öffentlichkeit b.) Erfahrungen auf der Straße c.) Erfahrungen mit und Perspektiven auf die Polizei (Schutz_Angst_Ohn_Macht_Gender_Sexualität)
	Szene, Communities	a.) Erfahrungen als queere und Trans*-PoC in der LSBTIQ-Szene b.) Erfahrungen in (queeren) PoC Räumen c.) Verhältnis zu Hetero-Migrant_innen-Communities
	Supportsysteme, Handlungsmöglichkeiten	a.) Strategien b.) Beratungsstellen, die aufgesucht wurden c.) Wurde überhaupt daran gedacht, eine aufzusuchen?
II.	Wünsche	a) bezüglich Beratungsstellen b) allgemein
III.	Allgemein	a.) Beratungsstellen b.) Politik c.) Sozialversicherungssysteme, Arbeits- und Wohnungsmarkt

Fokusgruppenleitfaden

2.3.2 Auswahl der Teilnehmer_innen und Ortswahl

Die beteiligten Personen bezeichnen sich als People of Color oder nicht der deutschen, weißen Mehrheitsgesellschaft zugehörig, was eine wichtige Voraussetzung war, um die Verschränkungen von „race“, Gender und Begehren erfassen zu können. Es war ein primäres Ziel der Fokusgruppe, explizit auf Rassismuserfahrungen und Sichtweisen von Queers und Trans* of

Color einzugehen. Die Fokusgruppe bestand aus vier Personen, die alle persönlich angesprochen wurden und sich spontan zu einem Diskussionstermin einfanden.

- 1.) Pamela, 1957, beschreibt sich als Schwarze_r Deutsche_r, Transgender. Pamela lebt lange Zeit in einer westdeutschen Kleinstadt und heute in einer Großstadt. Pamela hat eine abgeschlossene Ausbildung und befindet sich in einem Angestelltenverhältnis.
- 2.) Nixon, 1984, beschreibt sich als afrodiasporal, queer und wurde in der ehemaligen DDR geboren. Nixon lebt mittlerweile in einer Großstadt. Neben ihrem Studium geht sie der Lohnarbeit nach.
- 3.) Özgür, 1986, beschreibt sich als Person of Color, deutschtürkisch, lesbisch und als queere Femme. Özgür ist in Norddeutschland geboren und lebt ebenfalls in einer Großstadt. Sie studiert und hat einen Nebenjob.
- 4.) Alexis, 1965, beschreibt sich als Person of Color und als polygendered Trans*Person. Alexis wurde in einer westdeutschen Kleinstadt geboren, lebt in einer Großstadt und hat nach dem Studienabbruch eine Ausbildung begonnen.

Die Fokusgruppe fand am an einem Werktag im Juli 2012 in der Lesbenberatung in Berlin statt. Die Dauer der Fokusgruppe war von 18 bis 20 Uhr angesetzt. Allerdings wurde aufgrund einer 20-minütigen Pause das Gespräch um 30 Minuten verlängert. Die Fokusgruppe wurde vom qualitativen Team der Studie, Sabine Mohamed und Lisa Thaler, moderiert. Insgesamt kann auf ein Material von 2,5 Stunden zurückgegriffen werden. Zum Zeitpunkt der Fokusgruppe waren nur sehr wenige Mitarbeiter_innen der Lesbenberatung in den umliegenden Räumen anwesend, sodass die Gruppe ungestört war und das Gespräch in einem geschützten Raum stattfinden konnte. Die Teilnehmenden empfanden die Atmosphäre als angenehm. Das Gespräch wurde sehr angeregt geführt.³⁸

2.3.3 Auswertung

Die Fokusgruppendifkussion wurde inhaltsanalytisch (Mayring 2002) ausgewertet. Da sie die quantitative Studie und die Analyse der narrativen Interviews supplementieren sollte, wurden ganz explizit Aussagen zur Verschränkung von „race“, Gender und Begehren analysiert. Die Diskussion wurde mittels eines Aufnahmegerätes digital erfasst und von Ute Koop transkribiert und anonymisiert. Auf das aufwendige Transkriptionsregelwerk, welches in den narrativen Interviews zu Anwendung kam, wurde verzichtet, da lediglich eine einfache Inhaltsanalyse vorgesehen war.

Zum Verständnis von Diskriminierung

Innerhalb der Gruppe gibt es kein einheitliches Verständnis darüber, was unter „Mehrfachdiskriminierung“ oder „Intersektionalität“ zu verstehen ist. Vielmehr scheint eine Reihe von individuellen Verständnisformen gleichzeitig zu existieren. Und doch sind sich die Teilnehmenden darüber einig, dass Rassismus eine zentrale Kategorie innerhalb der diversen Diskriminierungen darstellt. Sie kommen sehr schnell zu dem Schluss, dass Rassismus seit ihrer Kindheit eine wirkungsmächtige Kategorie darstellt, die ihre Wahrnehmung und Bewertung des Selbst und der Umwelt in besonderer Weise beeinflusst hat. Vor dem Hintergrund ihrer Rassismuserfahrungen thematisieren die Teilnehmer_innen weitere Faktoren, die sie als allgegenwärtige Diskriminierungserfahrungen empfinden und betonen die untrennbaren Verknüpfungen zwischen diesen Merkmalen (vgl. hierzu Erel et al 2007: 245).

*Alexis: „Also, erstmal natürlich als Trans*Mann und dann als PoC in einer weißen Gesellschaft mich zu bewegen, bedeutet auch in mindestens zweierlei Hinsicht, dass in meine Person eingegriffen und eingegraben wird, welche OPs, welcher Hintergrund, ob T oder nicht T. Und woher man käme. Also, das kommt dann auf beiden Ebenen eben einfach. Das ist so eine Invasion von außen.“*

³⁸ Wir danken der Lesbenberatung für die Bereitstellung des Raums und den Teilnehmenden für ihre Perspektiven, Analysen und ihre Zeit.

Alexis beschreibt, dass er Diskriminierungen „*erstmal natürlich als Trans*Mann*“ erlebt und dann als Person of Color in einer weißen Gesellschaft. Damit ordnet er ungewollt seine Diskriminierungserfahrungen in eine Hierarchie ein: erst Cisexismus, dann Rassismus. Beide Formen der Diskriminierung bedeuten Eingriffe in seinen Körper: Operationen, die gemacht oder nicht gemacht werden, aber auch die Frage der Herkunft, die den Körper und die Selbstwahrnehmung desselben immer wieder herstellen. Beide Diskriminierungsformen werden wie „Invasionen“ erlebt, die auf zwei Ebenen zeitgleich angreifen. Spannenderweise wird im Anschluss daran die Kategorie „Klasse“ als mit „Herkunft“ verknüpft dargestellt.

Alexis: „ein wichtiger Aspekt (...) war eben diese Überschneidung von Klasse und Herkunft. Also quasi als Arbeiterkind irgendwie groß geworden zu sein und auch in einer Arbeitergegend, aber was eben halt dann zusätzlich noch eben halt als nicht-deutsches Kind. (...) einerseits ... klar zu haben, okay, es gibt keine Chancen für dich. Die Hauptschule ist das, was für dich die Wahl ist, da gab es auch keine anderen Möglichkeiten eigentlich. (...) Aber auch da dann noch ... da gabs ja auch deutsche Kinder ... da dann noch immer noch eine Abwertung ... eine zusätzliche Abwertung zu erfahren, obwohl es jetzt nicht an der Sprache lag, was sie ja sehr häufig dann, sage ich mal, benutzen dafür.“

Die Positionierung als „nicht-deutsches Arbeiterkind“ hat zur Folge, dass Alexis schon früh für sich wahrnimmt, dass es „keine Chancen“ gibt. Und auf der Hauptschule, deren Besuch schon als Abwertung gewertet wird, gibt es dann auch keine Solidarität der „Arbeiterkinder“, denn die rassistische Diskriminierung setzt sich fort. Diese wird als „zusätzliche Abwertung“ erfahren. Wir sehen also wie vernetzt Diskriminierungen erfahren und infolgedessen auch erzählt werden: erst Cisexismus und Rassismus - letzterer in Verbindung mit Klasse.

Während Alexis noch einen Ablauf bestimmt und die Diskriminierungserfahrungen zu trennen scheint – auch wenn sie gemeinsam auftreten –, gelingt dies Pamela³⁹ nicht: Bei Pamela vereinen sich Altersdiskriminierung, Lookism, Rassismus, Sexismus und Cisexismus in einer Art und Weise, die eine Erfahrung produziert, die ein feinsäuberliches Sezieren der Diskriminierungserfahrungen nicht zulässt.

Pamela: „Werde ich jetzt als Schwarze diskriminiert, werde ich als ältere Person diskriminiert, werde ich als dicker Mensch diskriminiert, werde ich als was weiß ich ... also, das kommt oft nicht so, finde ich, so ganz klar rüber. Klar entwickelt man irgendwie so ein Gefühl dafür, aber ... ja, ich meine, die Auswirkungen sind ja irgendwie ähnlich. Das ist ja nicht so, dass es da Abstufungen irgendwie da gibt, wie weh das tut oder nicht“

„Das kommt oft nicht so ganz klar rüber“, sagt Pamela und beschreibt damit, dass Pamela sich auf einer sozial sehr verletzlichen Position befindet, die es verunmöglicht, Diskriminierungserfahrungen getrennt wahrzunehmen. Diskriminierungen scheinen hier immer die ganze Person mit all ihren Teilzugehörigkeiten gleichzeitig zu treffen. Die Soziologin Encarnación Gutiérrez Rodríguez kritisiert wohl zu Recht eine Praxis, welche Intersektionalität als „Durchkreuzung von Kategorien wie Geschlecht, Klasse, ‚race‘ und so weiter,“ behandelt und nicht „auf die Wechselwirkungen und Interdependenzen in heterogenen gesellschaftlichen Prozessen sowie die Verquickung unterschiedlicher gesellschaftlicher Positionen, die von Schwarzen Feministinnen angetrieben wurden“ analysiert (Gutiérrez Rodríguez 2011: 77f.)

Die Frage, ob alle Teilzugehörigkeiten immer in demselben Maß eine Diskriminierungserfahrung darstellen, wird in der Fokusgruppe negiert, weil es nicht um die Hierarchisierung von Differenzen gehe und das Addieren von verschiedenen Diskriminierungen schwierig sei. Pamelas Aussage weist auf die Achsen der Diskriminierungen hin, welche auf Pamela einwirken.

Auch der horizontale Ansatz, der in einigen Antidiskriminierungsstellen angewendet wird und bei welchem verschiedene Diskriminierungsmerkmale gleichberechtigt behandelt werden, wird in der Fokusgruppe aus verschiedenen Blickwinkeln diskutiert. In der Vorstellung horizon-

³⁹ Pamela bezeichnet sich bezüglich der Kategorie Gender als „auf der Suche sein“. Der Name fungiert hier als Pronomen.

taler Diskriminierung wirken alle Formen der Diskriminierung gleich schwer auf die Position von Betroffenen ein und sind mithin nicht hierarchisierbar. Diese Formel scheint sinnvoll, wenn verschiedene Diskriminierungsmerkmale einzeln betrachtet werden.

Der **horizontale Ansatz** macht den sozialen Umgang mit „Minderheiten“ und nicht-normativen Praxen transparent. Die gleichzeitige Betrachtung differenter Diskriminierungsmerkmale wirkt einer Hierarchisierung von Diskriminierung entgegen. So können auch Mehrfachdiskriminierungen in den Blick genommen werden. (vgl. hierzu etwa die Website des Antidiskriminierungsbüro Sachsen).

Bei den Teilnehmenden der Fokusgruppe existieren allerdings kontroverse Ansichten darüber, ob das Verständnis von Diskriminierung entsprechend des horizontalen Ansatzes auch auf Mehrfachdiskriminierung übertragbar ist. So empfindet Alexis Diskriminierungen auf einer horizontalen Ebene, wenn er sagt, dass die diversen Diskriminierungen für ihn gleichwertig sind. Die Häufigkeit mit der er Rassismuserfahrungen in seinem Alltag erlebt hat, stellt keine Grundlage dafür dar, andere Diskriminierungserfahrungen und Marginalisierungen als qualitativ weniger schwerwiegend einzuschätzen. Allerdings konstatiert er auch, dass Rassismuserfahrungen andere Formen der Diskriminierung oft überlagern, weil er Rassismus als Person of Color häufiger in seiner Umwelt erfährt. Fernerhin führen jedoch auch transphobe Erfahrungen oder die fehlende Sensibilisierung für Cissexismus in der lesbischen Szene, die er mit seiner Transition erfährt, dazu, dass er diese Räume heute meidet oder nur mit Vorsicht betritt.

Alexis: „Ein Ranking würde ich bei mir mal sagen nicht. Es spielt alles eine Rolle, aber wie ja jetzt gerade schon am Anfang nach der Pause sozusagen ... was ich schon gesagt hab, dass es eben halt auch dieses Ding, dass ... dadurch, dass das einfach von klein auf so vorherrschend war, die Rassismuserfahrungen, überlagern die ganz viel. Aber es gibt eigentlich ... also überhaupt gar kein Ranking dadrin, weil, wenn ich von dem einen betroffen bin, dann heißt das nicht, dass mich das weniger angreift und meine Erfahrungen, sag ich mal als Frau sozialisierter Mann ... macht natürlich auch ganz viel, ich bringe natürlich diese Sexismuserfahrung mit und Rassismuserfahrung und dann jetzt auch transphobe Erfahrungen, die ich mache oder eben halt als ... eine ganze Zeit lang ... in der lesbischen Szene, sag ich mal, unterwegs gewesen zu sein, hat mich natürlich auch geprägt. Und das ist all das ... kommt ja zusammen und macht ja auch aus, dass ich ... dass es eben auch deutlich macht, ich hab gar keinen Raum mehr, weil das so vielschichtig ist, dass ich ... egal, wohin ich mich bewege, immer dann das Gefühl hab, irgendein Teil von mir wird wieder überrannt, wieder übertrampelt, ich muss da wieder achtsam sein oder so.“

Auch Alexis erlebt sich als sozial sehr verletztlich. Aufgrund der vielschichtigen Diskriminierungserfahrungen: Sexismus, Rassismus, Klassismus, Cissexismus hat er das Gefühl „gar keinen Raum mehr“ zu haben, weil immer „irgendein Teil (...) wieder überrannt, wieder übertrampelt“ wird. Wie schon bei Harun, produzieren auch bei Alexis die konstanten Diskriminierungserfahrungen das Gefühl eines eingeschränkten Raums und einen Status von „immer auf der Hut sein“.

Für Pamela hingegen stehen zwar verschiedene Diskriminierungsmerkmale im Vordergrund, diese haben aber nicht die gleiche Wirkungsmacht.

Pamela: „Ich überlege grad noch, das Ranking ... also ich glaub, ich hab schon ein Ranking. Für mich steht an erster Stelle Rassismus. Weil das, glaube ich, so eine Situation ist, aus der kann ich mich willentlich nicht befreien, also kann ich nicht sagen, ich ... klar, ich könnte eine Nasen-OP machen und mir die Haare glätten und mich bleichen ... um nicht mehr als schwarzer Mensch durchzugehen, aber das mache ich nicht ... Ich denke es ist ... meine sexuelle Ausrichtung muss ich nicht outen. Die kann ich durch Kleidung outen oder vielleicht auch ein bißchen durch behaviour, aber ich kann es auch sein lassen und kann mich so dem so ein bißchen entziehen. Während dem Rassismus, dem kann ich mich nicht entziehen, habe ich so das Gefühl. Und da geht es auch noch mal um ... also für mich noch mal um existenziell ... also so ganz existenzielle Sachen. Dass ich da als Mensch, als gesamter Mensch, so wie bin, nicht gewollt bin.“

In Pamelas Erleben sind Diskriminierungserfahrungen unterschiedlich. Die Erfahrungen mit Rassismus nehmen dabei eindeutig einen prominenten Platz ein. Dies liegt vor allem daran, dass man_frau diesen nicht entweichen kann – so Pamela. Schwarzsein kann nicht versteckt

werden, so wie dies für andere Zuschreibungen und Merkmale gilt, die ebenfalls mit gesellschaftlichen Abwertungen und Hierarchisierungen verbunden sind – etwa die „sexuelle Ausrichtung“. Wenn Pamela sich als Schwarze Person in Deutschland in die Öffentlichkeit begibt, so wird der Körper sogleich markiert. Aufgrund dieser Sichtbarkeit sind Rassismuserfahrungen ein ständiger Begleiter. Rassismus wird von Pamela als Entmenschlichung gelesen, da dabei der ganze Mensch aufgrund von Rassifizierungsprozessen entwertet wird. Es ist das Gefühl eben „als gesamter Mensch (...) nicht gewollt“ zu sein. Die Entwertung des eigenen Körpers durch die rassistische Markierung ist für Pamela eine existenzielle Angelegenheit. Es wird ein Prozess der Entmenschlichung angesprochen und das Gefühl von Minderwertigkeit, welches erzeugt wird und mit Rassismus einhergeht. Gleichwohl erlebt Pamela auch aufgrund des nicht-normativen Begehrens Ungleichbehandlungen, nur dass sie sich diesen zuweilen entziehen kann, was bei rassistischen Praxen eben nicht gelingt.

Bei Özgür spielt die Praxis des Passing eine große Rolle, wenn sie über ihre Diskriminierungserfahrungen nachdenkt. Sie wird zumeist als weiße Deutsche gelesen und ist als Femme nicht sogleich als Lesbe/Queer erkennbar. Dies bedeutet zum einen, dass sie seltener direkt Objekt rassistischer oder heterosexistischer Diskriminierung oder Gewalt ist. Zum anderen lebt sie allerdings in dem Bewusstsein, dass auch sie Zielscheibe von Rassismus als auch Heterosexismus ist.

Özgür: „Für mich ist das ein bisschen anders durch das Passen, dass eigentlich ich ziemlich klar hab, wenn ich diskriminiert werde, werde ich meistens ausschließlich sexistisch diskriminiert als Frau. Weil meistens weder mein Lesbisch-Sein noch mein PoC-Sein so auf den ersten Blick offensichtlich ist für Leute. Das ist dann mit der Diskriminierung meistens ziemlich subtil. Also ich krieg z.B. mit, was es für einen Rassismus gegen Türken gibt. Das ist so eine Frage auch von meiner Identität, so, bin ich Türkin, bin ich mitgemeint. Obwohl die Leute meinen ... also oft ... das ist jetzt nicht gegen dich, oder nicht denken, dass sie nicht gerade irgendwie damit diskriminieren persönlich, sondern das ist dann eher so ein ... dieser allgemeine Rassismus trifft mich in dem Moment, wo ich sage, ich bin Türkin. Das ist für mich auch ... ja, mit Lesbischsein ist das so ähnlich. Wenn ich mich mit meiner Freundin auf der Straße bewege oder knutsche, dann kriege ich auch Homophobie ab, dann auch irgendwie nicht zu knapp oder so. Aber sonst sind Leute dann immer eher überrascht oder denken das nicht ... das ist irgendwie so ein Femme-Thema. Aber so Sexismus ist dann noch einmal was anderes.“

Alexis: „Ja, mit dem Passing ist doch eigentlich auch super verletzend für Dich, nicht?“

Özgür: „Ja, auf jeden Fall. Das ist dann eher so dieses Nicht-gesehen-Werden und das macht auch einen Unterschied mit Identität.“

Diese Passage ist bedeutsam, da sie auf drei Faktoren hinweist. Özgür erfährt nicht in dem Maße wie die anderen Teilnehmer_innen der Fokusgruppe Rassismus am eigenen Körper. Dies liegt daran, dass sie nicht sogleich als Person of Color gelesen wird. Özgür ist Tochter einer binationalen Familie und ihre Türkeistämmigkeit ist erst sichtbar, wenn sie diese selbst anspricht oder ihr Nachname bekannt ist. Rassifizierungen wie auch Othering-Prozesse verlaufen im Wesentlichen über die Decodierung bestimmter körperlicher Merkmale und Zeichen, die einer Rassenkonstruktion unterliegen. Fehlen diese, so kann die Person als „Mehrheitsangehörige“ durchgehen. Dasselbe gilt für die Erfahrung mit Heterosexismus: Klischees über lesbische Frauen ermöglichen es, Femmes als heterosexuell zu lesen. Zu Recht spricht Özgür hier deswegen von einem „Femmes-Thema“. Nur Sexismus erfährt sie klar und deutlich als direkt gegen sie gerichtet.

Andererseits thematisiert Özgür auch die Frage nach der „problematischen Identität“. Da sie nicht als Zielscheibe von Rassismus und Heterosexismus erkannt wird, jedoch weiß, dass sie gemeint ist, erlebt sie Diskriminierungen aufgrund ihrer Herkunft und ihrer sexuellen Identität als widersprüchlich. Wenn sie „Zeugin“ von rassistischen Äußerungen wird oder sie übersehen wird, erlebt sie dies als verletzend und auch als bedrohlich - wenn sie doch auch in der Lage ist, sich der Situation zu entziehen. Dieser indirekten Diskriminierungserfahrung wird in der Fachli-

teratur wenig Beachtung geschenkt, obschon sie das Leben von Menschen wie Özgür stark prägen. Die Möglichkeit des Passings bedeutet nicht einfach ein Weniger-verletzlich-Sein, sondern eher ein Anders-verletzlich-Sein.

Bedrohung ist Normalität: Gewalt und Diskriminierung

Die Reflexion des Gewalt- und Diskriminierungsbegriffs in der Fokusgruppe weist darauf hin, dass das Verständnis der beiden Unterdrückungsformen von den juristischen Vorstellungen deutlich abweichen. Hier kristallisiert sich heraus, dass die Trennung, die in der Literatur häufig zwischen Gewalt und Diskriminierung vorgenommen wird, nicht die Alltagserfahrungen der Interviewten widerspiegelt. Dabei besteht in der Gruppe Konsens darüber, dass rassistische Praxen grundsätzlich als Gewalt zu verstehen sind. Die konstante Abwertung der gesamten Person aufgrund von Rassifizierungsprozessen, die direkten und auch subtilen Drohungen sowie die verminderten Chancen, sich aus diesem das Selbst schädigenden Zusammenhängen lösen zu können, greift die Würde an und wirkt sich psychisch belastend auf von Rassismus betroffene Menschen aus.

Nixon: „Bis ich mir meine Räume bewusst aussuchen konnte, war es viel krasser. Besonders im Osten, wo ich geboren wurde. Ich habe immer mit dem Gefühl einer Bedrohung gelebt. Schulweg hab ich immer einen Umweg von 20 Minuten gemacht. Bedrohung war für mich Normalität. Daran gewöhnen, dass die Steine nach mir schmeißen, das ist halt so. Mein Schwarzer Vater hat selber so viel Rassismus erlebt, dass er paralysiert die ganze Zeit war er war, nicht ansprechbar. Diese Trennung zwischen Gewalt und Diskriminierung ist nicht ganz so klar. Ich habe einmal eine Erfahrung gemacht die ich auch im körperlichen Sinne als Gewalterfahrung gemacht habe, aber das, was ich sonst erlebt habe, war mindestens genau so krass.“

„Bedrohung war für mich Normalität. Daran gewöhnen dass die Steine nach mir schmeißen, das ist halt so“, sagt Nixon, die in der DDR geboren wurde und als Schwarzes Arbeiterkind Rassismus in seiner heftigsten Form schon als Kind erlebt hat. Der Vater kann das Kind nicht schützen, weil er aufgrund von eigenen konstanten Rassismuserfahrungen „paralysiert“ und „nicht ansprechbar“ ist. Nixon ist auf sich allein gestellt und muss Strategien finden, um in der Normalität von Gewalt zu überleben. Das konstante Gefühl einer Bedrohung, hier auch im physischen Sinne, beeinflusst Nixons Alltag dermaßen, dass sie eine Unterscheidung zwischen rassistischer Gewalt und rassistischer Diskriminierung nicht ausmachen kann.

Der Umstand, dass Rassismus bzw. die Auswirkungen von rassistischen Verhältnissen nicht nur auf der Straße stattfinden, sondern auch in die Familie getragen werden, macht es auch für Pamela schwer, Gewalt und Diskriminierung eindeutig voneinander zu trennen. Pamela empfindet es als besonders gewaltvoll, dass die eigene Tochter auf die rassistische Realität vorbereitet werden muss.

Pamela: „Was ich noch als sehr gewaltvoll eigentlich erlebt habe, das war die Erziehung meiner Tochter. Ja, wenn man ein Schwarzes Kind hat, dass man eigentlich das Kind so erziehen muss, dass es auf Gewalt vorbereitet ist. Und eigentlich auch so erziehen muss, dass man sagen muss, die ganzen weißen Leute: pass auf! Wenn das Kind dann schon ... was weiß ich ... irgendwie ganz viele weiße Freunde hat und da grad die peer group hat und man muss sagen ... muss dem Kind sagen, (...) pass auf, was die mit dir machen, die benutzen dich. Und man sieht, dass dem Kind dann der Boden unter den Füßen weggezogen wird, aber man muss es machen. Das finde ich wahnsinnig gewaltvoll. Also, das habe ich bei keiner weißen Familie erlebt, dass die ihr Kind so erziehen müssen, dass sie dem Gewalt von irgendwas wegnehmen müssen (...) Also, das ist so eine der gewaltvollsten Erfahrungen, die ich gemacht hab. Also für mich. Und für mein Kind.“

Es wird geradezu einem erzieherischen Muss, die Tochter auf Gewalterfahrungen vorzubereiten. Es ist dies eine Realität, in der sie markiert wird und in der sie unweigerlich Rassismuserfahrungen machen wird. Dem Kind klar zu machen, dass die erfahrenen Benachteiligungen weder zufällig erfahren werden noch durch ihr Verhalten und/oder ihrem Auftreten beeinflusst werden können, empfindet Pamela als besonders gewaltvoll. Schwarze Eltern/Eltern of Color können ihre Kinder vor Rassismus nicht immer schützen und müssen eine Strategie wäh-

len, die ihre Kinder dazu befähigt, diese gewaltvollen Erfahrungen zu verarbeiten. Pamela tut das, aber es ist keine einfache Erfahrung. Eher kann beobachtet werden, wie sich Rassismus in die intimsten Beziehungen einlagert. Dies ist für Pamela ein besonders schmerzvoller Prozess und macht es geradezu unmöglich, Gewalt und Diskriminierung analytisch zu trennen.

Die Grenze zwischen Gewalt und Diskriminierung wird offenbar vor allem da unscharf, wo Abwertungen aufgrund eines nicht zu verändernden und nicht zu verbergenden Merkmal erfahren werden. So ist es den Betroffenen fast nicht mehr möglich, einzelne Situationen isoliert zu betrachten und sie gemäß ihrer Schwere zu hierarchisieren. Selbst die erlebte körperliche Gewalt reiht sich dann in eine Reihe von Erfahrungen ein und wird eher als Gesamtbild wahrgenommen.

Pamela: „Eigentlich im Moment für mich am schwierigsten ist, wenn ich in weißen Zusammenhängen arbeite und ich das eben mache, immer in so einer Habachtstellung zu sein. Also überhaupt nicht mehr ausblenden zu können. Also ich arbeite ... ich habe eine neue Arbeitsstelle und was mir am Anfang aufgefallen ist, ist, dass mich keiner gefragt hat, wo ich herkomme. Und ich irgendwie immer gewartet habe, und ich immer gedacht habe, und das kann jetzt nicht sein, ne.“

Abwertungs- und Ausgrenzungserfahrungen bedürfen nicht der direkten Verbalisierung, um wirksam zu sein. Pamela empfindet es als schwer, in weißen Zusammenhängen zu arbeiten und hier gewissermaßen tagtäglich darauf zu warten, entwertet zu werden. So ist es zu verstehen, dass die angesprochene „Wo-kommst-du-her-Frage“ bereits vor ihrem eigentlichen Ausdruck für Stress und Anspannung sorgen. Es ist ein Gefühl, das Pamela als „überhaupt nicht mehr ausblenden zu können“ beschreibt.

Einfluss verschiedener Diskriminierungsmerkmale auf die Lebensgestaltung

Diskriminierung bzw. Gewalt sind nicht nur in den Situationen wirksam, in denen Menschen direkt zum Ziel werden. Die Wirkungen sind auch dann nachhaltig, wenn regelmäßig von diesen Angriffen erfahren wird – selbst wenn sie nicht direkt selbst attackiert werden (vgl. hierzu etwa Mecheril 1997). Den Einfluss verschiedener Diskriminierungen erfahren die Teilnehmer_innen zudem ebenso deutlich in den eingeschränkten Möglichkeiten, ihr eigenes Leben zu gestalten. Durch die Dominanz der Rassismuserfahrungen haben einige das Gefühl, keine Ressourcen mehr für die Gestaltung ihres Lebens zu haben. Alexis, Pamela und Özgür beschreiben, wie die Verarbeitung von Rassismus ihre Fähigkeit, sich mit ihrer Gender- bzw. sexuellen Identität auseinanderzusetzen, beeinflusst - manchmal auch unmöglich macht.

Alexis: „Ich finde, was diese Rassismuserfahrungen ausgemacht haben, ist eine Verlangsamung in meinem Prozess. Was für Optionen habe ich als PoC überhaupt auf mein Gender zu gucken? Es wurde immer wieder auch überlagert von anderen Geschichten.“

Alexis beispielsweise äußert, dass die Allgegenwärtigkeit von Rassismus in seiner Biografie ein Hindernis war, sich mit anderen Aspekten seines Selbst auseinanderzusetzen. Er beschreibt dies als „Verlangsamung“. Dieses Phänomen ist aus der Traumaforschung bekannt. So beschreibt die Psychologin Grada Kilomba - in Anlehnung an die Aussagen des antikolonialen Widerstandskämpfers Frantz Fanon in seinem berühmten Werk *White Mask, Black Skin* (1967) - den Zusammenhang von Trauma und Rassismus: Fanon, so Kilomba, nutzt die Sprache des Traumas, um die alltägliche Erfahrung von Rassismus zu beschreiben, wie dies die meisten Schwarzen Menschen tun. Er beschreibt den körperlichen Schmerz, der durch die gewaltvolle Trennung von der eigenen Identität ausgelöst wird. Kilomba bezeichnet die Erfahrung, wenn Rassismus andere Teilzugehörigkeiten soweit überlagern, dass sie dem Subjekt nicht mehr zugänglich sind, als eine traumatische Erfahrung (vgl. Kilomba 2008: 20)⁴⁰. Ähnlich beschreibt

⁴⁰ Das Originalzitat im Englisch liest sich wie folgt: „What else could it be for me,“ asks Fanon, „but an amputation, an excision, a hemorrhage that spattered my whole body with black blood?“ (1967: 112). „He uses the language of trauma, like most Black people when speaking of their everyday experiences of racism, indicating the painful bodily impact and loss characteristic of a

dies Alexis, wenn er sagt, dass die Rassismuserfahrungen andere Themen überlagert haben und er aufgrund dessen erst eine späte Auseinandersetzung mit seiner Genderidentität beginnen konnte. Es ist so, als würden Anteile der Person gelöscht und kein Existenzrecht bekommen. Personen mit traumatischen Erfahrungen sind durchaus in der Lage, ihr Leben positiv zu gestalten, doch die Kraft, die benötigt wird, um ein positives Lebensgefühl zu entfalten, ist ungemein groß.

Pamela: „Am schwierigsten in weißen Zusammenhängen zu arbeiten, immer in Hab-Acht-Stellung zu sein. Keiner fragt, wo ich herkomme, aber es stresst mich, weil ich weiß, dass es kommen wird. Natürlich läuft ne Menge anderer Rassismus ab. Ich bin in meinem Leben sehr misstrauisch geworden und halte meine Ressourcen zurück. Das führt dazu, dass meine Ressourcen verkümmern. Homophobe Sachen, oute ich mich oder nicht. Ich will nicht in diese Heterosachen mit einbezogen werden, ich will nicht damit ...“

Pamela erwähnt hier etwa die bewusste Zurückhaltung mit den eigenen Ressourcen in weiß dominierten Räumen. Diese Strategie, welche ursprünglich den Zweck hatte, vor Ausbeutung zu schützen, wendet sich nun gegen Pamela selbst. Denn die Zurückhaltung oder gar das Verstecken der eigenen Potenziale führt dazu, dass bestimmte Fragen und Themen an den Rand gedrängt werden und Ressourcen geradezu „verkümmern“. Beide, Alexis und Pamela, sind durch Diskriminierungserfahrungen deutlich eingeschränkt, ihre Potenziale können nicht voll ausgeschöpft werden. Zudem haben Räume, die für weiße Personen Sicherheit und Erholung bedeuten, nicht diese Funktion für sie. Für Alexis ist die Konsequenz der Rückzug und eine klare Auswahl von Bezugspersonen.

Für Özgür entsteht die Einschränkung, ihre verschiedenen Identitäten in den Alltag integrieren zu können, paradoxerweise durch ihr mögliches Passing als „Weiße“. Das macht ihre Erfahrung different zu der von Pamela und Alexis.

Özgür: „Für mich hat das so zwei Dimensionen: Das eine ist, und da merke ich, dass das sogar auch so eine Verinnerlichung von bestimmten stereotypen Bildern ist, dass ich das Gefühl hab, sodass manchmal vielleicht auch mein Queersein, dass ich das nicht so sichtbar mache, weil ich Angst hab, dass könnte meiner PoC-Identität im Weg stehen, wenn ich irgendwie ... keine Ahnung ... z.B. im türkischen Restaurant bin oder so, dass ich dann so was hab, so, ich will gern als Türkin oder so wahrgenommen werden und dass ich manchmal in so Situationen Angst hab, so ja, oute ich mich jetzt hier oder nicht. Dass ich da manchmal das Gefühl hab ... und da weiß ich nicht, ist das tatsächlich ... ist da vielleicht ganz viel so verinnerlichte Stereotypen oder so“

Der Wunsch, an einigen Orten als „Türkin“ erkannt zu werden, beeinflusst Özgürs Repräsentation als queer/lesbisch. Sie versteckt manchmal bewusst den queeren Anteil ihrer Identität, nicht nur aus der Angst heraus, Heterosexismus zu erfahren, sondern ebenso aus einer Angst, das Zugehörigkeits- und Solidaritätsgefühl, das sie durch ihr bewusstes Outing als Türkeistämmige herstellen muss, zu gefährden. Wie viele People of Color so sieht auch Özgür sich von der Solidarität heterosexueller People of Color abhängig. Sie wählt allerdings eine ambivalente Strategie, da sie im Grunde, wie sie auch selbst feststellt, die klassischen antimuslimischen Stereotype fortschreibt, die besagen, dass alle „muslimischen Menschen“ homophob seien. Das Zugehörigkeitsgefühl wird risikoreich erwirkt. Özgür benennt in diesen Zusammenhang interessanterweise ihren Vater, der eigentlich so gar nicht die orientalistische Stereotype erfüllt und somit eigentlich die gewählte Strategie hinterfragt.

Özgür: „Ja, ich bin halt Türkin, und dann irgendwie: Was, das sieht man dir ja überhaupt nicht ... das ist eher so ein ... genau, habe ich vorhin schon gesagt, Woher-kommst-du-Frage nicht gestellt ... Dieses immer so, wenn ich dann geoutet bin oder manchmal gibt es dann ganz selten, dass die Leute doch was sehen oder meinen Nachnamen komisch finden oder so. Aber dass dann erst so diese ganze Kette herunter rattert. Also dieser Moment des Outings halt auch die ganzen Stereotype rausbrechen lässt. Z.B. dass ich dann ge-

trauma collapse, for within racism one is surgically removed, violently separated, from whatever identity one might really have. Such separation is defined as classic trauma, since it deprives one of one's own link with a society unconsciously thought of as white. (...) This is the trauma of the Black subject; it lies exactly in this state of absolute Otherness in relation to the white subject.“ (Kilomba 2008: 20)

fragt wurde, ob meinem Vater das nichts ausmacht, wie ich rumlaufe oder der nicht total streng ist ... so ein Bild vom patriarchalen Vater ... während mein Vater ... also, es war für mich immer total absurd, weil der war voll der Hippie und Rocker“

Hier zeigt sich erneut - wie schon bei Carlyn -, wie geradezu routinemäßig rassistische Vorstellungen fortgeschrieben werden, wenn etwa die türkische Herkunft mit Heterosexismus verknüpft wird und dann ad hoc das Bild eines „patriarchalen“ Vaters imaginiert wird. So wird Özgürs Coming-out in ähnlicher Weise wie Carlyns im Zeichen eines „Kulturkampfes“ gelesen, bei der die Töchter zu Opfern werden. Die Ungläubigkeit, die Özgür auslöst, wenn die Umwelt erfährt, dass sie nicht nur einen türkischen Vater hat, sondern auch queer ist, ist geradezu symptomatisch für subtile Ausschlussmechanismen. Dann „*rattert so diese ganze Kette herunter*“, wie Özgür sagt, und bleibt scheinbar verwundert bei der „Bildstörung“, die ihr Vater verursacht, stehen. Denn dieser ist „*voll der Hippie und Rocker*“.

Lesbisch/schwul oder queer?

Die Teilnehmenden der Fokusgruppendifferenzierung differenzieren zwischen lesbischen/schwulen und queeren Szenen. Erstere verorten sie eher in die Nähe von konservativen und bürgerlichen Kontexten und sehen sie deutlich in der deutschen, weißen Mehrheitsgesellschaft verankert.

Nixon: „Zu lesbisch/schwul fällt mir das Motzstraßenfest ein. Was da für Nationalismus in Form von Schwarz-Rot-Gold rumläuft. Da fühle ich mich überhaupt nicht wohl, das ist bürgerlich und krass. Mainstream und der Mainstream ist in Deutschland weiß.“

Dass „lesbische/schwule Szenen“ und Nationalismus keine Gegensätze darstellen, ist theoretisch über das Konzept des Homonationalismus bestens beschrieben worden (vgl. Puar 2005, 2007; Haritaworn 2012). Dieses beschreibt, warum und wie es einigen Homosexuellen heute gelingt, in das Konstrukt der Nation hineingeholt zu werden und den Status als Bürger_innen zurückzugewinnen. Dieses Gewähren von Bürgerrechten von dem eine kleine Gruppe von Lesben, Bisexuellen und Schwulen profitieren, findet nicht zufällig parallel zur diskursiven Produktion der „homophoben Muslime“ statt, die fortan als Bedrohung gelesen werden und die „wirkliche Devianz“ repräsentieren (vgl. Puar 2007). LSBTIQ of Color und migrantische LSBTIQ spüren, dass das Öffnen der Bürgerlichkeit von einigen mit verstärkte Ausschlüssen für andere einhergeht. Solidarität ist nicht unbedingt zu erwarten. Zudem sind lesbische/schwule Räume, dies ist auch ein Ergebnis der quantitativen Studie, weitaus weniger durchlässig als gemeinhin angenommen, denn tatsächlich erfahren People of Color, aber auch weiße Trans*Personen Ausgrenzungen. Und selbst Femmes und bisexuelle Frauen fühlen sich nicht immer willkommen in lesbischen Kontexten.

Alexis: „Schwul/Lesbisch ist schon im Mainstream angekommen, das zeigt sich auch schon darin, was es für ein Rassismus in der Siegestsäule gibt.“

Nixons und auch Alexis Einschätzung nach gehört zu dieser Entwicklung auch ein spürbarer Rassismus – etwa in Szenemedien wie der „Siegestsäule“. Teil der lesbischen/schwulen Szene ist „*im Mainstream angekommen*“. So würden innerhalb der lesbischen/schwulen Szene keine sozialen Alternativen mehr formuliert. Einzige Ausnahme bilde die Infragestellung der Heteronormativität. Dies bedeutet, dass der Rassismus in lesbischen/schwulen Szenen vergleichbar mit dem Rassismus der Gesamtgesellschaft wahrgenommen wird. Doch auch die nach wie vor vorherrschenden binären Genderkonstruktionen, die sie in lesbischen/schwulen Szenen beobachten, sind für Nixon, Özgür, Pamela und Alexis Anlass, sich von diesen zu distanzieren.

Özgür: „Ich finds auch einen Unterschied zwischen Queer- und Mainstream-Zusammenhängen, aber der ist auch noch mal ein bißchen anders. Also ich habe eher das Gefühl, in D-Stadt (Großstadt) ist die Queer-Szene sehr weiß, und dann gibts so eine mainstreamigere Schwulen-/Lesbenszene oder ich kenn die dann nur manchmal so vereinzelt von Parties. Aber ich habe so das Gefühl, zu den Parties kommen teilweise mehr PoCs und auch mehr Trans. Und andererseits habe ich aber da das Gefühl, da fehlt auch wiederum was.“*

Z.B., wenn ich da mit Freunden von mir bin, die Trans sind, dann werden die da nur von schwulen Typen angebaggert, aber gar nicht von den Frauen. Also dass auch da so ganzer Teil, was auch queer ausmacht, so komplett weg ist. Oder auch also das irgendwie so ein Femme-Ding auch noch mal anders funktioniert. Also das da eher so weibliche Lesben, aber nicht wirklich Femmes.“*

Spannenderweise nimmt Özgür wahr, dass es in der „*mainstreamigere(n) Schwulen-/Lesbenszene*“ weniger weiß ist als dies für die queere Szene gelten kann. Doch stellen sich erstere für sie als eine „Entweder-oder-Situation“ dar. Obgleich der Zugang für People of Color vergleichsweise besser ist als auf queeren Veranstaltungen sowie eine höhere Akzeptanz von Femmes gegeben ist, wird Cisgendersein quasi zur Zugangsvoraussetzung. Ihr selbst fehlen damit Zugänge zur lesbischen/schwulen Szene, denn ihren Vorstellungen von Gender und ihre queeren Ansprüche kann sie dort nicht wiederfinden. Für Alexis und Pamela, die sich als trans*männlich und Transgender definieren, sind Lesbenszenen absolut nicht frei zugänglich, da diese durch ein oftmals essentialistisches Verständnis von Gender Trans*Menschen selten wirklich akzeptieren.

Özgür, die oft als weiße Deutsche und als Hetera gelesen wird, macht eine Unterscheidung zwischen queeren, People of Color- und Queer of Color-Räumen.

Özgür: „Und dann hat es aber auch für mich noch einmal viel damit zu tun, dass ich in C. wohne. Und da gibt es auch nicht so richtig alternative Räume, also es gibt zumal in C. keine ... ich habe schon so das Gefühl, in D. gibt es schon so etwas wie Queer of Color- Szene oder sogar vielleicht so mehrere kleine Einzellzellen von Queer of Color-Zusammenhängen, die dann auch unterschiedlich miteinander klarkommen oder nicht, aber immerhin gibt es welche. Und in C. halt eigentlich nicht. Und dann war es aber ... in der letzten Zeit so, es ist immer mehr so, dass ich das Gefühl hab, dass ich bin ein bißchen entspannter mit meiner eigenen PoC-Identität geworden und merk auch so, ja, es gibt irgendwie so viele Widersprüche in dem Ganzen und auch so in der weißen queeren Szene, aber manchmal habe ich auch so das Gefühl, gerade mit so einer Femme invisibility-Geschichte und so ... dass ich manchmal das Gefühl habe, es braucht so queere Räume, wo ich einfach als queere Person gelesen und wo Leute mich erkennen als queere Person und ich werd nicht Hetera wahrgenommen. Und dass ich manchmal merke, wie sehr ich dann doch solche Räume brauche trotz solcher Ausschlüsse. Oder dass ich auch viel nach D. komme zum Ferien machen von weißen Räumen oder aber auch, dass es dazu geführt hat, dass es auch mit dazu geführt hat, dass ich noch mehr zumindest einzelne Leute in C. kennen gelernt hab.“

Bestimmte Räume erlauben bestimmte Zugehörigkeitsperformanzen. Räume sind aber auch entscheidend für die Subjektkonstitution. An Özgürs Beispiel wird dies klar sichtbar: Queer of Color-Räume gibt es nicht überall, deswegen fährt Özgür häufig in eine größere Stadt, wo sie diese findet. „(Z)um Ferien machen von weißen Räumen“, wie sie sagt. Ansonsten sucht sie zuweilen weiß dominierte queere Orte auf, wann immer sie ihre queere Identität leben möchte – „trotz (der) Ausschlüsse“. Gleichzeitig ist sie in Räumen für People of Color zuweilen nicht out. Auf der einen Seite könnte der Grund für die letztere Strategie ein internalisierter Rassismus sein, schließlich nimmt sie, die einen türkischen Vater hat, eine prinzipielle Unvereinbarkeit von Migrant_innen-/People of Color-Sein und Homosexualität an. Auf der anderen Seite, erhalten wir einen Einblick in die komplizierte Welt des Taktierens, die ein Leben in durch Diskriminierung und Gewalt durchfurchten Räumen mit sich bringt. Soweit mit Sichtbarkeit strategisch umgegangen werden kann, was ja nicht immer der Fall ist, wird dies auch getan. Das ist überlebensnotwendig, aber auch eine performative Kunst.

Alle vier geben an, sich häufiger in einer sich als queer definierenden Szene zu bewegen, und diskutieren über die Diskrepanz zwischen ihren Vorstellungen was queer für sie selbst heißt und was sie in der selbstdeklarierten queeren Szene vorfinden.

Alexis: „Queer hat ja auch als politische Bewegung angefangen und geht nicht nur um eine Teilidentität. In weißer Community wird das auch nur noch teilweise vorhanden... Nur um sich von lesbisch/schwul abzugrenzen.“

Für Alexis ist queer eine „*politische Bewegung*“, in der es nicht nur um partikularistische Interessen geht. Dies wird heute, so seine Ansicht, in der weißen Community nicht mehr so gesehen. Viel eher scheint queer als eine Distinktionspraxis zu funktionieren: „“, so Nixon.

Queere Orte beanspruchen eigentlich für sich, gerade denen einen Zugang zu ermöglichen, denen die Zugänge zu vielen *locations* verschlossen bleiben. Aber ist dies tatsächlich so? Wie werden die queeren Räume reguliert? Wer bewacht die Grenzen? Aufgrund ihrer Ausgrenzungserfahrungen in der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft sowie in weißen lesbischen/schwulen Szenen haben die Interviewpartner_innen das Gefühl, geradezu unwillkürlich queere Positionen zu beziehen. Das queere Verständnis ist allerdings eines, welches nach „anderen Räumen“ fragt, alternativen Räumen oder *borderlands* (Anzaldúa 1999). Diese Wahllosigkeit, die Konsequenz alltäglicher Diskriminierung ist und im Zusammenhang mit der Positionierung als queer im Sinne von „exzentrisch“, „seltsam“ eben „anders“ steht, ist nicht für alle, die sich der Queer-Szene angehörig fühlen, nachzuvollziehen. Queersein scheint vielen, so der Verdacht der Teilnehmenden, lediglich als positives Distinktionsmerkmal. Queersein ist für die einen irgendwie cool – für die hier diskutierenden dagegen werden sie als notwendige Schutzräume benötigt, aber eben nicht erlebt.

Pamela: „Ich find das auch immer so schwierig, dieser Begriff queer, so relativ neu, beinhaltet ja nicht, dass auf einmal alles gut ist. Also so ... das Gefühl habe ich manchmal, dass das so signalisiert werden soll. Aber das sind genau diesselben Weißen, die auch woanders tätig sind, bei den Linken, bei was weiß ich, und die haben sich keinen Schritt bewegt und ich merk einfach, sobald in solchen Kreisen, ich sag mal in PoC-Kreisen Weiße mit eintreten, ändert sich die Atmosphäre, ändert sich das, was gewollt wird, ändert sich meine Stimmung, ändert sich meine Offenheit ...“

Nach Einschätzung der Teilnehmer_innen setzt sich ein dominanter Teil der queeren Szene aus weißen Menschen zusammen, die über eine hohe Bildung verfügen und queer vor allem als eine akademische Praxis verstehen. Aus dieser zumeist weißen, akademischen und Cisgender-Perspektive finden sie sich als Queers und Trans* of Color nicht wieder. Die alltäglichen Erfahrungen mit Rassismus – aber auch Klassismus - sind hier nicht ansprechbar. Eher scheint es Pamela so, als würden diese einfach beiseite geschoben und „*auf einmal (ist) alles gut*“. Doch Pamela nimmt dies ganz und gar nicht so wahr.

Pamela: „Also, wo ich mich ausgeschlossen fühle, das ist in queeren Räumen, wenn die anfangen, Plakate aufzuhängen, von wegen diskriminierungsfreie Zone und ich irgendwie weiß, dieses Plakat ist von Weißen entworfen worden. Und ich dann dahin gehe und sage, so, und das, was da hängt, damit identifizier ich mich überhaupt nicht, da fühle ich mich eher diskriminiert als irgendwie verständnisvoll ... na ja ... und dann irgendwie die Antwort kriege, was ich denn jetzt schon wieder hätte und blablabla ... also wenn Weiße anfangen, eigentlich das, was mir widerfährt, zu definieren, und ich hab nullkommnull Mitspracherecht und bin außen vor und hab das Gefühl ... meinen die mich? Wen meinen die jetzt eigentlich? Und das macht mich total wütend und hilflos und sauer.“

Besonders schwierig findet Pamela es, wenn weiße Menschen ihre Erfahrungen übersetzen in politische Aktionen, in dem sie z.B. Plakate aufhängen mit der Aussage „*diskriminierungsfreie Zone*“. Es wiederholt sich hier das Gefühl, fremdbestimmt zu werden, und Pamela denkt dann: „*Wen meinen die jetzt eigentlich?*“ Pamela macht das „*total wütend und hilflos und sauer*“. „Aktionen des guten Willens“ sind eben doch häufig belastet durch Paternalismus und dem Versuch, jahrhundertlanges Unrecht durch eine „schnelle Aktion“ sozusagen wieder gut zu machen. Pamela fühlt sich dann besonders ausgeschlossen, weil das Gefühl nicht ist, dass es um von Rassismus direkt Betroffene geht, sondern eher eine Nicht-Auseinandersetzung inszeniert wird.

Özgür: „Da habe ich das Gefühl, das wird immer mehr durch das critical whiteness.“ (Lachen)

Pamela: „Ja. Genau. Ich bin ja da nicht so up to date mehr, was so die neuesten Entwicklungen da wissenschaftlich und so betrifft ... nur wenn ich mit all den Weißen rede, die mehr wissen als ich über meine Situation, da komme ich mir verarscht vor. Ja, ich komme mir verarscht vor. Ich denke mir, häh? Das kann jetzt

nicht sein. Also das war früher anders. (Gelächter) Also das ist ... die werden so immer unangreifbarer, also wenn man da nicht irgendwie mit auf dem gleichen Level bist, hast du keine Chance mehr, irgendwie argumentativ irgendwas zu sagen. Das finde ich total schwierig.“

Özgür glaubt, dass diese Aktionen auch Ergebnis einer vermehrten theoretischen Auseinandersetzung mit *Critical Whiteness* sind. Eine Auseinandersetzung, die scheinbar paradoxe Effekte produziert. Pamela und Özgür zeigen sich skeptisch, ob akademische Diskussionen bei mit einem Mehr an Privilegien ausgestatteten Personen wirklich zwangsläufig eine diskriminierungskritische Haltung mit sich bringen. Es ist fast ein wenig ironisch, dass die vertiefte akademische Auseinandersetzung mit Rassismus anscheinend Überlegenheitsgesten hervorruft, die sich darin äußern, dass die rassistischen Erfahrungen von People of Color von weißen akademisch gebildeten Personen definiert werden. Schwarze Subjekte bleiben hier auf der Position von Objekten, welche studiert und eben nicht als Wissensproduzent_innen wahrgenommen werden. Dies produziert bei Pamela erneut ein Gefühl des Ausgegrenzt-werdens, denn „wenn man da nicht irgendwie mit auf dem gleichen Level (ist), hast du keine Chance mehr, irgendwie argumentativ irgendwas zu sagen“.

Das Gefühl nicht als Expert_in für die eigenen Rassismuserfahrungen anerkannt zu werden und immer wieder auch – vielleicht auch gerade - in queeren Zusammenhängen mit Rassismus und Cissexismus konfrontiert zu werden, macht die Teilnehmenden misstrauisch gegenüber plakativen Inklusionsversuchen. Es wird hier auch die Sprecher_innenposition kritisiert. Wenn Rassismus Rassismusbetroffenen erklärt wird, bleiben die gesellschaftlichen Machtverhältnisse unangetastet, ja, erfahren sogar eine Stabilisierung. Die sozialen Grenzen werden geradezu nachgezogen.

Alexis: „Das zeigt sich, finde ich, genau in solchen Sachen, dass sie dann irgendwelche Veranstaltungen organisieren und kurz bevor die Veranstaltung laufen soll, merken sie, ups, es geht um das Thema Rassismus, vielleicht sollten wir den einen oder anderen PoC oder die ein oder andere Schwarze zu einladen. Und dann wird gerödelt und ... (Gelächter) ... dann findet man keinen, weil es gibt sie ja nicht. Also das ist so typisch, finde ich, was ganz viel passiert. Oder sie überlegen sich ganz genau, wie etwas sein soll, und dann wird man dazu geholt. Und dann sag ich nur: Stinkefinger.“

Alexis findet es besonders ärgerlich, wenn Veranstaltungen zu Rassismus organisiert werden und den Organisator_innen im letzten Augenblick einfällt, dass es ja gut und wichtig wäre, People of Color einzubeziehen. Da macht Alexis nicht mit. Er lässt sich für solche Aktionen nicht instrumentalisieren. Alexis findet auch, dass „das (...) typisch“ ist.

Özgür: „Das finde ich auch ziemlich auffällig, dass es jetzt nämlich mehr diesen Druck gibt, dass man welche (Anm. PoC/Schwarze) dabei haben muss. Und jetzt werd ich nämlich z.B. oft gefragt, ob ich nicht irgendwelche Leute kenne z.B., ob ich irgendwelche DJs of Color kenne, die bei irgendeiner feministischen Veranstaltung mal auflegen können oder so. Weil man irgendwie klar hat, es darf eigentlich nicht ausschließlich weiß sein, aber man kennt selber keine nicht-weißen Leute ... dann fragt man die einzige Person, die man irgendwie weiß, dass die vielleicht irgendwie da noch so Kontakte hat.“

Özgür bestätigt Alexis' Ausführungen. Auch sie glaubt nicht, dass ein wirkliches Interesse an einer aktiven Auseinandersetzung mit Rassismus in der queeren Szene auszumachen ist: Powersharing und Teilhabe scheinen nicht wirklich wichtige politische Themen zu sein. People of Color und Schwarze Menschen werden in queeren Zusammenhängen, so die Einschätzung, nur aufgrund eines Willens zur politischen Korrektheit einbezogen - und dann oft lediglich instrumentalisiert als Repräsentationsfolien und nicht als Entscheidungsbefugte.

Queere Szenen bieten für People of Color und Schwarze Menschen auch nicht unbedingt einen Schutzraum gegenüber rassistischen Übergriffen. In der Fokusgruppe werden daraus unterschiedliche Konsequenzen gezogen.

Alexis: „Also ehrlich gesagt, ich habe mich aus den Kreisen relativ rausbewegt. Weil ich da das Gefühl hatte, da wird mit so einer Pseudo-Intellektualität und Politisch-Sein ... und natürlich ist da niemand rassis-

tisch. Kann gar nicht sein, weil sie sind ja queer per se, das ist dann ausgeschlossen, dass sie rassistisch sind. Also brauchen sie sich auch keine Gedanken machen und schon gar nicht darüber reden. Und erst recht nicht mit mir. Und ich ... also, es ist nicht mein Ort. Also, ich merke einfach, es gab dadrin eine Hoffnung für mich, natürlich auch dadrin einen Ort zu finden, wo ich das Gefühl hab, hier kann ich sein. Es war sehr schmerzhaft, aber es ist es nicht. Es ist einfach kein Ort, wo ich sein kann. Weil die Widerstände einfach sich auseinandersetzen so groß sind, die Kraft habe ich nicht und will ich auch nicht investieren in diese Kreise.“

Alexis hat sich aus queeren Räumen zurückgezogen. Er ist enttäuscht. Seine Hoffnung, hier einen Raum zu finden, wo er das einfache Gefühl hat, sein zu können, hat sich nicht erfüllt. Er empfindet die Atmosphäre in queeren Kreisen als angefüllt mit „Pseudo-Intellektualität“ und „Politisch-Sein“ - Strategien, die als Immunisierung vor Kritik funktionieren und eine Auseinandersetzung mit Rassismus und Cissexismus, die ihm wichtig sind, unmöglich macht.

Özgür: „Ja, ich hatte auch ganz lang so das, ich fühl mich in diesen queeren Räumen nicht mehr wohl, ich will nicht mehr nur in weißen Räumen sein und dann immer zu merken, ich bin aber auch darauf angewiesen, auch diese Räume manchmal zu haben.“

Özgür dagegen wägt strategisch ab, ob und wann sie wo hinget. Queere Räume bleiben für sie bedeutsam, auch wenn sie sich nicht nur in weißen Räumen aufhalten will. Allerdings bedeuten diese für sie nicht das Zusammendenken all ihrer Lebensrealitäten, sondern eine temporäre Betonung ihres Queerseins bei Auslassung ihrer anderen Teilidentitäten.

Wer ist bedroht: zur Funktion der Polizei

Einer der Gründe, die uns dazu bewogen haben, eine Fokusgruppendifkussion mit Trans* und Lesben of Color durchzuführen, war die Annahme, dass Schwarze Menschen und People of Color eine schwierige Beziehung zu öffentlichen Institutionen haben - insbesondere der Polizei. In der Diskussion wurde dies deswegen direkt erfragt.

Nixon: „Das ist doch genau der Punkt. Wenn das (Diskriminierungserfahrungen) quasi zum Alltag wird, dann kommt das doch viel weniger infrage auch so. Also ich meine ... also, das ist ja genau das Ding.“

Pamela: „Die sind doch selber alle weiß. Was soll ich denn die da holen? Da hab ich doch gar keine Schnitte. Nee.“

Nixon: „Ich glaube, ich würde die einschalten, wenn mir mindestens 10 andere Leute gesagt haben, du musst zur Polizei gehen. Dann würde ich zur Polizei gehen. Also wenn mir was Schlimmes passiert irgendwie so. Okay, wenn mir was Schlimmes passiert, dann würde ich auf jeden Fall nicht zuerst zur Polizei gehen, dann gehe ich zur Vertrauensperson. Oder gehe zu Leuten, wo ich mich sicher fühle erst mal.“

Nixon und Pamela beantworten die Frage danach, ob sie in Diskriminierungsfällen die Polizei einschalten würden, mit ziemlicher Klarheit. Pamela glaubt, dass sie aufgrund dessen, dass die Beamt_innen selbst weiß sind, Pamela wohl kaum schützen werden. Auch Nixon würde nach einer Gewalterfahrung erst einmal zu „Vertrauenspersonen“ gehen. Nur wenn sie von „*mindestens 10 Personen*“ angehalten würde, zur Polizei zu gehen, würde sie dies vielleicht tun. Vorher würde sie aber „*zu Leuten (gehen), wo (sie sich) sicher fühl(t)*“.

Das fehlende Vertrauen wird dabei von den Teilnehmenden vielschichtig begründet. Hierbei spielt es keine Rolle, ob die jeweilige Person selbst Kontakt mit der Polizei in Kontroll- oder Anzeigesituationen hatte oder über Familie und Freund_innen, die über schlechte Erfahrungen mit der Polizei berichten. Es kristallisieren sich zwei bemerkenswerte Punkte heraus: Zum einen ist die Polizei als Vertreter des staatlichen Gewaltmonopols nicht nur keine Anlaufstelle bei Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen für die Teilnehmer_innen, sondern wird zum anderen außerdem als bedrohlich empfunden. „*Da hab ich doch gar keine Schnitte*“, sagt Pamela, als es darum geht, sich bei Gefahr an die Polizei zu wenden.

Welche Intentionen, fragen sich die Teilnehmer_innen, stecken eigentlich hinter dem differenteren Auftreten der Polizei an unterschiedlichen Orten ein- und derselben Stadt? Und wieso geraten sie immer wieder „unter Verdacht“?

Nixon: „Also, ich meine, das ist ja auch eine totale Illusion, also, wenn man sich einfach mal die Tatsachen so anguckt, dass Polizei irgendwie schützen könnte davor. Also das ist ja ... so völligst bescheuert einfach, sowas zu glauben. Also so ... nee, was ist denn ... also keine Ahnung ... aber das ist einfach so, dass die Polizei ist natürlich ... die vertritt den Staat gegen ... gegen wen? ... gegen Leute, die was gegen den Staat haben. Da könnte man sich fragen, warum Leute was dagegen haben, weil sie nicht geschützt werden oder weil keine Ahnung was nicht passiert. Also so ... weil meine Interessen werden nicht durch ... werden da nicht vertreten so und es ist eher andersrum, das ich das Gefühl hab, die ... der Staat vertritt seine Interessen gegen mich und die Polizei ist der Staat und ... ich meine, das ist einfach alles so ... das hängt alles so krass zusammen. Und ich hab da an keinem Punkt irgendwie, glaube ich gedacht, dass die Polizei mir irgendwie tatsächlich da in erster Linie helfen könnte oder so. Eher vielleicht in manchen Situationen wie mit diesem Knarre-Beispiel als eine Art letzter ... letzte Option oder so was. Aber niemals die erste.“

Die Polizei zu rufen, Nixon betont das hier noch mal, ist bei Diskriminierung und Gewaltübergriffen auf die eigene Person nur die „letzte Option“ – wenn etwa Schusswaffen im Spiel sind. Ansonsten wird die Polizei als Vertreterin des Staates gesehen und von diesem fühlt sich Nixon nicht repräsentiert. In der Aussage „der Staat vertritt seine Interessen gegen mich“ artikuliert sich nicht nur Skepsis, sondern eine Anklage. Wenn Bürger_innen eines Landes sich nicht durch den Staat vertreten fühlen, so zeugt dies von einem deutlichen Demokratiedefizit. Wenn diese dazu das Gefühl haben, dass der Staat sie „angreift“, dann haben wir es mit einer eskalierten Situation zu tun. Eine solche Aussage kann als Konsequenz von institutionalisiertem Rassismus, Heterosexismus und Cissexismus gelesen werden. So ist die Verpartnerung für gleichgeschlechtliche Paare der Institution Ehe – die in Deutschland nur für heterosexuelle Paare möglich ist – schlechter gestellt, während das Gesetz zur Personenstandsänderung weiterhin mit Pathologisierungen operiert. Zudem sind die öffentlichen Diskussionen zum Einbürgerungstest, Kopftuchverbot, Verschärfungen der Asylantragsverfahren, die Nichtanerkennung von Kolonialverbrechen etc. Debatten und Gesetze, die sich gegen Migrant_innen und People of Color wenden und so auch wahrgenommen werden. Hinzukommen immer wieder Fälle, in denen Polizeiiübergriffe gegenüber Schwarze Menschen entschuldigt werden.⁴¹

Özgür: „Das sieht man auch oft, diese rassistischen Polizeikontrollen, und das ist sowas, wo es nicht ... also es geht nicht gegen mich persönlich, weil ich nicht kontrolliert werde. Höchstens wenn ich eingreife halt. Und das ist aber schon so etwas, was ich sehr mitkriege oder auch von anderen Leuten. Und das macht aber, finde ich, auch sowas, dass Polizei nicht sowas ist, was so Schutz gibt oder so.“

Auch die Praxis des *Racial Profiling*, verdachtsunabhängige Kontrollen von People of Color und Schwarzen Menschen, trägt deutlich zum Gefühl der Unsicherheit von Schwarzen Menschen und People of Color bei.⁴²

Racial Profiling steht für eine Fahndungsmethode der Polizei, die es erlaubt, verdachtsunabhängige Kontrollen bei Personen durchzuführen, die gezielt nach ihrer Hautfarbe oder anderen äußerlichen Merkmalen ausgesucht werden. Das Verwaltungsgericht Koblenz hat diese Praxis im Februar 2012 für zulässig befunden.

Diese Praxis wird zudem nicht nur von der Polizei besonders auf Bahnhöfen angewandt, sondern auch von Wachpersonal und Kaufhausdetektiven. Die hohe Polizeipräsenz in Bezirken mit hohem Bevölkerungsanteil von Migrant_innen/People of Color ist, den Teilnehmenden zufol-

⁴¹ Auch Vorfälle im Ausland, die in den spezifischen Kontexten diskutiert werden, bestimmen das Bild der Polizei und der juristischen Instanzen, die sich häufig gegen Minderheiten richten. Aktuell etwa wird der Fall von CeCe McDonald, eine Schwarze Trans*Person, die Opfer eines brutalen rassistischen und cissexistischen Gewaltüberfalls war und bei dem Versuch, sich zu wehren, eine ihrer Angreifer_innen tötete, heftig diskutiert (siehe www.democracynow.org/2012/4/27/cece_mcdonald_black_transgender_woman_faces (letzter Aufruf 31.08.2012).

⁴² Im Deutschsprachigen fehlen zu dieser rassistischen Praxis noch weitergehende Studien. Im anglophonen Raum liegen dazu bereits einige Untersuchungen vor (etwa Henry/Tator 2004).

ge, in erster Linie den etablierten rassistischen Vorstellungen geschuldet, dass Delinquenz und Migrant_in und/oder Of-Color-Sein in einem direkten Zusammenhang miteinander stehen, weshalb gleichzeitig in Bezirken mit einer weißen Mehrheit die Polizeipräsenz eher eine „Güterschutzfunktion“ erfüllt. Während also in Stadtteilen mit einer Mehrheit von gut verdienenden und zumeist weißen deutschen Bewohner_innen die Polizei sich darum kümmert, deren Eigentum zu schützen, scheint die Funktion in den Stadtteilen mit einer Mehrheit von People of Color und Migrant_innen, die Aufgabe darin zu bestehen, so die Teilnehmenden, die Bewohner_innen zu kontrollieren - und eben nicht dieselben zu schützen.

Pamela: „Die fahren da rum, um das Hab und Gut der Leute da zu schützen. Und du siehst das richtig. Das ist eine ganz andere Atmosphäre. So ... die gucken mich dann natürlich an, na ... bist Du gerade unterwegs? Aber dann ... wenn ich mich nicht verdächtig ... dann ist es okay. Aber das ist ganz anders. Die gucken ganz anders. Wenn dagegen ich in A (Stadtbezirk) irgendwie die Polizei sehe, dann sehe, wie die bestimmte Leute angucken, wie die ganz anders gucken. Die sind auf einer ganz anderen Fährte als im C (Stadtbezirk). Und das finde ich so ein bisschen gruselig. Also dass es da in A wirklich gegen Menschen geht und nicht um Hab und Gut zu schützen von Weißen. Sondern dass es darum, wirklich verdächtig ... aussehende ... PoCs irgendwie ausfindig zu machen. Oder so Sachen, wie da an X (Großer U-Bahnhof in B-Stadt) ab und zu da diese ... was sind das für Menschen?? ... polizeiähnliche Menschen, die dann am Ausgang stehen“

Nixon: „Security?“

Pamela: „So PoCs kontrollieren nach Fahrkarten. Und alle Weißen dürfen vorbei ziehen und ich sag, was wollen Sie jetzt meine Fahrkarte sehen? Ja, ich bin dazu berechtigt. Und ich sag, wieso sind hier nur PoCs und keine Weißen? Das geht Sie gar nix an. (Gelächter) Ich zeig nicht meine Fahrkarte, ich seh gar nicht ein, warum. Also Wahnsinn. Wow. Wie man so ... wirklich ... auf seinen Platz zurückgestoßen wird. Also den Platz, den die für uns in ihren Köpfen haben. Wahnsinn.“

Pamelas erstes Beispiel beinhaltet eine Verknüpfung zwischen „race“ und Klasse, da es sich bei dem ersten Bezirk um ein Villenviertel handelt, während A, von hoher Arbeitslosigkeit und einem hohen Migrant_innenanteil gekennzeichnet ist. Das unterschiedliche Auftreten der Polizei in den jeweiligen Bezirken ist frappierend und äußert sich bei Pamela unter anderem in einem verstärkten Bedrohungsgefühl, wenn sie sich im „Migrant_innenviertel“ bewegt. Dort erlebt sie sich als ein „Objekt“, vor dem die Stadt geschützt werden muss. People of Color und besonders Schwarze Menschen werden von der Polizei häufiger und auch ohne weiteres Indiz durchsucht. Das ist bekannt. Es ist wichtig, hier zu betonen, dass die Teilnehmenden alle über direkte und indirekte Erfahrung mit Polizeigewalt verfügen. So sind ihnen beispielsweise die Namen einiger in Polizeihaft verstorbenen Menschen of Color bekannt. Diese Informationen und die von ihnen und ihnen nahe stehenden People of Color gemachten gewaltvollen Erfahrungen beeinflussen direkt die Entscheidung darüber, ob bei einer Gewaltsituation die Polizei zu Hilfe gerufen wird. Im Grunde wird hier nicht die eigentlich helfende Funktion von Polizei oder das Gewaltmonopol des Staates hinterfragt, vielmehr wird angezweifelt, dass ihnen dieser notwendige Schutz zuteil wird. Die Polizei wird hier eher als Bedrohung denn als Schutz erfahren und das von Mitglieder besonders sozial verletzlicher Gruppen.

Nixon: „Wenn ich jetzt mitbekommen würde, dass anderen Personen was Schlimmes passiert ist, dann würde ich sagen, Du müsstest zur Polizei gehen. Das ist vielleicht so ein bisschen paradox.“

Die Einstimmigkeit, mit denen die Diskutant_innen einen Einbezug der Polizei für sich ablehnen, selbst wenn sie bedroht oder Opfer von Gewalt werden, wird allerdings nicht einfach hingenommen. Nixon beispielsweise würde anderen Menschen durchaus dazu raten, im Notfall die Polizei einzuschalten, schließt dies aber für sich aus. Sehr richtig bezeichnet sie das als „ein bisschen paradox“. Es zeigt sich hier ein Zusammenhang zwischen einer hinterfragten Zugehörigkeit, die typisch für eine sozial verletzliche Position ist und die sich auch ausdrückt in einem zerrütteten Verhältnis zu staatlichen Instanzen, ob dies nun Ämter, Behörden, Bildungsinstitutionen oder die Polizei ist. Das besonders Schwierige an dieser Verkettung ist, dass es gerade die verletzlichsten Mitglieder der Gesellschaft sind, die keinen Schutz erfahren. Im Ge-

genteil: Die Bedrohung geht im großen Maße von den Institutionen aus, die die Bürger_innen schützen sollen. Es ist dies ein Merkmal einer „brüchigen Bürger_innenschaft“.⁴³ Die Verzahnung eines rassistischen Blickes auf People of Color und Migrant_innen führt dazu, dass die Ursache für das Rufen der Polizei keine Rolle mehr spielt, weil das vorgeformte Bild von Täter_innen und Betroffenen eine bestimmte Richtung der Aktion evoziert (vgl. Jüttner 2012).

Özgür.: „Das geht mir auch so. Also, dass ich denken würde, eigentlich ... es gibt so viele Sachen, wo ich denke, das ist so unglaublich ungerecht und eigentlich müsste man was machen und dagegen vorgehen. Aber dass ich auch sehr sehr vorsichtig wäre damit, die Polizei einzuschalten oder auch das anderen Leuten zu raten, weil meine Erfahrungen aus anderen Kontexten eher ist, dass Leute dann teilweise selber auf der Anklagebank auf einmal stehen.“

Özgür hat selbst keine Erfahrung mit dem *Racial Profiling* gemacht, hat aber oft gehört, wie „ungerecht“ die Polizei ist und wäre deswegen mit einem Einschalten derselben sehr vorsichtig.

Pamela hat als Ausweg aus diesem Dilemma die Strategie entwickelt, bei Gewalterfahrungen mit einer staatlichen bzw. offiziellen Stelle zu drohen, die aufgrund ihres Arbeitsauftrages, eine gewisse Parteilichkeit in Bezug auf Diskriminierungen vermuten lässt – etwa Antidiskriminierungsstellen. Dies ist interessant, zeigt die quantitative Studie doch, dass diese eher selten aufgesucht werden. Anscheinend wirken sie aber dennoch symbolisch. Sie werden zur Verteidigung gegen Diskriminierungen eingesetzt, auch wenn sie nicht aufgesucht werden.

Pamela.: „Mir fällt auch gerade ein, dass ich bei so krassen rassistischen Sachen eigentlich eher mit dem Antidiskriminierungsbüro drohe als mit Polizei.“

Beratungsstellung und Supportsysteme

Wie gesehen, sind die stetigen und multiplen Diskriminierungserfahrungen für die Teilnehmenden eine Lebensrealität, mit der sie schon früh konfrontiert wurden. Daher haben sie individuelle Strategien entwickelt, um sich vor Angriffen zu schützen bzw. damit umzugehen. Die Mehrheit der Teilnehmenden kann mit einer Beratungsstelle, die bei einem konkreten Problem wie z.B. dem Coming-out hilft, nichts anfangen. Hingegen ist das Interesse nach Psychotherapie und therapeutischer Begleitung groß. Alle Anwesenden befassen sich mit dem Thema Psychotherapie, wobei sie entweder selbst therapeutische Verfahren erlernen oder Therapie in Anspruch nehmen. Alexis muss zudem für die Anerkennung seiner Transition den Besuch bei einem_einer Psycholog_in verpflichtend nachweisen.

Die allgemeine Skepsis gegenüber Beratungsstellen wird hier zum einen mit der Eindimensionalität vieler Beratungsangebote begründet, da diese häufig ein Diskriminierungsmerkmal in den Vordergrund stellen und es so zu Ausschlüssen oder gar Diskriminierungen innerhalb der Beratungssituation kommen kann. Andererseits wird das Nicht-Aufsuchen von Beratungsstellen und die Nichtinanspruchnahme von Angeboten damit begründet, dass die eigene Routiniertheit, mit der Diskriminierungen begegnet wird, und die etablierten Gegenstrategien eine solche professionelle Hilfeleistung überflüssig erscheinen lassen. Wenn Pamela sich als „*Einzelkämpfer*“ bezeichnet, wird damit auch das Thema der Isolation thematisiert. Wenn es um Rassismus und Cissexismus geht, muss Pamela für sich allein eintreten. Es scheint geradezu überlebensnotwendig, sich in einer solchen Situation Strategien anzueignen, um der ständigen Diskriminierung und Gewalt zu begegnen. Diskriminierungen, die, wie Nixon sagt, nicht mehr gespürt werden, weil sie so normal sind.

⁴³ Hierzu liegen insbesondere in den USA und UK etliche Studien vor, die das schwierige Verhältnis von rassifizierten Gruppen und der Polizei bestimmen – insbesondere bei rassistischen Übergriffen (siehe etwa Bowling/Phillips 2003; Howell/Perry/Vile 2004).

Nixon: „Aber man spürts nicht so. Weil es so eine Normalität ist, das man es so mit sich herumschleppt.“

Pamela: „Für mich ist das schwierig mit Beratungsstellen, weil ich schon merke, dass ich so eigentlich so als Einzelkämpfer groß geworden bin und halt so mein Ding gefunden hab mit den ganzen Verletzungen und was es da so gibt umzugehen. So Beratungsstellen, weiß ich, hab ich manchmal das Gefühl, die ... ja, erstmal die Wartezeit, und dann habe ich auch oft das Gefühl, die verstehen das so gar nicht. Also da fühle ich mich nicht so verstanden.“

Pamela kämpft sich durch und hat das Gefühl, dass die Beratungsstellen ihre Erfahrungen sowieso nicht verstehen. Wenn die akkumulierten Gewalterfahrungen für die einzelnen nicht mehr verarbeitbar sind, wird allerdings doch auf professionelle Hilfe zurückgegriffen. In der Gruppe zeigt sich deswegen ein großes Interesse an Therapien, die von Beratungsstellen abgegrenzt werden, da diese oftmals einen handlungszentrierten Ansatz bevorzugen und konkreten Lebensfragen wie Coming-out, Kinderwunsch oder Aufenthaltstitel adressieren.

Özgür: „Also, ich kann das ... wie schwierig das ist ... also es ist sowieso ... es ist auch, glaube ich, für Leute, die keine Mehrfachdiskriminierungserfahrungen machen, schwierig, eine passende Therapeutin oder Therapeuten zu finden, aber dann noch mit solchen Themen oder diesen ... mit solchen Stereotypen da konfrontiert zu werden, das ist einfach unglaublich schwierig.“

Die geeignete Therapeut_in zu finden gestaltet sich allerdings nicht immer einfach. Özgür wiederholt hier ein Thema, dass bereits in den narrativen Interviews anklang: Die Schwierigkeit, eine „passende Therapeutin oder Therapeuten zu finden“, die_der sich mit den spezifischen Themen auskennt und eine_n nicht mit den klassischen Stereotypen konfrontiert. Auch Özgür merkt an, dass dies kein einfaches Unterfangen ist.

Alexis: „Das ist ein ganz schwieriges Thema. Also weil ... also, ich muss erstmal sowieso für diesen Prozess der Transition muss ich ... musste ich ja einen Psychologen und eine Psychologin haben. Mit Transerfahrungen im besten Fall. Mein Wunsch war PoC. Aber ... also, ich hab mich an die Schwulenberatung gewandt und hab mich hier an die Lesbenberatung gewandt, es gibt einfach keine. Keine, die bekannt sind. Es gibt auch zu wenige für Berlin meines Erachtens, also soweit ich das jetzt abschätzen kann. Aber auch davor ... als ich in der Depression war, weil da hatte ich auch ... hab ich auch mich auf den Weg gemacht und hab versucht, Therapeuten zu finden und ich war an verschiedensten Stellen, hab mich erkundigt. Und bin auch nicht sonderlich fündig geworden. Ich finde, das ist ein ganz, ganz großes Manko, was total fehlt. Da ist es mir besonders aufgefallen. Also Psychologen, Psychotherapeuten, die eben halt auch von der Kasse anerkannt werden, weil die meisten von uns können sich einfach keine privaten leisten“

Die Suche nach der geeigneten Therapeutin gestaltet sich äußerst kompliziert vor allem, wenn der verständliche Wunsch nach einer_m Therapeut_in of Color da ist, die_der dazu noch heteronormativitätskritisch oder sich selbst als LSBTIQ-Person versteht. Selbst Beratungsstellen für Lesben und Schwulen können nach Alexis' Erfahrung da oft nicht weiterhelfen. Aus diesem Grund entschließen sich alle Teilnehmenden schließlich zu einer Therapie bei einer weißen Therapeutin. Die hier gemachten Erfahrungen sind heterogen und bestenfalls ambivalent.

Özgür.: „Ich hab auch ... ich mach Psychotherapie und meine Therapeutin ist eine weiße Frau und die ... ich finde die super und ich kann super mit der ... ich hab aber auch eine Weile gebraucht, bis ich die gefunden habe. Das war, es war auf jeden Fall tatsächlich noch bevor ich tatsächlich mich als PoC positioniert hab, dass ich ange ... also meine erste Therapie angefangen hab ... und da gabs eine Therapeutin, die dann gesagt ... also, die im ersten Gespräch sowas gesagt hat, ja, bei türkischen Männern ist das ja auch so und so, als ich irgendwas von meinem Vater erzählt hab, wo ich dann auch nie wieder da hin gegangen bin.“

Özgür ist jetzt zufrieden mit ihrer weißen Therapeutin, aber es war nicht immer einfach. Auch sie macht rassistische Erfahrungen in der Therapie, wo die üblichen antimuslimischen Stereotypen vorgebracht werden - wenn immer ihr Vater Thema der Sitzung ist.

Pamela: „Da fällt mir ein, ich habe auch zweimal Therapeuten gesucht. Bei der einen, die hat mir dann erklärt, dass sie erfahren hat, dass alle Schwarzen Menschen in ihrem früheren Leben Weiße waren, die was Böses angestellt haben und zur Strafe als Schwarze Menschen auf die Welt zurückgekommen sind. Das war meine erste Erfahrung. Und meine zweite Erfahrung war jetzt vor Kurzem. Da habe ich auch ne Psychologin

gesucht und war dann ganz kompromissbereit, weil ich dachte, ich muss jetzt irgendjemand finden und ... die hat mir dann auch immer schön brav zugehört, nur beim Thema Rassismus hat sie immer so komisch ... man ist ja sehr gebrieft auf die Anzeichen bei Weißen (unverständlich) Rassismus ... da sah ich schon, oh oh oh, schwieriges Thema, das lassen wir mal. Und dann in der fünften Sitzung hab ich dann über ein Problem von mir geredet und hab das so für mich analysiert und der so gesagt und sagte dann so, irgendwas fehlt. Irgendwas Gravierendes fehlt und ich komm nicht drauf. Bin dann gegangen, war dann zu Hause unter der Dusche und dann fiels mir wie Schuppen von den Augen: Rassismus. Den hatte ich bei der völlig ausgeblendet, weil ich einfach gemerkt hab, die kommt damit nicht klar. Wo ich so merke, wow, das war so ein Moment, wo ich gemerkt hab, also wie viel Rassismus im Leben ist. Das war ... das ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Das war ganz, ganz abgefahren. Also das auszublenden und wirklich zu spüren, es fehlt ein großer Teil ... Anteil in meinem Leben, auf den ich jetzt grad nicht komm. Und dann fällt dir Rassismus dazu ein, das fand ich gruselig. Ja, das waren meine zwei Psychoerfahrungen mit Weißen. Von daher hab ich da gar keinen Bock mehr drauf“

Trotz des Wunsches nach Therapiemöglichkeiten wird das therapeutische Wissen auch stark hinterfragt. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass zwei der Teilnehmenden, bedingt durch ihr Studium bzw. Ausbildung, selbst Einblick in die Inhalte der therapeutischen Ausbildung gewonnen haben. Sie bemängeln, dass Psycholog_innen und Therapeut_innen keine rassismus-sensible und heteronormativitätskritische Ausbildung erfahren und somit kein oder wenig spezifisches Wissen über die Folgen von Rassismuserfahrungen, Cissexismus und Heterosexismus mitbringen. Die Chance eine Therapeutin ohne eigene Rassismuserfahrungen zu finden, die dennoch in der Lage dazu ist, auf Rassismuserfahrungen in hilfreicher Weise einzugehen, hängt stark vom individuellen Engagement und der Bereitwilligkeit zur Fortbildung der Therapeut_in ab. Und so bleibt es nach den Erfahrungen der Teilnehmenden ein Glücksfall, wenn eine solche Person gefunden wird. Ansonsten bleiben die Erfahrungen mit Therapie trotz großem Leidensdruck eher negativ. So berichtet Pamela davon, wie das Thema Rassismus in der Therapie umschifft wird und dies zu Unwohlsein führt. „Von daher“ hat Pamela „da gar keinen Bock mehr drauf“.

Pamela: „Und dieses ganze System Psychologie-Therapie-Ausbildung, das ist einfach auf weiß zugeschnitten und auf niemand anderen. Da kommen wir überhaupt nicht vor. Höchstens als Probleme. Aber nicht als Menschen ... und man findet sich da punktuell natürlich wieder, aber nicht wirklich.“

Punktuell, glaubt Pamela, findet man_frau sich in der Therapie wieder, da aber die Therapieausbildungen nach wie vor nicht wirklich auf Rassismuserfahrungen vorbereiten und, wie Pamela sagt, auf „weiß zugeschnitten“ sind, ist auch die Therapie nicht immer eine Option.

Nixon: „Also, ich studier Pädagogik und ich find es auch ganz schlimm. Also weil da einfach mal so die krudesten Sachen zusammen kommen. Also so ... also, ob das jetzt von der Dozentin ist, die irgendwie von Rassen spricht oder von dem Dozenten, der ... uns sagt, wenn euer ... Ringfinger so lang ist wie euer Zeigefinger, dann seid ihr homo irgendwie so (Gelächter). Also so eine Scheiße.“

Nixon studiert Pädagogik und wird während ihres Studiums immer wieder mit Rassismus und Heterosexismus konfrontiert - auch das ist ein viel beklagte Tatsache, die People of Color in besonderer Weise belastet.

2.4 Resümee der Fokusgruppendifkussion

Die Auswertung der Fokusgruppe hat sowohl normative, institutionelle als auch strukturelle Achsen der Gewalt und Diskriminierungen freilegen können. Die Teilnehmer_innen haben Einblicke in ihre Lebensrealitäten gewährt, die gesellschaftliche Ausschlüsse, Unterdrückungsverhältnisse und widerständige Strategien nachzeichnen lassen. Diskriminierungserfahrungen finden, wie nicht anders zu erwarten, Eingang in die alltäglichen Handlungen und das Lebensgefühl der Diskutant_innen.

Es ist ein bezeichnendes Ergebnis, dass einige Teilnehmende Rassismus – aber auch Cissexismus - im Gegensatz zu anderen Teilzugehörigkeiten als allgegenwärtig empfinden. Eine Reali-

tät, der sie nicht entgehen können. In diesem Zusammenhang wird das Konzept der Mehrfachdiskriminierung kritisch beleuchtet. Die Frage, was nun die tatsächliche Ursache einer erfahrenen Diskriminierung war, ist womöglich eine falsch formulierte Fragestellung. Pamela empfindet es als schwierig, bei Diskriminierungserfahrungen die Verschränkungen von Sexualität, Gender, „race“, Bodyism auf ein Merkmal zu begrenzen. Die erlebte Ausgrenzung erweist sich immer als vielschichtig und dynamisch. Folgerichtig werden immer wieder die Wechselwirkungen zwischen Rassismus, Cissexismus, Heterosexismus, Klassismus und anderen Unterdrückungsformen benannt. Diskriminierungserfahrungen, die stattfinden, weil die Teilnehmer_innen nicht den gesellschaftlichen Normen entsprechen können und/oder wollen, werden als qualitativ gleichwertig eingeschätzt, das heißt, für Alexis gibt es weder ein „Ranking“ noch kann er sagen, „welche diskriminierende Erfahrung schlimmer sei“. Gleichzeitig wird von einigen die Omnipräsenz von Rassismus direkt genannt, die zuweilen andere Diskriminierungsformen zu überlagern scheint. Die Teilnehmer_innen, die als nicht weiß gelesen werden, berichten, dass sie Rassismus auf der Straße, in queeren Räumen, in Institutionen wie (Hoch-)Schulen und Behörden permanent erleben. Fernerhin stellt Rassismus eine Lebensrealität dar, die auch familiäre Beziehungen nicht unberührt lassen. Nicht-normative Begehrensformen, Gender und Beziehungsweisen werden in der (heteronormativen) Öffentlichkeit nicht immer markiert bzw. erkannt, sodass hierbei die Entscheidung bleibt, ob, wann, mit wem und wie sie darüber sprechen. Nicht zufällig ist auch in der quantitativen Studie auffallend, wie oft angemerkt wird, dass die Studienteilnehmer_innen an einigen Orten nicht out sind. Nichtnormative Lebensweisen schreiben sich anders in den Körper ein als Hautfarbe – aber auch Genderuneindeutigkeit.

Die Teilnehmer_innen bezeichnen sich zum Teil selbst als queer (lebend) und empfinden die politische Botschaft der Queer-Bewegung wichtig, die sich gegen eine Zwangsheteronormativität richtet und „Entweder-oder“-Identitäten dekonstruiert. Die Erfahrungen, die sie in deutschen, queeren (politisierten) Räumen gemacht haben, waren jedoch nicht immer einfach. Es sei schwierig, einen Platz zu finden, wo einer_m zugehört wird, berichtet Alexis. Die Erfahrungen mit queeren, politisierten Räumen sind insoweit mit Enttäuschungen verbunden, weil sie zuweilen (unsichtbare) Ausschlüsse „re-produzieren“. So sind die Räume oftmals weiß und auch akademisch dominiert. Des Weiteren führe eine hegemoniale Wissensaneignungen über Rassismuskurse von weißen Queers oft zur Sprachlosigkeit oder Unbehagen bei Queers of Color. Dies hat für einige der Diskutant_innen die Konsequenz, sich nicht mehr in diesen Räumen aufhalten zu wollen. Die Kritik der Diskutant_innen an queeren Räumen, die mehrheitlich weiß dominiert sind, bezieht sich auf eine Praxis von Immunisierung gegen Rassismuskritik, fehlender Repräsentation und Ausschlüssen von Queers of Color. Allerdings bewegen sie sich dennoch häufiger in queeren Szenen als in lesbischen/schwulen Zusammenhängen, wo häufig normative, unkritische Vorstellungen dominieren oder immerhin zugelassen werden. Für die Teilnehmenden an der Fokusgruppendifkussion ist dies nicht hinnehmbar.

Markierte Personen erfahren ein „Mehr“ an Diskriminierungen im Alltag, da sie sich seltener in die Anonymität flüchten können. Das zeigen bereits die Interviewanalysen. Sie fallen auf, werden „aufgemerkt“, was sie sozial verletzlicher macht. Als „Lösung“ bietet sich oft nur noch der Rückzug in sogenannte „Einzelzellen“, wie Alexis sie nennt, an. Pamela bezeichnet sich dementsprechend als „Einzelkämpfer“. Dies deutet zwar einerseits den Widerstandswillen an, verdeutlicht aber auch das Fehlen sozialer Rückzugsräume. Die Diskutant_innen befinden sich sowohl in der Schule, in der Universität und in den unterschiedlichen Arbeitsverhältnissen in einem permanenten Spannungsfeld zwischen Diskriminierung und Widerstand. Auszug aus den öffentlichen Räumen hin zu einzelnen Personen als Bezugspunkte ist eine der Strategien, um den Diskriminierungen zu begegnen. Ein problematisches Ergebnis: Massive Diskriminierungserfahrungen scheinen den Wunsch auf Teilhabe und Partizipation zu löschen. Wer will schon an einer Gesellschaft teilhaben, die eine_n alltäglich zurückweist und beschämt. So wird das politische Versprechen des Staates auf Teilhabe und Partizipation für alle Bürger_innen nicht

erfüllt. Es ist kritisch zu bewerten, dass Vereinzelungen oder der Aufenthalt in „Einzelzellen“ zum einzigen Weg wird. Im Umkehrschluss könnte die These aufgestellt werden, dass sozial verletzte Gruppen keinen Schutz erfahren. Mehrheitsnormierte Konfigurationen filtern gewissermaßen, wer in der Öffentlichkeit gehört und geschützt wird.

In diesem Zusammenhang sind die Ausführungen zum Verhältnis zur Polizei bedeutsam. Die Polizei ist vom Staat beauftragt, die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu schützen sowie Straftaten zu verhüten und gegebenenfalls zu verfolgen. Sie stellt eines der Exekutivorgane des staatlichen Gewaltmonopols dar und soll im Sinne der Verfassung und der Gesetze handeln (vgl. Schmidt 2000: 561; auch Sartori 1997). Wenn nun sozial verletzte Gruppen, die im besonderen Maße auf Schutz angewiesen sind, äußern, dass sie Polizei mit Angst, Unsicherheit und Schutzlosigkeit assoziieren, so ist das bestenfalls bedenklich. Insbesondere Strategien des *Ethnic Profiling/Racial Profiling*, aber auch das Wissen um polizeiliche Übergriffe auf Freund_innen und Bekannte scheinen das Vertrauensverhältnis erschüttert zu haben.⁴⁴

Sowohl der Rückzug aus der Öffentlichkeit als auch die Angst vor der Polizei ist ein Befund, welcher eine nähere Betrachtung erfordert, da hier ein deutliches Demokratiedefizit sichtbar wird. Von den Teilnehmer_innen wird ein fehlendes Interesse seitens des Staats und den politischen Trägern an der Veränderung bestehender Gesellschaftsverhältnisse konstatiert. „Inklusion“ und „Diversität“ verkommen zu Worthülsen, wenn etwa Jugendliche, die in der Schule Opfer von Gewalt werden, nicht von der Institution geschützt werden. Nur wenn die unterschiedlichen Unterdrückungsformen zusammengedacht werden und sowohl in Schulen, Ämtern als auch in Beratungsstellen auf eine hetero_cis_sexistische und rassismuskritische Haltung geachtet wird, ist eine Änderung im Sinne der Teilnehmenden an der Gruppendiskussion möglich.

Die Teilnehmenden zeigen auch ein starkes Interesse an Psychotherapie und therapeutischer Begleitung. Dies ist nicht verwunderlich, denn der Leidensdruck ist in der Gruppe sehr hoch. Allerdings stellen sie fest, dass es häufig an der notwendigen Sensibilisierung für Mehrfachzugehörigkeiten, Rassismus, Cissexismus und Heterosexismus fehlt. So erwähnt Pamela, dass oftmals bestimmte Merkmale in den Vordergrund gestellt werden, diese in ihrer Isolation aber Pamelas Sein und Erfahrungswelt nicht entsprechen. Weiterbildung im Bereich Mehrfachzugehörigkeiten und auch eine höhere Repräsentanz von People of Color im psychotherapeutischen Bereich scheinen dringend vonnöten. Dafür müssten sich die Ausbildungsinstitutionen öffnen und auch Angebote etablieren, die ganz bewusst rassismus- und heteronormativitätskritisch arbeiten.

Die Diskutant_innen entwickeln eigene Strategien, um den alltäglichen Diskriminierungen zu begegnen. Es wäre interessant, sich diese in weiterführenden Forschungen genauer anzusehen, denn schließlich verfügen nicht alle sozial verletzlichen Menschen über das notwendige Repertoire an Strategien, um dem feindlichen Alltag immer wieder zu begegnen.

⁴⁴ Vgl. Dossier zu Ethnic Profiling: <http://www.bug-ev.org/themen/schwerpunkte/dossiers/ethnic-profiling.html> (letzter Aufruf 31.08.2012).

2.5 Diskussion der Ergebnisse

Mittels sechs narrativen Interviews und einer Fokusgruppendifkussion ist es gelungen, im Sinne der Ausgangsfragen der Studie einen genaueren Blick in die Lebenswirklichkeit von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*Personen zu werfen. Die Untersuchung supplementiert - wie intendiert - die Ergebnisse der quantitativen Studie, indem sie die Qualität der Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen beschreiben hilft. Nachfolgend werden die Ergebnisse der narrativen Interviews und der Fokusgruppendifkussion kurz zusammengefasst.

Coming-out-Narrativ

Wenig erstaunlich nimmt in den Interviews das Coming-out eine zentrale Stelle ein. Dabei wird aber auch deutlich, dass die Idee des „Herauskommens“ eine nicht nur befreiende, sondern durchaus auch belastende sein kann. So fällt es vielen der Interviewten schwer zuzugeben, dass sie nicht überall out sind, obschon dies bedeuten würde, dass die Personen an allen Orten Auskunft über ihre Sexualität geben müssten. Zudem zeigt sich, dass nicht-normative Lebensweisen und sexuelle Begehren auch heute noch schwerwiegende Konsequenzen mit sich bringen können: etwa Mobbing oder auch Entlassungen – wenn etwa der Arbeitgeber die katholische Kirche ist.⁴⁵

Wenn das Coming-out unter Bedingungen von Mehrfachzugehörigkeiten gelebt wird, kompliziert sich das Erleben. So können wir hier öfter durchdachte und strategische Coming-out-Praxen wahrnehmen. Es wird genau überlegt, wo Outing stattfinden soll und wo nicht. Das ist auch dann der Fall, wenn Personen aufgrund stark traumatisierender Erfahrungen in ihrem Leben mit anderen Themen stark belastet sind. Das Trans*Coming-out ist dagegen stark an die juristischen Vorgaben gebunden, die den betroffenen Personen viel Energie abverlangen. Manches Mal kommt es auch zu einem seriellen Coming-out – etwa erst als lesbische Frau und später als Trans*.

Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Idee des Coming-outs einer Revision zu unterziehen wie auch die Vorstellung, dass nicht-normative Begehren heute in Deutschland ohne Probleme zu leben seien, zu überdenken. Das bedeutet auch die Dominanz und Einseitigkeit der Betrachtung des Coming-outs innerhalb von Beratungspraxen und Therapien infrage zu stellen. Ausgrenzungen aufgrund nicht-normativer Lebensweisen kann nur schlecht mit normativen und homogenisierten Strategien begegnet werden. Dies muss geradezu gezwungenermaßen wieder Ausschlüsse produzieren.

Differentes Diskriminierungspotenzial

Beide Teile der qualitativen Studie deuten auf ein hohes Maß an Diskriminierungspotenzialen bei lesbisch/bisexuell lebenden Frauen und Trans* hin und bestätigen damit die Ergebnisse der quantitativen Studie. Auch dass insbesondere in der Schule starke Diskriminierungserfahrungen gemacht werden, konnte hier bestätigt werden. Die subtilen Formen äußern sich in der Dethematisierung der eigenen Begehrensformen und der Notwendigkeit zu einem dauernden Überlegen, wann und wo was offen gemacht wird.

In den Interviews konnten zusätzlich zu diesem bedeutsamen Ergebnis aufgezeigt werden, dass zwar alle Studienteilnehmer_innen Diskriminierungserfahrungen gemacht haben, dass aber auch deutliche qualitative Unterschiede in den Erfahrungen konstatiert werden müssen - entsprechend der Zugehörigkeiten, die die Personen für sich beanspruchen. Insbesondere die

⁴⁵ Auch eine nicht-heterosexuelle Lebensweise kann durchaus auch bei anderen Arbeitgeber_innen zum Problem werden, wie der aktuelle Fall in der Vivantes-Klinik zeigt (vgl. <http://www.freitag.de/autoren/ulrike-baureithel/welche-rollebilder-vermittlung-schulbucher> - letzter Aufruf 31.08.2012).

Sichtbarkeit - oder besser, das Nicht-verstecken-Können - von Zugehörigkeit zu sozial marginalisierten Gruppe ließ die Mitglieder derselben als besonders verletztlich erscheinen. Es scheint insoweit angemessen, von unterschiedlichen Diskriminierungsbelastungen auszugehen. Weiße/deutsche lesbische/bisexuelle Frauen machen immer noch Diskriminierungserfahrungen, aber diese erscheinen im Allgemeinen different zu den Erfahrungen, die lesbische/bisexuelle People of Color machen. Es scheint adäquat und berechtigt von Mehrfachdiskriminierung zu sprechen und auch die Differenzen im Erleben der sozial unterschiedlich positionierten Subjekte zu verdeutlichen.

Unklar bleibt, wie die differenten Diskriminierungsbelastungen zu benennen sind, ohne dass dies im Sinne einer kontraproduktiven Hierarchisierung von Diskriminierungserfahrungen gelesen wird. Wer diskriminiert wird oder Gewalterfahrungen gemacht hat – ganz gleich, aus welchem Grunde – ist nicht „erleichtert“, weil andere Menschen mehr Erfahrungen mit Diskriminierungen und Gewalt machen. Auch ist es nicht so, dass eine prinzipielle Diskriminierungsmehrbelastung bei allen, die potenziell davon betroffen sind, zu denselben subjektiven Empfindungen führt. Viel eher scheint es notwendig, die bisher präferierten Diskriminierungsmodelle neu zu diskutieren. So scheint das Modell der Mehrfachdiskriminierung ein guter Ausgangspunkt zu sein, um die Erfahrungen von Menschen mit Mehrfachzugehörigkeiten zu adressieren. Dieses könnte mit dem Konzept der Intersektionalität supplementiert – nicht ersetzt – werden. In einigen Fällen sprechen die Studienteilnehmer_innen durchaus davon, dass sie nicht auseinanderhalten können, warum sie diskriminiert wurden, während ihnen ein anderes Mal das Warum ganz klar ist. Darüber hinaus hierarchisieren einige die Diskriminierungserfahrungen, während andere sagen, dass sie sich dazu nicht in der Lage sehen. Diese Diskussion müsste auch in den Beratungsstellen aufgenommen werden. Zu oft scheint ein Diskriminierungsmodell unreflektiert in den Teams zu dominieren. Da aber jedes Modell spezifische Interventionsstrategien zur Konsequenz hat, ist es wichtig, diese transparent zu machen und mithin auch zur Disposition zu stellen. In Anbetracht dessen, dass bestimmte Gruppen sich wenig zufrieden mit der Arbeit von Beratungsstellen zeigen, ist dies als eine Minimalforderung zu werten.

Offene und geschlossene Räume

In den Interviews wurde deutlich, dass die in den Großstädten etablierte lesbische/bisexuelle und queere Kultur wie auch Beratungsangebote oder Selbsthilfegruppen für die meisten eine große Freiheit bedeuten. Einige sind aus diesem Grunde von der Kleinstadt in die Großstadt gezogen. Die Ergebnisse von sozialer Bewegung vor allem in den 1970er- und 1980er-Jahren haben in der Tat Freiräume für Menschen mit nicht-normativen (sexuellen) Praxen und Genderidentitäten eröffnet. Berlin etwa verfügt über Lesben- und Schwulenberatungsstellen, Frauenberatungsstellen, Trans*Beratungsstellen, etlichen Selbsthilfegruppen für differente Fragen rund um die eigene sexuelle und Genderidentität, Beratungsstellen, die sich insbesondere an migrantische LBTIQ oder an Regenbogenfamilien wenden, Beratungsstellen, die auf juristische Fragestellungen spezialisiert sind, etliche LBTIQ-Freizeitangebote – von Sportvereinen, Clubs, Bars, Lounges, regelmäßigen Festivals bis hin zu Lesegruppen oder politischen Gruppierungen. Dazu kommen Möglichkeiten des Studiums, Gruppen innerhalb der Hochschulen und eine Vertretung im Senat. Für Menschen, die aus Kleinstädten kommen, sind dies oft kaum fassbare, ja, traumhafte Verhältnisse.

Allerdings erweisen sich diese Räume nicht für alle als offen. LSBTQ of Color und migrantische LSBTQ beklagen in den Interviews und in der Fokusgruppe, dass sich diese Freiräume für sie – vor allem aufgrund rassistischer Übergriffe - als beschränkt erweisen. Woraus sich die Notwendigkeit nach „geschlossenen Räumen“ ergibt, in denen Menschen mit Erfahrungen von Mehrfachdiskriminierungen sich austauschen können, ohne dabei das Gefühl haben zu müssen, dass sie Vorsicht walten lassen müssen. Gleichzeitig besteht ein Bedarf an einer Reevaluierung

der LSBTIQ-Räume. Wie können diese offener gestaltet werden? Wie kann Ausschlüssen begegnet werden? Denn diese Räume erweisen sich zum Teil – das zeigt bereits die quantitative Studie – als sehr reglementiert. Selbst queere Femmes beklagen, dass sie sich häufig nicht willkommen fühlen, während Trans* of Color einige lesbische/bisexuelle Orte aufgrund erfahrener Diskriminierungen gar nicht mehr aufsuchen.

Demokratisierung

Schließlich legen die Interviews nahe, dass die Staatsapparate (Louis Althusser) wie Bildungsinstitutionen, Justiz und Polizei vorzugsweise von besonders verletzlichen Gruppen nach wie vor als problematisch beschrieben werden. Der Umgang mit Heterosexismus, Cissexismus und Rassismus, so zeigt die qualitative Studie, ist in vielfacher Weise bedenklich. So wird über den mangelnden Schutz vor Diskriminierungen in den Schulen berichtet, von der Inadäquatheit des Umgangs bei heterosexistischen Übergriffen, den rassistischen Theorien, die in eigenen Hochschulen weiterhin ohne Widerspruch gelehrt werden, und der Sorge, von der Polizei auch bei Gewalterfahrungen nicht geschützt zu werden. People of Color berichten gar von der Sorge, auch in Fällen von Übergriffen auf sie als Täter_innen wahrgenommen zu werden. Dass dies keine unbegründete Sorge ist, zeigt die öffentliche Debatte um die Praxis des *Racial Profiling*.

Insbesondere für die Bildungsinstitutionen ergibt sich hieraus ein Bedarf nach der Aneignung diskriminierungskritischer Praxen und Strategien des Umgangs mit Diskriminierungsvorfällen in den eigenen Institutionen, die nicht selbst wieder diskriminierend sind.

III Empfehlungen

María do Mar Castro Varela

„Es gibt noch keine Demokratie, die ihres Namens würdig ist. Die Demokratie bleibt im Kommen; sie muß noch erzeugt oder erneuert, regeneriert werden“ (Jacques Derrida)

Die vorliegende bundesweite Studie zu Gewalt und Mehrfachdiskriminierungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* (lb_FT*) ist in ihrer Herangehensweise und auch bezüglich der Komplexität der bearbeiteten Fragestellungen im deutschsprachigen Raum einzigartig.

Die Ergebnisse der Studie lassen dadurch nicht nur Empfehlungen an hieran anknüpfende Forschungsaktivitäten zu, sondern ermöglichen auch die Formulierung von Interventionsvorschlägen im Bereich psychosozialer Beratung und Antigewaltarbeit. Zusätzlich werden Vorschläge für die Antidiskriminierungsarbeit formuliert.

Demokratie stärken - Partizipative Räume fördern

Die vorliegenden Ergebnisse der quantitativen und qualitativen Studie verdeutlichen, dass lb_FT*, wenn sie eine Migrationsgeschichte haben und/oder rassistischer Markierungen ausgesetzt sind, zwar verstärkte Diskriminierung und auch Gewalt erfahren, sich aber vielfach von den öffentlichen Stellen und den juristischen Institutionen nicht geschützt bzw. unterstützt fühlen. Im Gegenteil, die Realität struktureller Diskriminierung, die Gewalt zuweilen nicht nur ungestraft geschehen lässt, sondern geradezu ermöglicht, führt dazu, dass Institutionen, die sie eigentlich vor Gewaltübergriffen schützen sollen, als bedrohlich empfunden werden. Dies gilt insbesondere für die Polizei.

Lb_FT* of Color haben insgesamt nur wenig Vertrauen zu staatlichen Institutionen. Sichtbar wird hier ein deutliches Demokratiedefizit. Das gestörte Vertrauensverhältnis macht dabei sozial verletzliche Subjekte noch verletzlicher. So wird in Fällen von Diskriminierung nur selten von den Möglichkeiten des AGG Gebrauch gemacht, während die Polizei in einigen Fällen noch nicht mal dann zur Hilfe gerufen wurde, wenn lb_FT* of Color Opfer von körperlicher Gewalt wurden.

Auch in der Gesamtpopulation der Befragten wendet sich die Mehrheit bei Diskriminierungsvorfällen zunächst an Freund_innen oder Partner_innen. Auch dies zeigt an, dass dem demokratischen System nicht wirklich zugetraut wird, schützende Funktionen auszuüben.

Da deutlich geworden ist, dass Trans*Menschen, People of Color und Menschen mit Migrationserfahrungen auch innerhalb der LSBTIQ-Community diskriminiert werden, scheint es notwendig, bei der gemeinsamen Strategieentwicklung darauf zu achten, dass möglichst unterschiedliche Akteur_innen zusammenkommen, die differente Perspektiven und Vorschläge einbringen können. Nur allzu oft werden gerade die Akteur_innen nicht ernst genommen, die

über Kontakte zu besonders verletzungsoffenen Gruppen und damit auch über umfassendes Wissen im Bereich Diskriminierungen verfügen.

Eine partizipative Politik bedarf der Räume, in denen sich marginalisierte Gruppen artikulieren können. Es scheint deswegen dringend geraten, gemeinsam mit den Beratungsstellen der LSBTIQ-Community, Initiativen und Gruppen über ein strategisches Vorgehen zu kommunizieren, um diesen Missstand zu begegnen. Wichtig ist hier, dass lb_FT of Color, migrantische lb_FT* und Trans*Menschen die Möglichkeiten erhalten, ihre spezifische Perspektive darzulegen.*

Diskriminierungskritische Beratungs- und Therapiekonzepte fördern

Die meisten Befragten, die szenespezifische Beratungsangebote in Anspruch genommen haben, sind mit diesen im Großen und Ganzen zufrieden. Beklagt wird dennoch, dass Beratungsstellen für die LSBTIQ-Community nur in Großstädten vorhanden sind, die jedoch häufig nicht mit genügend Ressourcen ausgestattet sind. Für viele Studienteilnehmer_innen waren Lesbenberatungs- und Transberatungsstellen in Zeiten der aktiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Begehren und/oder Genderidentität.

Daneben wurde mehrmals angegeben, dass Beratungsstellen sich teilweise nicht einer diskriminierungskritischen Sprache bedienen und etwa rassistische Begriffe benutzt werden. Auch eine trans*inkludierende Sprache scheint nicht die Regel zu sein. Menschen mit (vielfältigen) Diskriminierungserfahrungen sind durch die im Alltag erlebten Herabsetzungen und Entwürdigungen zumeist sensibler gegenüber Sprachverhalten, weswegen eine Sensibilisierung dringend geboten scheint.

Sehr viele Befragten haben in den letzten Jahren Therapieangebote in Anspruch genommen und mussten dabei feststellen, dass es schwierig ist, gut ausgebildete Therapeut_innen zu finden. Eine Aufklärungsoffensive bei psychologischen und medizinischen (Ausbildungs-)Institutionen wäre hier sinnvoll. Idealerweise müssten die Ausbildungscurricula angepasst werden. Nach wie vor scheint es so zu sein, dass paradoxerweise besonders sozial verletzbare Personen – etwa Trans*Menschen – selten in der Lage sind, eine gute medizinische und therapeutische Versorgung für sich zu finden, sondern ganz im Gegenteil auch an diesen Orten Diskriminierungserfahrungen machen.

Sinnvoll wäre es, in einem ersten Schritt Weiterbildungsmodule für Beschäftigte in der psychosoziale Versorgung zu entwickeln, die auf die spezifische Situation von Menschen mit nicht-normativen Genderidentitäten und sexueller Orientierung aufmerksam machen und dabei einen besonderen Fokus auf Mehrfachdiskriminierung legen.

Etablierte Konzepte und Sprachregelungen hinterfragen

Ein interessantes Ergebnis der Studie ist, dass ein Großteil der Befragten Kategorien kritisch hinterfragen und sehr kreativ bei der Beschreibung ihrer „Identität“ sind. Jede Frage, die die Möglichkeit zur Selbstbeschreibung, Selbstdefinition bot, wurde genutzt, um Kategorien zu hinterfragen, zu irritieren. Hier wurde nicht nur ein hoher Reflexionsgrad sichtbar, sondern auch das Leid, welches durch unhinterfragte Kategorisierungen und Zuschreibungen im Alltag erzeugt wird (vgl. hierzu auch Arndt/Ofuatey-Alazard 2011).

Darüber hinaus erscheinen etablierte Konzepte wie etwa „Coming-out“ und „Homophobie“ problematisch. Begriff wie „Homophobie“ und „Transphobie“ suggerieren, es handle sich bei Diskriminierungspraxen um ein *nur* psychologisches Problem und nicht um ein Problem unterschiedlicher Machtverteilung.

Das in der psychosozialen Praxis etablierte Konzept des „Coming-outs“ dagegen erzeugt bei vielen LSBTIQ einen konstanten Druck, sich beweisen zu müssen, das heißt, in ihrem unmittelbaren Umfeld, ihre „Nicht-Heterosexualität“ bzw. Nicht-Cisgender-Identität offen zu leben und gar unter Beweis zu stellen. Viele beschreiben diese unausgesprochene Forderung als enorme Belastung

Eine Empfehlung wäre hier, Studien zu finanzieren, die die etablierten Konzepte diskutieren und ihre Effekte auf die diverse LSBTIQ-Community überprüft. Publikationen und Tagungen könnten zusätzlich eine Sensibilisierung befördern und neue und wichtige Debatten eröffnen.

Aufklärungsarbeit und Strategien zur Stärkung sozial verletzlicher Gruppen

Eine Mehrheit der Befragten ist der Meinung, dass in den Schulen und auch außerschulischen Bildungsinstitutionen Aufklärungsarbeit zu Fragen nicht-normativer Sexualität und Genderidentitäten dringend notwendig ist. Tatsächlich ist bekannt, dass Ausgrenzungspraxen und Gewalt in deutschen Schulen in den letzten Jahren nicht weniger geworden sind, sondern im Gegenteil zugenommen haben. Mobbing und Cyberbullying gehören zur schulischen Realität und treffen insbesondere diejenigen, die die sozialen Normen nicht einhalten. So irritieren Trans*Schüler_innen und lesbische Schüler_innen die heterosexuellen Mitschüler und -schülerinnen nach wie vor so sehr, dass eine Gewaltentfaltung eher die Regel als die Ausnahme zu sein scheint. Die Ergebnisse der Studie belegen zudem, dass die Institution Schule nur selten adäquat auf Gewalt und Diskriminierung im Zusammenhang mit nicht-normativer sexueller Orientierung und Genderidentitäten reagiert.

*Die immer wieder öffentlich debattierte Aufklärungsarbeit zu Themen wie „Sexualität“ und „Gender“ scheinen aus der Perspektive der Befragten dringend notwendig. Die Module, die hierzu von einigen Stellen entworfen wurden, müssen auf ihren inklusiven Charakter hin überprüft werden. Werden etwa Trans*Personen berücksichtigt und Rassismus auch thematisiert?*

Die Arbeit mit Schulen ist ein wichtiges Feld und es ist zu empfehlen, mittels vertiefender Studien neue Wege in der Aufklärungsarbeit zu entwerfen.

Ergänzend dazu ist es wichtig, Selbstermächtigungsräume bereitzustellen. Deutlich wurde bei den Befragten – gleich welchen Alters – das Selbsthilfegruppen eine hohen Stellenwert bei Beratung und Hilfestellung in schwierigen Lebenslagen innehaben. Die Aufklärungsarbeit in den Schulen muss deswegen mit der Ermöglichung von selbstorganisierten Räumen etwa für die LSBTIQ of Color-Community einhergehen: nicht nur weil besonders sozial verletzliche Gruppen eines besonderen Schutzes bedürfen, da sie kaum Räume haben, in denen sie nicht potenziell Opfer von Diskriminierungen werden, sondern auch weil in diesen eine alternative Wissensproduktion stattfindet, die unter anderem in der Antidiskriminierungsarbeit dringend benötigt wird. Nicht zufällig sind ja viele der heute bestehenden LSBTIQ-Beratungsstellen aus Selbsthilfegruppen und selbstorganisierten Gruppen hervorgegangen.

Öffnungsprozesse vorantreiben

Die etablierte LSBTIQ-Szene erweist sich für viele als unwirtlich. Femmes beklagen, dass sie als heterosexuell gelesen werden und ihnen der Aufenthalt zum Teil unmöglich gemacht wird. Trans* Menschen sprechen über massive Ausgrenzungen und die meisten Befragten of Color haben bereits Erfahrungen mit rassistischen Diskriminierungen in der LSBTIQ-Community gemacht.

Diese Ausgrenzungsprozesse sind zwar vielen bekannt, aber werden häufig nicht ernst genommen. Für Trans*Menschen und lb_FT* of Color bedeutet dies allerdings, dass sich die Räume, in denen sich diese unbeschwert bewegen können, deutlich reduzieren.

Die permanente Zuschreibungen als „homphob“, die migrantische lb_FT* und lb_FT* of Color zunehmend auch in der LSBTIQ-Szene erfahren, die Ignoranz ihrer Lebensrealität gegenüber und die Exotisierungen und Kulturalisierungen sind für diese sehr belastend und erlauben ihnen zuweilen nicht, als Subjekte mit eigener Stimme wahrgenommen zu werden.

Es ist sinnvoll, Selbstermächtigungsprojekte zu fördern und gleichzeitig mehr Publikationen zu tragen, die ausgrenzende Diskurse stabilisieren, zu widerstehen.

Die Öffnung von LSBTIQ-Räume ist auch durch Überprüfung der Repräsentationspolitiken und einer konstruktiven Vernetzungsarbeit zu erreichen. Solange die Perspektiven minorisierter LSBTIQ keinen Raum haben, bleiben die LSBTIQ Räume auch Orte der Ausgrenzung, insofern sie nur für eine spezifische Gruppe als Orte der Emanzipation erfahren werden. Die hier errungene Freiheit erfolgt letztlich über die Stigmatisierung und Marginalisierung von „Minderheiten“ innerhalb der LSBTIQ-Community.

Komplexe Realitäten kontextualisiert untersuchen

Die meisten Studien im europäischen Raum untersuchen Diskriminierung eindimensional (siehe auch Forschungsstand). Dass dies aus mehreren Gründen problematisch ist, ist zwar bekannt, wird aber dennoch im Mainstream der sozialwissenschaftlichen Forschung selten hinterfragt, obschon die Effekte nur allzu deutlich sind: Zum einen werden spezifische Subjektpositionen unsichtbar und undenkbar gemacht – etwa die muslimische Lesbe. Zum anderen befördern diese verknappten Perspektiven eine Hierarchisierung von Diskriminierungen und perpetuieren sogar gewaltvolle diskriminierende Praxen. Wie nun idealerweise die Realität von Mehrfachzugehörigkeiten und die entsprechenden Erfahrungen von Mehrfachdiskriminierung empirisch zu erfassen sind, darüber muss, so wurde deutlich, weiter debattiert werden. Die vorliegende Studie zeigt erneut, dass hierzu das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Viele Sozialwissenschaftler_innen und politische Akteur_innen sind der Meinung, dass das Konzept der „Mehrfachdiskriminierung“ – so wie es von vielen Nichtregierungsorganisationen verwendet wird - obsolet sei und das Risiko eingehe, ein problematisches additives Modell von Diskriminierung zu befördern. Und in der Tat legt der Begriff ja nahe, dass Diskriminierungen auch quantitativ erfasst werden können. Dagegen scheint eine intersektionelle Perspektive deutlich besser dazu in der Lage zu sein, Verflechtungen und die Beziehungen zwischen Diskriminierungen zu erfassen.

Zu empfehlen wäre, die Debatten um die methodischen Zugänge bei der Untersuchung von Gewalt- und Diskriminierungsverhältnissen neu zu führen. Die vorliegende Studie legt nahe, dass eine supplementierende Perspektive von „Mehrfachdiskriminierung“ und „Intersektionalität“ sinnvoll ist. Die Ansätze schließen sich nicht aus, sondern ergänzen sich. Die Nicht-Berücksichtigung des Mehrfachdiskriminierungskonzeptes versperrt die Sicht auf die Differenzen in der Diskriminierungsbelastung.

IV Anhang

a) Literatur

- Adrienne, Riche/Lorde, Audre (1986²): *Macht und Sinnlichkeit*. Berlin: Orlanda.
- Ahmed, Sara (2010): „Happy Objects“, in: Gregg, Melissa/Seigworth, Gregory J. (Hg.): *The Affect Theory Reader* Durham/London: Duke University Press, S. 29-51.
- Ahmed, Sara (2011): „'You end up doing the document rather than doing the doing': Diversity, Race Equality und Dokumentationspolitiken“, in: Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (Hg.): *Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung*. Münster: LIT-Verlag, S. 118-137.
- Akkermann, Antke/Betelt, Sigrid/Daniel, Gabriele (1990): *Nackte Tatsachen. Ergebnisse eines lesbischen Forschungsprojekts. Teil I und II*, in: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 3, S. 1-24/140-165.
- Andersen, Margaret L. (1993): „Studying Across Difference: Race, Class, and Gender in Qualitative Research“, in: Stanfield II, Joh/Rutledge, Dennis(Hg.): *Race and Ethnicity in Research Methods*. Newbury Park: Sage, S. 39-52.
- Anzaldúa, Gloria (1999²): *Borderlands. La Frontera. The New Mestiza*. San Francisco: Aunt Lute Books.
- Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (2011): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht : (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutscher Sprache : ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast.
- Atkinson, Elizabeth et al (2009). *No Outsiders: Researching approaches to sexualities equality in primary schools: Full Research Report ESRC End of Award Report, RES-062-23-0095*. Swindon: Economic and Social Research Council. Online: <http://www.esrc.ac.uk/my-esrc/grants/RES-062-23-0095/outputs/Read/372d939e-02e9-4d7d-b51e-06c936147b4c> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Aktion Jugendschutz Baden-Württemberg (2000): *Jungen als Opfer und Täter sexueller Gewalt*. Stuttgart: Aktion Jugendschutz.
- Amnesty International (2001): *Geschundene Körper - Zerrissene Seelen. Folter und Misshandlung an Frauen*.
- Amnesty International (2005): *Stonewalled. Police Abuse and Misconduct Against Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender People in the U.S*. Amnesty International USA. New York: AI Publications.
- Amnesty International et al (Hg.) (2007): *Das Recht, anders zu sein: Menschenrechtsverletzungen aufgrund sexueller Orientierung*. Berlin: Querverlag.
- Ani, Ekpenyong et al (2007): „Transformationspotentiale, creative Macht und Auseinandersetzungen mit einer kritischen Differenzperspektive – Schwarze Lesben in Deutschland“, in: Dennert, Gabriele/Leidinger, Christiane/Rauchut, Franziska (Hg.): *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*. Berlin: Querverlag, S. 164-167.
- Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin des Türkischen Bundes in Berlin-Brandenburg (Hg.) (2004): *Queer Berlin. Mehrfachzugehörigkeit als Bürde oder Chance? - Die Gesichter des QueerSeins & MigrantIn-/SchwarzSeins*. ADNB Veröffentlichung 5: Berlin.

- APA (American Psychological Association) (2011): *Practice Guidelines for LGB Clients. Guidelines for Psychological Practice with Lesbian, Gay, and Bisexual Clients*. Online: <http://www.apa.org/pi/lgbt/resources/guidelines.aspx> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Ausstellungs- und Archivprojekt 1-0-1 (one 'o one) intersex (2006): „Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung“, in: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.): Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22*. Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, S. 149-153.
- Balibar, Etienne/Wallerstein, Immanuel (1998²): *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg: Argument-Verlag.
- Balsam, Kimberly F./Lehavot, Keren (2010): „Hey, You Dyke!‘ Lesbians, Violence, and Health“, in: Dibble, Suzanne L./Robertson, Patricia A. (Hg.): *Lesbian Health 101. A Clinician’s Guide*. San Francisco: UCSF Nursing Press, S. 323-345.
- Beger, Nicolas J. (2006): „Transgenderpolitik in Europa“, in: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.). Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22, Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport: Berlin, S.167-177*.
- Behrmann, Kathrin/Trampenau, Bea (1991): *Mit der Doppelaxt durch den Paragraphen-Dschungel*. Hamburg: FrühlingsErwachen.
- Beier, Klaus M./Bosinski, Hartmut A. G. /Loewitt, Kurt (2005): *Sexualmedizin*. München/Jena: Urban & Fischer.
- Bennett, Christopher/Coyle, Adrian (2007): „A minority within a minority: Experiences of gay men with intellectual disabilities“, in: Clarke, Victoria/Peel, Elizabeth (Hg.): *Out in Psychology. Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Queer Perspectives*. Chichester: Wiley, S. 125-145.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1980²): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Berry, John W. (1990): „Psychology of acculturation: Understanding individuals moving between cultures“, in: Brislin, Richard W. (Hg.): *Applied cross-cultural psychology, cross-cultural research and methodology series. Thousand Oak: Sage Publications, S. 232-253*.
- Bittner, Melanie (2012): *Geschlechterkonstruktionen und die Darstellung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Trans* und Inter* (LSBTI) in Schulbüchern. Eine gleichstellungsorientierte Analyse (im Auftrag der Max-Traeger-Stiftung)*. Frankfurt/M.: GEW. Online: http://www.gew.de/Binaries/Binary88533/120423_Schulbuchanalyse_web.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*. New York/London: Routledge.
- Bhaskaran, Suparna (2004): *Made in India. Decolonizations, Queer Sexualities, Trans/National Projects*. New York: Palgrave Macmillan.
- Bidaseca, Karina (2010): *Perturbando el Texto Colonial. Los Estudios (Pos)Coloniales en América Latina*. Buenos Aires: Editorial SB.
- Bochow, Michael (1998): *Schwules Leben in der Provinz. Zum Beispiel Niedersachsen*. Berlin: edition sigma.
- Bowleg, Lisa et al (2003): „Triple jeopardy and beyond: Multiple minority stress and resilience among Black lesbians“, in: *Journal of Lesbian Studies*, 7, S. 87–108.
- Bowling, Ben/Phillips, Coretta (2003): „Policing ethnic minority communities“, in: Newburn, Tim (Hg.): *Handbook of policing*. Devon, UK: Willan Publishing, S. 528-555.
- Bradford, Judith/White, Jocelyn C. (2000): „Lesbian Health Research“, in: Goldman, Marlene B./Hatch, Maureen C. (Hg.): *Women & Health*. San Diego u.a.: Academic Press, S. 64–78.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2001): *Bericht zur gesundheitlichen Situation von Frauen in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Entwicklungen in West- und Ostdeutschland*. Berlin: Kohlhammer.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2004): *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Zusammenfassung zentraler Studienergebnisse*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Bundesverfassungsgericht (2011): *BVerfG, 1 BvR 3295/07 vom 11.1.2011, Absatz-Nr. (1 - 77)* Online: http://www.bverfg.de/entscheidungen/rs20110111_1bvr329507.html (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1993): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin Verlag.

- Butler, Judith (2004): *Undoing Gender*. New York/London: Routledge.
- Bührmann, Andrea (1995): *Das authentische Geschlecht – Die Sexualitätsdebatte der neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Calmbach, Beatrice/Rauchfleisch, Udo (1999): „Lesbenfeindliche Einstellungen in sozialen Berufen“, in: *Wege zum Menschen*, 51, S. 39-45.
- Castro Varela, María do Mar (1999): „Queer the Queer! Queer Theory und politische Praxis“, in: *Beiträge zur feministischen Forschung und Praxis*, 52, S. 29-40.
- Castro Varela, María do Mar (2007): *Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter Hoffnung*. Bielefeld: transcript.
- Castro Varela, María do Mar (2008): „Migration, Begehren und Gewalt. Anmerkungen zu Rassismus und Homophobie“, in *Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales (Hg.): Homophobie in der Einwanderungsgesellschaft. Dokumentation der internationalen Fachtagung "Gemeinsam für Anerkennung und Respekt. Wie kann Homophobie in der Einwanderungsgesellschaft verhindert werden?*, Berlin, S. 13-26.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2009): „Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung“, in: Lutz, Helma (Hg.): *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 102-121.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2011): „Normative Dilemmas and the Hegemony of Counter-Hegemony“, in: Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita/Engel, Antke (Hg.): *Hegemony and Heteronormativity. Revisiting 'The Political' in Queer Politics*. Farnham (UK): Ashgate, S. 91-119.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita/Engel, Antke (Hg.) (2011): *Hegemony and Heteronormativity. Revisiting 'The Political' in Queer Politics*. Farnham (UK): Ashgate.
- Castro Varela, María del Mar/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2000): *Queer Politics im Exil und in der Migration*. In: *quaestio (Hg.): Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*. Berlin: Querverlag, S. 100-112.
- Christian, Frances M. et al (2000): „Stress, coping and the mental health of African American women“, in: Norma J. Burgess/Eunestine Brown (Hg.): *African American women: An ecological perspective*. New York: Palmer, S. 135-159.
- Clark, Rodney et al (1999): „Racism as a stressor for African Americans“, in: *American Psychologist*, 54/10, S. 805-816.
- Clarke, Victoria et al (2010): *Lesbian, Gay, Bisexual, Trans & Queer Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Clifford, Clair/Orford, Jim (2007): „The Experience of Social Power in the Lives of Trans People“, in: Clarke, Victoria/Peel, Elizabeth (Hg.) (2007): *Out in Psychology. Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Queer Perspectives*. West Sussex: John Wiley & Sons, S. 195-216.
- Connell, Robert W. (2006³): *Der gemachte Mann, Konstruktionen und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Cooper, Davina (2010): „From blokes to smokes: Differenzen theoretisieren“, in: Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (Hrsg.): *Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung*. Münster u.a.: LIT-Verlag, S. 78-98.
- Corbett, Jenny (1994): *A Proud Label: exploring the relationship between disability politics and gay pride*. In: *Disability and Society*, 9/3, S. 343-358.
- Córdoba, David/Sáez, Javier/Vidarte, Paco (Hg.) (2005): *Teoría Queer. Políticas Bolleras, Maricas, Trans, Mestizas*. Barcelona/Madrid: Egales.
- Cotten, Trystan T. (Hg.) (2012): *Transgender Migrations. The Bodies, Borders, and Politics of Transition*. New York/London: Routledge.
- Council of Europe (2011²): *Discrimination on grounds of sexual orientation and gender identity in Europe*. Strasbourg: Council of Europe Publishing.
- Courtois, Christine/Ford, Julian (Hg.): *Treating Complex Traumatic Stress Disorders. An Evidence-Based Guide*. New York/London: The Guilford Press.
- Cramer, Elizabeth P. (1999): „Hate Crime Laws and Sexual Orientation“, in: *Journal of Sociology and Social Welfare*, XXVI (3), S. 5-24.
- Crenshaw, Kimberlé W. (1988): „Race, Reform, and Retrenchment: Transformation and Legitimation in Antidiscrimination Law“, in: *Harvard Law Review*, 10, S. 1331–1387.

- Crenshaw, Kimberlé W. (1989): „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine“, in: *The University of Chicago Legal Forum*, S. 139-167.
- Cruz-Malavé, Arnaldo/Manalansan IV, Martin F. (Hg.) (2002): *Queer Globalizations. Citizenship and the Afterlife of Colonialism*. New York/London: New York University Press.
- Czock, Heidrun/Donges, Dominik/Heinzemann, Susanne (2012): *Diskriminierungsfreie Hochschule – Mit Vielfalt Wissen schaffen. Endbericht für das Projekt der Antidiskriminierungsstelle des Bundes*. Online: http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Endbericht-Diskriminierungsfreie-Hochschule-20120705.pdf?__blob=publicationFile (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Çalışkan, Selmin/ Hamzhei, Modjgan (1999): „...Und alle bunten Steine fügen sich zu einem Mosaik zusammen“, in: Popoola, Olumide/Sezen, Beldan (Hg.): *Talking Home. Heimat aus unserer eigenen Feder. Frauen of Color in Deutschland*. Amsterdam: blue moon press, S. 68-77.
- Çetin, Zülfukar (2012): *Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin*. Bielefeld: transcript.
- Dannecker, Martin (2000): „Sexualwissenschaftliches Gutachten zur Homosexualität“, in: Basedow, Jürgen/Dopffel, Klau/Kötz, Hein (Hg.): *Die Rechtsstellung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 335-348.
- D’Augelli, Anthony R./Grossman, Arnold H./Starks, Michael T. (2006): „Childhood gender atypicality, victimization, and PTSD among lesbian, gay, and bisexual youth“, in: *Journal of Interpersonal Violence*, 21, S. 1462-1482. Online: <http://www.hhdev.psu.edu/HDFS/faculty/docs/ChildhdGenderAtypicalityJInterViol06.pdf> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- D’Emilio, John (1993): „Capitalism and Gay Identity“, in: Abelow, Henry/Barale, Michèle Aine/Halperin, David M. (Hg.): *The Lesbian and Gay Studies Reader*. New York/London: Routledge, S. 467-476.
- Deegener, Günther (2006): „Erscheinungsformen und Ausmaße von Kindesmisshandlung“, in: Heitmeyer, Wilhelm/Schrötle, Monika (Hg.): *Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention*. Bonn: Sonderausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 563, S. 26-44.
- Dennert, Gabriele (2005): *Die gesundheitliche Situation lesbischer Frauen in Deutschland*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Descamps, Monica J. et al (2000): „Mental Health Impact of Child Sexual Abuse, Rape, Intimate Partner Violence, and Hate Crimes in the National Lesbian Health Care Survey“, in: *Journal of Gay & Lesbian Social Services*, 11/1, S. 27-55.
- Diefenbach, Heike/Weiß, Anja (2006): „Zur Problematik der Messung von ‚Migrationshintergrund‘“, in: *Münchner Statistik*, 3, S. 1-14.
- van Dijk, Lutz/ van Driel, Barry (Hg.) (2007): *Challenging Homophobia: teaching about sexual diversity*. Staffordshire: Trentham Books.
- DIMDI – Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (Hg.) (2007): *ICD-10-GM 2008 Systematisches Verzeichnis*. Köln: Deutscher Ärzte-Verlag.
- Dören, Martina/Heizmann, Boris/Vinz, Dagmar (2009): „Arbeitslosigkeit und Gesundheit eine intersektionale Analyse“, in: *Femina politica. Zeitschrift für feministische Wissenschaft*, 18/1, S. 35-47.
- Döring, Nicola (2006): „Sexualität im Gefängnis: Forschungsstand und -perspektiven“, in: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 19, S. 315-350.
- Donabedian, Avedis (1966): „Evaluating the quality of medical care“, in: *Milbank Memorial Fund Quarterly*, 44, S. 166-203.
- Easton, Marlaina (2011): *Resisting Multiple Oppressions. An African American Lesbian’s Counter-Narrative*. Cincinnati, Ohio: ProQuest, UMI Dissertation Publishing.
- Egle, Ulrich Tiber/Hoffmann, Sven Olaf/Joraschky, Peter (Hg.) (2005³): *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung*. Stuttgart/New York: Schattauer.
- Eggers, Maureen Maisha et al (Hg.) (2005): *Mythen, Masken und Subjekte*. Münster: Unrast
- Elliott, Jane (2005): *Using narrative in social research*. London (u.a.): Sage.
- Emcke, Carolin (2012): „Homosexualität: Ich bin es leid“, in: *Die Zeit* v. 16.08.2012, 34, Online: <http://www.zeit.de/2012/34/Homosexualitaet-Gleichstellung/komplettansicht> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- European Commission (2008): *Eurobarometer. Discrimination in the European Union 2008. Results for Germany*. Online: http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_296_sheet_de.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).

- Erel, Umut et al (2007): „Intersektionalität oder Simultanität?! Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – Eine Einführung“, in: Hartmann, Jutta et al (Hg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Heterosexualität als gesellschaftliches Machtverhältnis*, (Wiesbaden: VS-Verlag).
- Faulseit, Andrea et al (2001): „Anregungen zur Entwicklung eines lesbisch-feministischen Gewaltbegriffs als Grundlage für politisches Handeln“, in: *Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis*, 24 (56/57), S. 13-30.
- Feinberg, Leslie (2006): „Transgender Liberation: A movement whose time has come“, in: Stryker, Susan/Whittle, Stephen (Hg.): *The Transgender Studies Reader*. New York/London: Routledge, S. 205-220.
- Fekete, Liz (2008): *Integration, Islamophobia and Civil Rights in Europe*. London: Institute of Race Relations.
- Fekete, Liz (2009). *A Suitable Enemy: Racism, Migration and Islamophobia in Europe*. London: Pluto Press
- Fingerhut, Adam W./Peplau, Letitia Anne/Ghavami, Negin (2005): „A Dual-Identity Framework for understanding Lesbian experience“, in: *Psychology of Women Quarterly*, 29, S. 129-139.
- Fischer, Gottfried/Riedesser, Peter (2009⁴): *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München: UTB.
- Foroutan, Naika/Schäfer, Isabel (2009): „Hybride Identitäten – muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa“, in: *APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte*, 5, S. 12-18.
- Foucault, Michel (1996): *Der Mensch ist ein Erfahrungstier*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1999): *In Verteidigung der Gesellschaft: Vorlesung am Collège de France (1975-1976)*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2001): *Das Leben der infamen Menschen*. Berlin: Merve Verlag.
- FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (2011): *Homophobie, Transphobie und Diskriminierung aufgrund der sexuellen Ausrichtung und der Geschlechtsidentität. Aktualisierung 2010. Vergleichende rechtliche Analyse*. Europäischen Union: Luxemburg. Online: http://fra.europa.eu/fraWebsite/attachments/FRA-2011-Homophobia-Update-Report_DE.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Frank, Charlotte (2009): „Immer auf der Flucht“, in *Süddeutsche Zeitung*, 16. 01. 2009, S. 3.
- Franzen, Jannik (2011): „Transphobie in LSBTI-Kontexten“, in: *LesMigraS* (Hg.): *Verbindungen sprechen - Empowerment in Bezug zu Rassismus und Transphobie in LSBTI-Kontexten*. Berlin: Lesbenberatung e.V., S.11-14. Online: http://www.lesmigras.de/tl_files/lesmigras/Tapesh/LM_Broschuere_Tapesh_einzelseiten_korrigiert.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Franzen, Jannik/Sauer, Arn (2010): *Benachteiligung von Trans*Personen, insbesondere im Arbeitsleben. Expertise im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes*. Online: http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/benachteiligung_von_trans_personen_insbesondere_im_arbeitsleben.pdf?__blob=publicationFile (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Frohn, Dominic (2007): *Out im Office?! Sexuelle Identität, (Anti-)Diskriminierung und Diversity am Arbeitsplatz*, hg. Schwules Netzwerk: Köln. Online: http://www.dominicfrohn.de/downloads/Out-im-Office_SNW_2007.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Fröhling, Ulla (2006): *Krieg in meinem Körper*, in: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport* (Hg.): *Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22*, Berlin: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport*, S. 7-12.
- Glassl, Stephanie (2008): *Diskriminierung aus Sicht der Betroffenen: Individuelle Bewältigung und soziale Identität*. Bielefeld: Uni Bielefeld.
- Gómez, Pedro Salas (2006): *Niemand darf wegen der sexuellen Identität diskriminiert werden*. *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport* (Hg.): *Zusammenleben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22*, Berlin: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport*, S. 139-144.
- Gomolla, Mechthild/Radtke, Frank-Olaf (2002²): *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*. Opladen: Leske und Budrich.
- Gomolla, Mechthild (2008): „Institutionelle Diskriminierung im Bildungs- und Erziehungssystem: Theorie, Forschungsergebnisse und Handlungsperspektiven“, in: *Heinrich Böll Stiftung* (Hg.): *Schule mit Migrationshintergrund*. Berlin: *Heinrich Böll Stiftung*, S. 20-29. Online: http://www.migration-boell.de/web/integration/47_1495.asp (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Grossman, Arnold H./D’Augelli Anthony R (2006): „Transgender youth: Invisible and vulnerable“, In: *Journal of Homosexuality*, 5, S. 111–128.

- Guasch, Oscar/Vinuales, Olga (Hg.)(2003): *Sexualidades: Diversidad y Control Social*. Barcelona: Edicions Bellaterra.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): „Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen?“, in: Timm, Elisabeth (Hg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld: transcript, S. 77–100.
- Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen: Leske + Budrich*.
- Hagemann-White, Carol (1988): „Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren...“, in: Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria S. (Hg.): *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld: AJZ-Verlag, S. 224-235.
- Hagemann-White, Carol (1992): *Strategien gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bestandsanalyse und Perspektiven*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Hagemann-White, Carol (1993): „Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappt? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht“, in: *Feministische Studien*, 2, S. 69-79.
- Hagemann-White, Carol (2006): „Sozialisation – Zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen“, in: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hg.): *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, S. 71-88.
- Halberstam, Judith (1998): *Female Masculinity*. Durham/London: Duke University Press.
- Hall, Stuart (1989): „Rassismus als ideologischer Diskurs“, in: *Das Argument*, 178, S. 913-921.
- Hammarberg, Thomas (2009): *Menschenrechte und Geschlechtsidentität Themenpapier des Europarats, Kommissar für Menschenrechte*. hg. von TransInterQueer e.V. (TrIQ) und Transgender Europe (TGEU) (Hg.): Berlin: TVT Schriftenreihe. Online: http://www.transrespect-transphobia.org/uploads/downloads/Publications/Hberg_dt.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Hancock, Ange-Marie (2004): *The Politics of Disgust: The Public Identity of the Welfare Queen*. New York/London: New York University Press.
- Haritaworn, Jin (2012): „Colorful Bodies in the Multikulti Metropolis. Vitality, Victimology and transgressive Citizenship in Berlin“, in: Cotten, Trystan T. (Hg.): *Transgender Migrations. The Bodies, Borders, and Politics of Transition*. New York/London: Routledge, S. 11-31.
- Haritaworn, Jin et al (2007): „Feministische und schwullesbische Stimmen im ‚Krieg gegen den Terror‘“, in: *Frauensolidarität*, 2, S. 8-9. Online: http://www.frauensolidaritaet.org/zeitschrift/fs_100haritaworn.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Hark, Sabine (2002): „Junge Lesben und Schwule: Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung“, in: *Diskurs*, 1, S. 50-57.
- Harrell, S. P. (2000): „A multidimensional conceptualization of racism-related stress: Implications for the well-being of people of color“, in: *American Journal of Orthopsychiatry*, 70 (1), S. 42-57.
- Hartmann, Jutta et al (Hg.) (2007): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden VS-Verlag.
- Hawley, John C. (Hg.) (2001): *Postcolonial, Queer. Theoretical Intersections*. New York: State University Press.
- Hegna, Kristin/Wichstrøm, Lars (2007): „Suicide attempts among Norwegian gay, lesbian and bisexual youth. General and specific risk factors“, in: *Acta Sociologica*, 50/1, S. 21-37.
- Heitmeyer, Wilhelm (2008): *Deutsche Zustände: Folge 6*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Helfferich, Cornelia et al (1997): *Anlaufstelle für vergewaltigte Frauen: Abschlußbericht der wissenschaftlichen Begleitforschung/ Abteilung für Medizinische Soziologie*, hg. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Freiburg (u.a.): Kohlhammer.
- Henry, Francis/Tator Carol (2004): *Racial Profiling in Canada. Challenging the myth of ‚a few bad apples‘*. Toronto: Toronto University Press.
- Herek, Gregory M. (1984): „Beyond ‚homophobia‘: a social psychological perspective on attitudes toward lesbians and gay men“, in: *Journal of Homosexuality*, 10/(1/2), S. 53-67.
- Herek, Gregory M. (1991): „Stigma, prejudice and violence against lesbians and gay men“, in: Gonsiorek, John C./Weinrich, James D. (Hg.): *Homosexuality: Research Implications for Public Policy*. Newbury Park, CA: Sage, S. 60-80.
- Hershberger, Scott L./D’Augelli, Anthony R. (1999): „Issues in counseling lesbian, gay, and bisexual adolescents“, in: Perez, Ruperto M./DeBord, Kurt A./Bieschke, Kathleen J. (Hg.): *Handbook of Counseling and Psychotherapy with Lesbian, Gay, and Bisexual Clients*. Washington, DC.: American Psychological Association, S. 225-247.
- Hess, Sabine/Langreiter, Nikola/Timm, Elisabeth (2011): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld: transcript.

- Hill Collins, Patricia (2005): *Black Sexual Politics. African Americans, Gender, and the New Racism*. New York/London: Routledge.
- Howell, Susan E./Perry, Huey L./Vile, Matthew (2004): „Black Cities/White Cities: Evaluating the Police“, in: *Political Behavior*, 26/1, S. 45-68.
- hooks, bell (1990⁸): *Ain't I a woman*. Boston: South End Press
- Huber, Marty (2004): „Perpetuum Mobile. Perspektive vom anderen Ufer. Reflexionen über den Workshop ‚Mehrfachdiskriminierung und lesbische Migrantinnen‘“, in: *Die Bunte Zeitung*, 6, Online: <http://www.villa.at/v/index.php?artikelNr=8&seitenkat=1> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Human Rights Watch (2001): *Hatred in the Hallways. Violence and Discrimination against Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Students in U.S. Schools*. New York u.a.: Human Rights Watch.
- Hunt, Ruth/Dick, Sam (2008): „Serves You Right.“ *Lesbian and gay people's expectations of discrimination*. London: Stonewall.
- Irigaray, Luce (1979): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- ILGA (International Lesbian and Gay Association) (2000): *Discrimination against Lesbian, Gay and Bisexual Persons in Europe. A report submitted by ILGA-Europe to the Legal Affairs and Human Rights Committee of the Parliamentary Assembly of the Council of Europe as a contribution to the preparation of its Report and Recommendations on the Situation of Lesbians and Gays in the Member States of the Council of Europe. (Motion for a Resolution-Doc. 8319)*. Bruxelles: ILGA.
- Ibañez, Gladys E. et al (2009): „General and Gay-Related Racism Experienced by Latino Gay Men“, in: *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology*, 15/3, S. 215–222.
- Institute of Medicine (IOM) (2011): *The Health of Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender People: Building a Foundation for Better Understanding*. Washington, D.C.: The National Academies Press.
- İpekçioğlu, İpek (2001): „Ethnoorientierung. Die Relevanz einer Subkultur“, in: *Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten in Berlin. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 19*, Berlin: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, S. 38-45.
- Johnson, Patrick E./Henderson, Mae G. (Hg.) (2005): *Black Queer Studies. A Critical Anthology*. Durham/London: Duke University Press.
- Jansen, Sabine/Spijkerboer, Thomas (2011): *Fleeing Homophobia*. Amsterdam: COC Nederland and Vrije Universiteit Amsterdam. Online: <http://www.europarl.europa.eu/document/activities/cont/201110/20111014ATT29326/20111014ATT29326EN.pdf> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Jüttner, Julia (2012): „Polizeieinsatz bei türkischer Familie ‚Sie führten ihn sofort ab‘“, in: *Spiegel Online*, 31.08.2012 <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/betzdorf-tuerkische-familie-ueberfallen-a-853061.html> letzter Aufruf 31.08.2012).
- Kapell, Nancy (1999): „Zur Asylrelevanz der Inkriminierung homosexueller Handlungen“, in: *ZAR*, 6, S. 260-269.
- Kennedy, Natacha/Hellen, Mark (2010): „Transgender Children: more than a theoretical challenge“, in: *Graduate Journal of Social Science*, 7/2, S. 25-43.
- Kertzner, Robert M./Sved, Margery (1996): „Midlife Gay Men and Lesbians. Adult Development and Mental Health“, in: *Cabaj, Robert P./Stein, Terry S. (Hg.): Textbook of Homosexuality and Mental Health*. Washington: American Psychiatric Press, S. 289-303.
- King, Katie (2002): „‘There are no lesbians here’: Lesbianism, Feminism, and Global Gay Formations“, in: *Cruz-Malavé, Arnaldo/Manalansan IV, Martin F. (Hg.): Queer Globalizations. Citizenship and the Afterlife of Colonialism*. New York/London: New York University Press, S. 33-45.
- King, Michael et al (2007): *A systematic review of research on counselling and psychotherapy for lesbian, gay, bisexual and transgender people*. Online: http://www.bacp.co.uk/research/Systematic_Reviews_and_Publications/LGBT.php (letzter Aufruf 31.08.2012)
- Kilomba, Grada (2008): *Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism*. Münster: Unrast
- Klauda, Georg (2008): *Die Vertreibung aus dem Serail. Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt*. Hamburg Männerschwarm Verlag.
- Knoll, Christopher/Edinger, Manfred/Reisbeck, Günter (1997): *Grenzgänge - Lesben und Schwule in der Arbeitswelt*. München: Edition Gay Studies im Profil-Verlag.
- Küsters, Ivonne (20092): *Narrative Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuhnen, Stephanie (Hg.) (1997): *Butch Femme. Eine erotische Kultur*. Berlin: Querverlag.
- Kuntsman, Adi (2008): „The Soldier and the Terrorist: Sexy Nationalism, Queer Violence Sexualities“, in *Sexualities*, 11, S. 142-170.

- Kummer, Merit (2011): *Problembeschreibung Transphobie. Über Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen und Auswirkungen und Bewältigungsstrategien.* (Im Auftrag der Landeskoordination der Anti-Gewalt-Arbeit für Lesben und Schwule in NRW) Online: <http://www.vielfalt-statt-gewalt.de/fileadmin/vielfalt-statt-gewalt/pdf/Problemerhebung.pdf> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Lamble, Sarah et al (2011): „Queer Anti-Racist Activism and Strategies of Critique: A Roundtable Discussion“, in: *Feminist Legal Studies*, 19, S. 169–191.
- Landeshauptstadt München – Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.) (2007): *Zwischen allen Welten. Überlegungen zur Situation lesbischer Migrantinnen und schwuler Migranten in München.* München: Landeshauptstadt München – Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen.
- Landrine, Hope. et al (1995): „Physical and psychiatric correlates of gender discrimination“, in: *Psychology of Women Quarterly*, 19, S. 473-492.
- LaSala, Michael C. (2009): „When Interviewing ‘Family’. Maximizing the Insider Advantage in the Qualitative Study of Lesbians and Gay Men“, in: Meezan, William/Martin, James I. (Hg.): *Handbook of Research with Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Populations.* New York/London: Routledge, S. 208-222.
- de Lauretis, Teresa (1991): „Queer Theory: Lesbian and Gays Sexualities. An Introduction“, in: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, 3.2, S. iii-xviii.
- Lee, Rita (2000): „Health care problems of lesbian, gay, bisexual, and transgender patients“, in: *wjm*, 172, S. 403-408.
- Lehavot, Keren/Walters, Karina L./Simoni, Jane M. (2009): „Abuse, Mastery, and Health Among Lesbian, Bisexual, and Two-Spirit American Indian and Alaska Native Women“, in: *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology*, 15/3, S. 275–284.
- Lesbenberatung – Ort für Kommunikation, Bildung, Kultur und Information e.V. (1994): *Zwischen Ohnmacht und Wut. Gewalt gegen Lesben.* Berlin: Lesbenberatung.
- Lindlof, Thomas R./Taylor, Bryan C. (2002²): *Qualitative communication research methods.* Thousand Oaks (u.a.): Sage.
- Ludewig, Anja (2009): *Die Versorgung transidenter Menschen in professionellen Netzwerken. Wissenschaftliche Hausarbeit an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, unveröffentlicht.*
- Ludwig, Gundula (2010): „Individualisierung und Ökonomisierung des Sozialen. Zum Bedingungsgefüge sexualisierter Gewalt im Neoliberalismus“, in: *Bildpunkt. Zeitschrift der IG Bildende Kunst, Sommerausgabe*, S. 4-7.
- Luibhéid, Eithne (2002): *Entry Denied: Controlling Sexuality at the Border.* Minneapolis: Minnesota University Press.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (Hrsg.) (2010): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes.* Wiesbaden: VS-Verlag.
- Mackell, Austin (2009): „Libanons sicherer Hafen. Homosexuelle Flüchtlinge aus dem Irak“, Online: http://de.qantara.de/webcom/show_article.php?pwcn=740_49&wc_c=469&wc_id=1106 (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Mannitz, Sabine (2006): *Die verkannte Integration. Eine Langzeitstudie unter Heranwachsenden aus Immigrantenfamilien.* Bielefeld: transcript.
- Martin, James I./Meezan, William (2009): „Applying Ethical Standards to Research and Evaluations Involving Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Populations“, in: Meezan, William/Martin, James I. (Hg.): *Handbook of Research with Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Populations.* New York/London: Routledge, S. 19-40.
- Mayring, Philipp (2002⁵): *Einführung in die qualitative Sozialforschung.* Weinheim: Beltz Verlag.
- Mbombi, Annette (2010): *Schwarze Deutsche und ihre sozialen Identitäten.* Göttingen: Cuvillier.
- McClintock, Anne: *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest.* New York/London: Routledge.
- Mecheril, Paul (1997): *Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg:* Rowohlt.
- Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hg.) (1994): *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft.* Berlin: dietz.
- Meem (Hg.) (2009): *Bareed Mista3jil. True Stories.* Beirut: Meem.
- Memmi, Albert (1992): *Rassismus.* Hamburg: EVA-Europäische Verlagsanstalt.
- Mey, Jürgen (1991): *Beziehungsprozesse homosexueller Menschen.* Frankfurt/M: Haag Herchen.
- Miller, Brenda A./Downs, William R. (2000): „Violence against women“, in: Goldman, Marlene B./Hatch, Maureen C. (Hg.): *Women & Health.* San Diego u.a.: Academic Press., S. 529–540.

- Mizock, Lauren/Lewis, Thomas K. (2008): „Trauma in Transgender Populations: Risk, Resilience, and Clinical Care“, in: *Journal of Emotional Abuse*, 8/3, S. 335-354.
- Moraga, Cherrie (1981): „La Güera“, in: Anzaldúa, Gloria/Moraga, Cherrie (Hg.): *This Bridge Called my Back: Writings by Radical Women of Color*. Pittsburgh: Persephone Press, S. 27-34.
- Morgade, Graciela (2006): „Sexualidad y prevención: discursos sexistas y heteronormativos en la escuela media“, in: *Revista del Instituto de Investigaciones en Ciencias de la Educación*, 24,S. 27-33. On-line: http://www.cnm.gov.ar/generarigualdad/attachments/article/106/Sexualidad_y_prevenicion_Discursos_sexistas_en_la_escuela_media.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Morgan, David L. (1996): *Focus Groups as Qualitative Research*. Thousand Oaks (u.a.): Sage.
- Müller, Ursula/Schröttle, Monika (2006): „Gewalt gegen Frauen in Deutschland – Ausmaß, Ursachen und Folgen“, in: Heitmeyer, Wilhelm/Schröttle, Monika (Hg.): *Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S.77-97.
- Nabors, Nina A. et al (2001): „Multiple Minority Group Oppression: Divided We Stand?“, in: *Journal of the Gay and Lesbian Medical Association*, 5/3, S. 101-105.
- Namaste, Viviane K. (2006): „Genderbashing. Sexuality, Gender, and the Regulation of Public Space“, In: Stryker, Susan/Whittle, Stephen (Hg.): *The Transgender Studies Reader*. New York/London: Routledge, S. 584-600.
- Neighbors, H.W. (1997): „Husbands, wives, family, and friends: Sources of stress, sources of support“, in: Taylor, R. J./Jackson, J. S./Chatters, L. M. (Hg.): *Family life in Black America*. Thousand Oaks u.a.: Sage, S. 279-294.
- Nübling, Rüdiger (2011): „Psychotherapeutische Versorgungsforschung – Versorgungsforschung in der Psychotherapie“, in: *Psychotherapeutenjournal*, 1, S. 57-61.
- OECD (2012): *Bildung auf einen Blick 2012: OECD-Indikatoren*. OECD Publishing. Online: http://www.oecd-ilibrary.org/education/bildung-auf-einen-blick-2012-oecd-indikatoren_eag-2012-de?jsessionid=er7uktixx206.delta (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Oguntoye, Katharina (2007): „Mein Coming-out als Schwarze Lesbe in Deutschland“, in: Dennert, Gabriele/Leidinger, Christiane/Rauchut, Franziska (Hg.): *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*. Berlin: Querverlag, S. 160-163.
- Oguntoye, Katharina/Ayim, May/Schultz, Dagmar (1986): *Farbe bekennen : Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda.
- Ohms, Constance (2000): *Gewalt gegen Lesben*. Berlin: Querverlag.
- Ohms, Constance/Zimmermann, Nele (2011): *Auswertung der Umfrage zu Gewalterfahrungen von Lesben, Schwulen und Trans* Menschen in Frankfurt/Main*. Online: http://www.gewalt-sehen-helfen.de/Projekte/Forum%20Auswertung_2011_fin.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Öztürk, Halit (2009): „Weiterbildungsbeteiligung von Menschen mit Migrationsgeschichte in Deutschland“, in: *APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte*, 5, S. 24-30.
- Palzkill, Birgit (1989): „Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh - Die Entwicklung einer Identität als lesbische Frau im Sport“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Band 25/26: *Nirgendwo und überall - Lesben*, S. 151-160.
- Phelan, Shane (1994): *Getting Specific. Postmodern Lesbian Politics*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Plett, Konstanze (2006): „Bestimmung von Geschlecht durch Recht“, in: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.): Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22*, Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, S. 163-166.
- Plöderl, Martin/Fartacek, Reinhold (2009): „Childhood gender nonconformity and harassment as predictors of suicidality among gay, lesbian, bisexual, and heterosexual Austrians“, in: *Archives of Sexual Behavior*, 38/3, S. 400-410.
- Podiumsdiskussion ‚Transgender zwischen Recht und Medizin‘ (2006), in: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.): Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22*, Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, S. 178-187.
- Popoola, Olumide/Sezen, Beldan (Hg.) (1999): *Talking Home. Heimat aus eigener Feder. FRauen of Color in Deutschland*. Amsterdam: Blue Moon Press.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2010): *Qualitative Sozialforschung*. München: Oldenbourg.
- Psychosoziale Frauenberatungsstelle donna klara e.V. (2003): *Lesbische/lesbisch empfindende Frauen in der Psychotherapie*. Kiel: donna klara.

- Puar, Jasbir K. (2005): „Queer Times, Queer Assemblages“, in: *Social Text*, 23/2-4, S. 121–139.
- Puar, Jasbir K. (2007): *Terrorist Assemblages: Homonationalism in Queer Times*. Durham: Duke University Press.
- Puschke, Martina (2000): „Gewalt gegen Lesben mit Behinderungen“, in: Ohms, Constance (Hg.): *Gewalt gegen Lesben*. Berlin: Querverlag, S. 117-125.
- Puschke, Martina (2001): „Gewalt gegen Lesben mit Behinderungen“, in: *Lesben Informations- und Beratungsstelle e.V. (Hg.): 1. Europäisches Symposium Gewalt gegen Lesben*. Berlin: Quer, S. 95-104.
- Purdie-Vaughns, Valerie/Eibach, Richard P. (2008): „Intersectional Invisibility: The Distictive Advantages and Disadvantages of Multiple Subordinate-Group Identities“, in: *Sex Roles* 59, S. 377-391.
- Rattay, Thomas/Jugendnetzwerk LAMDA (2007): *Volle Fahrt voraus. Schwule und Lesben mit Behinderung*. Berlin: Querverlag.
- Rauchfleisch, Udo (1994): *Schwule. Lesben. Bisexuelle. Lebensweisen. Vorurteile. Einsichten*. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchfleisch, Udo (2002): „Therapieschäden bei lesbischen, schwulen und bisexuellen Klientinnen und Klienten“, in: Märtens, Michael/Petzold, Hilarion (Hg.): *Therapieschäden. Risiken und Nebenwirkungen von Psychotherapie*. Mainz: Matthias-Grünwald, S. 282-292.
- Rauchfleisch, Udo (2007): „Diskriminierung Transsexueller“, in: Steger, Florian (Hg.): *Was ist krank? Stigmatisierung und Diskriminierung in Medizin und Psychotherapie*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 189–196.
- Rehfeld, Kerstin (o.J., vermutl. 2000): „Krüppellesben, Frauen mit Behinderungen, andersfähige Frauen, die Frauen lieben“, in: *Netzwerkbüro – organisierte und nichtorganisierte Frauen und Mädchen mit Behinderungen Nordrhein-Westfalen (Hg.): Nicht ohne uns. Zur Lebenssituation, Interessenvertretung und Selbsthilfe von Frauen und Mädchen mit Behinderungen NRW*. Münster: Netzwerkbüro, S. 107-108.
- Reinberg, Brigitte/Roßbach, Edith (1995): *Stichprobe Lesben*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Rey, Amy M./Gibson, Pamela Reed (1997): „Beyond High School: Heterosexuals' Self-Reported Anti-Gay/Lesbian Behaviors and Attitudes“, in: Harris, Mary B. (Hg.): *School Experiences of Gay and Lesbian Youth. The invisible minority*. New York/London: Haworth, S. 65-84.
- Rich, Adrienne (1990): *Um die Freiheit schreiben. Beiträge zur Frauenbewegung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rich, Adrienne (1993): „Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz“, in: Lorde, Audre/Rich, Adrienne: *Macht und Sinnlichkeit*. hg. von Dagmar Schultz. Berlin: Orlanda, S. 138-168. Auf Englisch Online: <http://www.terry.uga.edu/~dawndba/4500compulsoryhet.htm> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Richardson, Robin (2009): *Islamophobia or Anti-Muslim Racism- or what? - concepts and terms revisited*. Online: <http://www.insted.co.uk/anti-muslim-racism.pdf> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Riederle, Josef (1995): *Wenn die Lust erwacht. Pädagogische Arbeit mit Jungen zu Sexualität und Selbstbefriedigung*. Kiel: Veris.
- Rodríguez, Juana María (2003): *Queer Latinidad: Identity Practices, Discursive Spaces*. New York: New York University Press.
- Rodríguez Rust, Paula C. (2009): „No More Lip Service. How to Really Include Bisexuals in Research on Sexuality“, in: Meezan, William/Martin, James I. (Hg.): *Handbook of Research with Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Populations*. New York/London: Routledge, S. 100-130.
- Rommelspacher, Birgit (1995): *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin: Orlanda.
- Rommelspacher, Birgit (2009): „Zur Emanzipation ‚der‘ muslimischen Frau“, in: *APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte*, 5, S. 34-38.
- Rosen, Knut Werner (2006): „Was ist Intersexualität?“, in: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.): Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22*, Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, S. 29-41.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Rosenthal, Gabriele (2006): *Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen : Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen*. Opladen: Barbara Budrich.
- Rosenthal, Gabriele (2008²): *Interpretative Sozialforschung*. Weinheim/München: Juventa.
- Ross, Michael (1990): „The relationship between events and mental health in homosexual men“, in: *Journal of Clinical Psychology*, 46/4, S. 402-411.
- Rubin, Gayle (2003/1984): „Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik“, in: Kraß, Andreas (Hg.): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Rudzio, Wolfgang (2006⁷): *Das politische System der Bundesrepublik Deutschland*. Lehrbuch. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rudolph, Silke (2001): *Doppelt anders? Zur Lebenssituation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller mit Behinderung*. Berlin-Brandenburg: Jugendnetzwerk LAMBDA.
- Rupp, Marina (Hg.) (2009): *Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften*. Köln: Bundesanzeiger Verlag.
- Saadat, Saideh (2001): „Zwischen den Stühlen – Auf der Suche nach psychosozialen Angeboten für lesbische Migrantinnen in Berlin“, in: *Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (g.): Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten in Berlin*. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 19. Berlin: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, S. 66-68.
- Said, Edward W. (1978): *Orientalism*. London u.a.: Penguin.
- Sandfort, Theo G. M et al (2001): „Same-Sex Sexual Behavior and Psychiatric Disorders“, in: *Archives of General Psychiatry*, 58, S. 85-91.
- Santos Castroviejo, Nanina (2002): „De armarios, lesbianas e xente norma ou entrar, mirar, ver, saír, gozar“, in: *Buxán Bran, Xosé M. et al (Hg.): A Homosexualidade a debate*. Xerais: Vigo.
- Sartori, Giovanni (2006³): *Demokratietheorie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schirmer, Uta (2010): *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript.
- Schmidt, Manfred G. (2000³): *Demokratietheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaft.
- Shooman, Yasemin (2012): „Das Zusammenspiel von Kultur, Religion, Ethnizität und Geschlecht im anti-muslimischen Rassismus“, in: *Das Parlament*, 16-17. Online: <http://www.das-parlament.de/2012/16-17/Beilage/010.html> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Schroedter Thomas/Vetter, Christina (2010): *Polyamory: Eine Erinnerung*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Schrötte, Monika (2001): „Staatliche Politik und Gewalt gegen Frauen in engen sozialen Beziehungen – ein politiktheoretischer und empirischer Zusammenhang?“, in: *Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis*, 56/57, S. 53-69.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1990): *Epistemology of the Closet*. Berkley/Los Angeles: University of California Press.
- Seikowski, Kurt (2006): „Was ist Transsexualität?“, in: *Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.): Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22*, Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, S. 17-28.
- Senatsverwaltung für Jugend und Familie, Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweise (Hg.) (1993): *Lesben und Schwule im Gesundheitswesen*. Berlin: Senatsverwaltung für Jugend und Familie.
- Senatsverwaltung für Jugend und Familie, Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen Berlin (Hg.) (1994): *Homosexualität als politischer Asylgrund? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation des Referats für gleichgeschlechtliche Lebensweisen Nr. 11*, Berlin: Senatsverwaltung für Jugend und Familie.
- Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (1999): *Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin*. Berlin: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport.
- Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.) (2006): *Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 22*, Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport.
- Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.) (2007): *Homo migrans. Zur Situation binationaler lesbischer und schwuler Partnerschaften*. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 23, Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport.
- Sheets, Raymond L./Mohr, Jonathan J. (2009): „Perceived Social Support From Friends and Family and Psychosocial Functioning in Bisexual Young Adult College Students“, in: *Journal of Counseling Psychology*, 56/1, S. 152-163.
- Shipherd, Jillian C./Green, Kelly E./Abramovitz, Sarah (2010): „Transgender Clients: Identifying and Minimizing Barriers to Mental Health Treatment“, in: *Journal of Gay & Lesbian Mental Health*, 14/2, S. 94-108.
- Shorter-Gooden, Komea (2004): „Multiple Resistance Strategies: How African American Women Cope With Racism and Sexism“, in: *Journal of Black Psychology*, 30/3, S. 406-425.

- Shuster, Rebecca (1987): „Sexuality as a Continuum: The Bisexual Identity“, in: *Boston Lesbian Psychologies Collective* (Hg.): *Lesbian Psychologies*. Chicago: University of Illinois Press, S. 56-71.
- de Silva, Adrian (2005): „Transsexualität im Spannungsfeld juristischer und medizinischer Diskurse“, in: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 18/3, S. 258-271.
- de Silva, Adrian/Quirling, Ilka (2005): „Zur gegenwärtigen Situation asylsuchender transgeschlechtlicher Menschen in der Bundesrepublik Deutschland, in: *femina politica*, 1, S. 70-82.
- Sinus Sociovision (2008): *Diskriminierung im Alltag. Wahrnehmung von Diskriminierung und Antidiskriminierungspolitik in unserer Gesellschaft. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung für die Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Heidelberg*. Online: http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/forschung_sprojekt_diskriminierung_im_alltag.pdf?blob=publicationFile (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Smith, Barbara (Hg.) (2000/1983): *Home Girls. A Black Feminist Anthology*. New Brunswick/NJ: Rutgers University Press
- Sobiech, Friederike/ Watzlawik, Meike (2009): *LSBT-Jugendliche – online gut beraten? Studie zum Internetangebot für schwule, lesbische und bisexuelle sowie transsexuelle und transgender Jugendliche. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr 25, Berlin: Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales*. Online: <http://www.online-gut-beraten.de/> (letzter Aufruf 32.08.2012).
- Sonnenmoser, Marion (2008): „Transsexualität/Transidentität: Was ist weiblich, was männlich?, in: *Deutsches Ärzteblatt*, 7, S. 174. Online: <http://www.aerzteblatt.de/archiv/59749/Transsexualitaet-Transidentitaet-Was-ist-weiblich-was-maennlich> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Spade, Dean (2003): „Resisting medicine, re/modeling gender“, in: *Berkeley Women’s Law Journal*, 18, S. 15-37.
- Spade, Dean (2004) „Escaping gender“, in: *The Advocate*, 22, S. 116.
- Spijkerboer, Thomas (2011): *Fleeing Homophobia. Asylum Claims Related to Sexual Orientation and Gender Identity in Europemore*. Amsterdam: COC/VU University Amsterdam.
- Spindler, Susanne (2006): *Corpus Delicti. Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag von jugendlichen Migranten*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Statistisches Bundesamt (2012): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2011*. Wiesbaden. Online: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220117004.pdf?__blob=publicationFile (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Steffens, Melanie et al (2010): *Doppelt diskriminiert oder gut integriert? Lebenssituation von Lesben und Schwulen mit Migrationsgeschichte in Deutschland. Studie im Auftrag des Lesben- und Schwulenverbands in Deutschland e.V. (LSVD)*. Köln: LSVD.
- Stein-Hilbers, Marlene et al (1999): *Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen*. hg. Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Szymanski, Dawn M./Gupta, Arpana (2009): „Examining the Relationship Between Multiple Internalized Oppressions and African American Lesbian, Gay, Bisexual, and Questioning Person’s Self-Esteem and Psychological Distress“, in: *Journal of Counseling Psychology*, Vol. 56/1, S. 110-118.
- Taylor, Robert Joseph/Hardison, Cheryl Burns/Chatters, Linda M. (1996): „Kin and nonkin as sources of informal assistance“, in: *Neighbors*, Harold W./Jackson, James S. (Hg.): *Mental health in Black America*. Thousand Oaks (u.a.): Sage, S. 130-145.
- Toprak, Ahmet (2010): *Integrationsunwillige Muslime? Ein Milieubericht*. Freiburg i. Brsg.: Lambertus.
- TransInterQueer e.V. (TriQ)/Transgender Europe (TGEU) (Hg.) (2010): *Menschenrechte und Geschlechtsidentität. Themenpapier von Thomas Hammarberg, Europarat, Kommissar für Menschenrechte*. Berlin: TVT Schriftenreihe. Online: http://www.transrespect-transphobia.org/uploads/downloads/Publications/Hberg_dt.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012)
- Verloo, Mieke (2006): „Multiple Inequalities, Intersectionality and the European Union“, in: *European Journal of Women’s Studies*, 13/3, S. 211-228.
- Viteri, María Amelia (2008): „‘Latino’ and ‘queer’ as sites of translation: Intersections of ‘race’, ethnicity and sexuality“, in: *Graduate Journal of Social Science*, 5/2, S. 63-87. Online: http://www.flacsoandes.org/web/imagesFTP/1271695686.MAViteri_Latino_and_Queer_as_sites_of_translation.pdf (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Voss, Pia (2005): „Homosexualität: Diskriminierung gibt es noch immer“, in: *Deutsches Ärzteblatt*, PP4, S. 27. Online: <http://www.aerzteblatt.de/archiv/44972> (letzter Aufruf 31.08.2012).

- Wadle, Dawn Marie/O'Toole, Corbett Joan (2010): „'I feel so vulnerable.' Lesbians with Disabilities“, in: Dibble, Suzanne L./Robertson, Patricia A. (Hg.): *Lesbian Health 101. A Clinician's Guide*. San Francisco: UCSF Nursing Press, S. 347-362.
- Weisbrod, Mechthild (1996): *Psychotherapieerfahrungen lesbischer Frauen während ihres Coming outs*. Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Universität Freiburg.
- Wetterer, Angelika (2003a): *Die Krise der Sozialisationsforschung als Spiegel gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse*, in: *Zeitschrift für Frauenstudien und Geschlechterforschung* 1, S. 3-22.
- Wetterer, Angelika (2003b): *Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen*. In: Knapp, Gudrun-Axeli / Wetterer Angelika (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): *Intersektionalität. Bielefeld: transcript*
- Whitaker, Brian (2006): *Unspeakable Love. Gay and Lesbian Life in the Middle East*. London: Saqi.
- Whittle, Stephen et al: *Transgender EuroStudy. Legal Survey and Focus on the Transgender Experience of Health Care*. Brüssel: ILGA-Europe. Online: <http://www.bizeps.or.at/news.php?nr=8811> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Wolf, Gisela (2004): *Erfahrungen und gesundheitliche Entwicklungen lesbische Frauen im Coming-out-Prozess*. Herbolzheim: Centaurus.
- Wolf, Gisela (2011a): *Konversionsbehandlungen*. Online: <http://www.lesbengesundheit.de/files/GiselaWolf2.pdf> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Wolf, Gisela (2011b): *Lesbische und bisexuelle Frauen und Sucht*. Online: <http://www.lesbengesundheit.de/files/GiselaWolf3.pdf> (letzter Aufruf 31.08.2012).
- Wolf, Gisela/ Schleider, Karin/Pfarrherr, Katharina (2010): „Die Qualität der Versorgung von Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen in Netzwerken professioneller Gesundheitsdienste“, in: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 11/1, S. 91-110.
- Yilmaz-Günay (Hg.) (2011): *Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre „Muslime versus Schwule“*. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Berlin: Selbstverlag.
- ZEIT ONLINE, dpa (4.3. 2010): *Jeder fünfte Parlamentssitz gehört einer Frau. Südafrikas Parlament ist mit 43 Prozent Frauen Spitzenreiter. Deutschland liegt im EU-Vergleich nur im unteren Drittel*. (<http://archiv.raid-rush.ws/t-695625.html>, Meldung vom 2.6. 2011).
- Zemp, Aiha/Pircher, Erika (1996) hg. Bundesministerium für Frauenangelegenheiten und Verbraucherschutz: *Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung*. Wien: Bundesministerin für Frauenangelegenheiten und Verbraucherschutz.
- Zick, Andreas/Küpper, Beate/Hövermann, Andreas (2011): *Die Abwertung des Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung*. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung, Forum Berlin.
- Zilbergeld, Bernie (1983): *Männliche Sexualität. Was (nicht) alle schon immer über Männer wußten ...*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie.

b) Autor_innen

Auswertung

Castro Varela, María do Mar

Diplom-Psychologin, Diplom-Pädagogin und promovierte Politikwissenschaftlerin. Professorin für Gender und Queer Studies an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Forschungsschwerpunkte: Gender und Queer Studies, Postkoloniale Theorie und Kritische Migrationsforschung.

Koop, Ute

B.A. Soziale Arbeit, Studierende im Masterstudiengang Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik an der Alice Salomon Hochschule Berlin, Datenbankentwicklerin, Kauffrau, Landwirtin, auf Wanderschaft.

Mohamed, Sabine

Studium (M.A.) der Politischen Wissenschaft, Islamwissenschaft und Ethnologie an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg. Themenschwerpunkte: Politische und Postkoloniale Theorie und Queer Studies.

Ott-Gerlach, Gisela

M.A. Studium Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen. Schwerpunkt: Historische Mädchenliteraturforschung und Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit. Wissenschaftliche Referentin an der Sozial- und Arbeitsmedizinischen Akademie Baden-Württemberg. Seit 2001 freiberuflich tätig im Bereich Evaluation.

Thaler, Lisa

Schwarze_ Aktivist_in, Gender Questioning, Diplom-Soziolog_in, Lehrbeauftragte_ an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Themenschwerpunkte: Gender und Queer Studies, Rassismus und Migration.

Forschungsstand

Hanafi El Siofi, Mona

M.A., Ethnologin, freie Autorin und Redakteurin der Freiburger GeschlechterStudien. Letzte Publikation: „Der Westen - ein Sodom und Gommorra? Westliche Frauen und Männer im Fokus ägyptischer Musliminnen“.

Wolf, Gisela

promovierte Dipl.-Psychologin. Schwerpunkte: psychotherapeutische Versorgung von LSBTQ-Klient*innen, psychosoziale Netzwerkarbeit und Netzwerkforschung, lesbischwultransqueere Bildungsarbeit zu gesundheitsbezogenen Themen

Lesbenberatung / LesMigraS

Apfelbacher, Claudia

Dipl.-Pädagogin, Geschäftleiterin der Lesbenberatung Berlin, Berufscoachin, freie Dozentin an der Evangelische Hochschule Berlin mit den Schwerpunkten Soziale Arbeit und Sozialpädagogik.

Saadat-Lendle, Saideh

Dipl.-Psychologin, Leiterin des Antidiskriminierungs- und Antigewaltbereich der Lesbenberatung Berlin – LesMigraS, freiberufliche Dozentin zu den Schwerpunktthemen: Mehrfachzugehörigkeiten und Mehrfachdiskriminierungen, Rassismus, Geschlecht/Gender, Sexuelle Lebensweisen, Interkulturelle Kompetenz.

c) Liste der Unterstützer_innen, Kooperationspartner_innen, Wissenschaftler_innen und Kampagneteams von Studie und Kampagne⁴⁶

Politik

Susan Engert, 2009 lesben und schwulenpolitische Interessen in der SPD
 Kirstin Fusan, 2009 Vorsitzende der Schwusos in der Berliner SPD
 Anja Kofbinger, Lesben und Schwulenpolitische Sprecherin der Grünen
 Mechthild Rawert, SPD Mitglied im Deutschen Bundestag Frauenpolitisch aktiv

Berliner Senat

Christa Arnet , Politische Koordination
 Dr. Anna Hochreuter, Leitung Politische Koordination in der Senatskanzlei
 Lela Lähnemann, Fachbereich Gleichgeschlechtliche Lebensweisen LADS Berlin

Wissenschaft

Prof. Dr. Maria do Mar Castro Varela/ASH Berlin
 Rayma Cadeau
 Dr. Gabriele Dennert
 Judy Gummich
 Prof. Dr. Barbara Kavemann
 Ute Koop/ASH Berlin
 Sabine Mohamed
 Gisela Ott-Gerlach
 Lisa Thaler/ASH Berlin

Beirat

Prof. Dr. Maria do Mar Castro Varela/ASH Berlin (bis 2010)
 Jannik Franzen
 Prof. Dr. Jutta Hartmann
 Dr. Jennifer Petzen

Kampagne

Christine Decker
 Caroline Fiedler
 Jannik Franzen
 Dr. Nadja Jacobowski
 Jessica Kimmel

⁴⁶ Wir haben im Rahmen unserer Aktivitäten zu verschiedensten Gelegenheiten Unterstützung von Einzelpersonen oder Organisationen erfahren, wofür wir sehr dankbar sind. Die vorliegende Liste ist unter Umständen nicht vollständig. Wir bitten um Verständnis, falls Ihr/Dein Name hier nicht aufgelistet sein sollte.

Sabrina Laufer
 Marika Pierdicca
 Saideh Saadat-Lendle
 Cato Schirmer
 Alice Stein
 Lisa Thaler
 Leon Witzel

Verbände und Antidiskriminierungsstellen

Sonja Dudek, 2009 Forschungsabteilung Antidiskriminierungsstelle des Bundes
 Henny Engels vom Deutschen Frauenrat
 Katja Grieger vom Bundesverband Frauenberatungsstellen Frauennotrufe (bff)
 Prof. Dr. Jutta Hartmann, 2009 Dachverband professioneller Opferhilfeeinrichtungen
 Cornelia Pust seit 2010 Forschungsabteilung Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADB)

Vereine/NGOs

ABqueer/ Berlin
 Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin des TBB
 Bar jeder Sicht/ Mainz
 Beratungsstelle für lesbische Migrantinnen von DiB e.V. Frankfurt am Main
 BiNe e.V./ Frankfurt am Main
 Broken Rainbow/ Frankfurt am Main
 DGTI Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V.
 Frauenberatungs- und Therapiezentrum Fetz e.V./ Stuttgart
 Frauenberatungsstelle Düsseldorf e.V. Arbeitsbereich "Lesben beraten Lesben"
 Frauenkrisentelefon e.V./ Berlin
 Frauenzentrum Courage/ Magdeburg
 Frauenzentrum Mainz e.V.
 GLADT e. V./ Berlin
 Interkulturelles Frauenzentrum S.U.S.I./ Berlin
 Intervention e.V./ Hamburg
 Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg e.V.
 LAG Lesben in NRW e.V.
 Landeskoordination der Anti-Gewalt-Arbeit für Lesben und Schwule in NRW
 LARA Krisen- und Beratungszentrum für vergewaltigte und sexuell belästigte Frauen/ Berlin
 Lesbenfrühling e. V. (LFT)
 Lesbian Line/ Lesbentelefon Bremen
 LeTRa - Lesbenberatung München
 LIBS - Lesben Informations- und Beratungsstelle e.V. in Frankfurt
 PLUS e. V. Rhein-Neckar
 Rosa Strippe e.V., Bochum
 RUBICON Beratungszentrum für Lesben und Schwule, Köln
 RUT - Rat und Tat e. V., Berlin
 Sonntagsclub e.V., Berlin
 Transmann e.V., München
 TRIQ e.V., Berlin
 VIVA TS Selbsthilfe München e. V.
 Wildwasser e.V., Berlin

d) Fragebogen

BEFRAGUNG ZU GEWALT- UND MEHRFACHDISKRIMINIERUNGSERFAHRUNGEN VON LESBISCHEN, BISEXUELLEN FRAUEN UND TRANS* MENSCHEN (LBT*) IN DEUTSCHLAND

IDENTITÄT KENNT KEIN ENTWEDER-ODER

WAS IST SCHLIMMER - HOMOPHOBIE ODER RASSISMUS

HOMOPHOBIE RASSISMUS NEIN

Fotos: Andrea Preysing & Gestaltung: www.tektek.de & Gestaltung Cover/Fragebogen: www.ellipop.de

Vielen Dank, dass Sie sich für unsere Studie interessieren. Mit dieser Befragung möchte LesMigraS, der Antigewalt und Antidiskriminierungsbereich der Lesbenberatung Berlin e.V., mehr über die Lebenssituation von lesbischen oder bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland herausfinden.

Wir möchten alle Menschen zur Teilnahme motivieren, die sich mit der lesbischen Lebensweise identifizieren: als lesbische oder bisexuelle Frauen oder

Trans*, als Trans*Mensch, der früher einmal lesbisch gelebt hat oder als Trans*Mensch, der einen Bezug zu einer lesbischen Lebensweise hat.

Die Ergebnisse der Studie sollen dazu beitragen, eine Vorstellung von den Erfahrungen lesbischer und bisexueller Frauen und Trans* mit und ohne Rassismuserfahrungen zu bekommen, diese Erfahrungen sichtbar zu machen und Beratungsangebote verbessern zu können.

MACH MIT UND FÜLL DEN FRAGEBOGEN AUS

WWW.LESMIGRAS.DE



BEFRAGUNG ZU GEWALT- UND MEHRFACHDISKRIMINIERUNGSERFAHRUNGEN VON LESBISCHEN, BISEXUELLEN FRAUEN UND TRANS*MENSCHEN (LBT*) IN DEUTSCHLAND

Das Ausfüllen des Fragebogens erfolgt anonym. Ihre Angaben werden sicher aufbewahrt und nicht veröffentlicht und nicht Dritten zugänglich gemacht. Die Daten werden nur für wissenschaftliche Zwecke verwendet. Ihre Teilnahme an der Befragung ist freiwillig. Sie können die Befragung jederzeit abbrechen.

Bitte nehmen Sie sich für das Ausfüllen des Fragebogens mindestens eine Stunde Zeit. Uns sind Ihre persönlichen Erfahrungen und Meinungen wichtig, daher gibt es kein „richtig“ oder „falsch“ in diesem Fragebogen. Antworten Sie allein das, was Sie persönlich denken.

Die Ergebnisse der Studie werden im September 2011 als Broschüre sowie auf unserer Homepage veröffentlicht.

Wenn Sie Fragen und Anmerkungen zur Studie haben, können Sie sich gerne an uns wenden.
Email: kampagne@lesmigras.de - Telefon: 030/21 91 50 90

Sie finden den Fragebogen ebenfalls als Online-Version und als PDF zum Download auf unserer Homepage.

Sollte beim Ausfüllen des Fragebogens ein Beratungswunsch oder der Wunsch nach Unterstützung zum Thema Gewalt oder Mehrfachdiskriminierung entstehen, können Sie sich gerne an uns wenden. Sie erreichen uns persönlich, telefonisch und online. Unsere Einrichtung ist rollstuhlgerecht und bietet auf Anfrage Beratungen mit einer_m Gebärdendolmetscher_in.

Unsere Kontaktdaten finden Sie auf der letzten Seite.

In diesem Fragebogen verwenden wir den Unterstrich (z.B. Partner_in), um damit der Vielzahl von Geschlechtsidentitäten Raum zu geben. Ebenso verwenden wir den Begriff Trans. Mit dem Sternchen möchten wir Vielfalt Platz geben und zeigen, dass alle Trans*Menschen, also Transgender, Transsexuelle, Transidente, Polygender und weitere angesprochen sind.*

ONLINE FRAGEBOGEN: WWW.LESMIGRAS.DE

A. Selbstverständnis

Sexuelle Lebensweise/sexuelle Orientierung

1. Zu Beginn möchten wir Sie fragen, wie Sie Ihre (momentane) sexuelle Lebensweise/sexuelle Orientierung benennen würden? (Bitte kreuzen Sie hier nur eine an. Falls Sie keine passende Bezeichnung finden, haben Sie die Möglichkeit Ihre zu ergänzen.)

- | | |
|---|--|
| <input type="checkbox"/> lesbisch | <input type="checkbox"/> keine der genannten Bezeichnungen, sondern: |
| <input type="checkbox"/> bisexuell | _____ |
| <input type="checkbox"/> schwul | |
| <input type="checkbox"/> gleichgeschlechtlich orientiert | |
| <input type="checkbox"/> pansexuell | |
| <input type="checkbox"/> heterosexuell | |
| <input type="checkbox"/> Ich lehne für mich persönlich eine Einordnung ab | |

Geschlechtliches Selbstverständnis

In diesem Abschnitt möchten wir Sie gerne zu Ihrem geschlechtlichen Selbstverständnis befragen. Bei dieser Frage kommt es ganz alleine auf Ihr persönliches Gefühl an.

2. Welche der folgenden Bezeichnungen treffen am ehesten für Sie zu? (Sie können in jeder Spalte eine Möglichkeit ankreuzen.)

- | | |
|---|--|
| <input type="checkbox"/> Frau | <input type="checkbox"/> weiblich |
| <input type="checkbox"/> Mann | <input type="checkbox"/> männlich |
| <input type="checkbox"/> Trans* | <input type="checkbox"/> sowohl weiblich als auch männlich |
| <input type="checkbox"/> Polygender | <input type="checkbox"/> weder weiblich noch männlich |
| <input type="checkbox"/> Transsexuell | <input type="checkbox"/> anders und zwar: |
| <input type="checkbox"/> Transgender | _____ |
| <input type="checkbox"/> Transident | |
| <input type="checkbox"/> Intersexuell | |
| <input type="checkbox"/> auf der Suche | |
| <input type="checkbox"/> Ich lehne für mich persönlich eine Einordnung in Kategorien ab | |

3. Im alltäglichen Leben kann es passieren, dass wir nicht entsprechend unserem geschlechtlichen Selbstverständnis erkannt und behandelt werden, weil das Umfeld dieses nicht einordnen kann oder es nicht respektiert.

Wie oft wird im Allgemeinen Ihr selbstbestimmtes Geschlecht klar erkannt?

- nie manchmal meistens immer

4. Wie oft wird Ihr selbstbestimmtes Geschlecht klar erkannt, wenn Sie sich in **lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen** bewegen?

- nie manchmal meistens immer
 Ich bewege mich nicht in lesbischen/bisexuellen Zusammenhängen

Bezug zur lesbischen Lebensweise

5. Nicht alle Menschen in lesbischen Zusammenhängen sind weiblich oder würden sich als lesbisch beschreiben. Tatsächlich gibt es eine Reihe von Möglichkeiten, sich mit einer lesbischen Lebensweise zu identifizieren. (Bitte kreuzen Sie alle Möglichkeiten an, die für Sie zutreffen.)

- Ich bin lesbisch.
 Ich verstehe mich als lesbisch, habe aber bisher noch nie in einer lesbischen Beziehung gelebt.
 Ich bin bisexuell und lebe in lesbischen Beziehungen.
 Ich habe schon einmal als Frau eine Frau geliebt bzw. eine Beziehung mit einer Frau gehabt.
 Ich lebe in einer trans*lesbischen Beziehung.
 Meine_e Partner_in versteht sich als lesbisch.
 Ich habe vor meiner Transition lesbisch gelebt und habe heute keinen Bezug mehr zur lesbischen/bisexuellen Lebensweise.
 Ich habe vor meiner Transition lesbisch gelebt und habe immer noch einen Bezug zur lesbischen/bisexuellen Lebensweise.
 Ich war früher lesbisch/bisexuell und habe heute keinen Bezug mehr zur lesbischen/bisexuellen Lebensweise.
 Ich war früher lesbisch/bisexuell und habe immer noch einen Bezug zur lesbischen/bisexuellen Lebensweise.
 Meine Beziehung/en wird/werden von anderen oft als lesbische Beziehung/en gesehen.
 Ich habe keinen Bezug zur lesbischen Lebensweise.

Selbstbeschreibungen/Mehrfachdiskriminierung

In diesem Fragebogen geht es um Benachteiligungen und Ausgrenzungen im Zusammenhang mit Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise. Diskriminierungen hängen jedoch auch oft damit zusammen, was andere Personen in uns sehen (wollen). Verschiedene Merkmale und Zugehörigkeiten werden benutzt, um zu benachteiligen oder auszugrenzen. Es werden aber auch angebliche Zugehörigkeiten unterstellt, um zu benachteiligen oder auszugrenzen.

6. Welche der folgenden Merkmale werden/wurden benutzt, um Sie zu benachteiligen oder auszugrenzen? (Kreuzen Sie alle an, die für Sie zutreffen.)

- mein Trans*sein
 mein Frausein
 weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht
 mein Name/meine Sprache
 meine Hautfarbe/Haare
 meine Nationalität
 meine (angebliche) ethnische/kulturelle Zugehörigkeit
 meine Religion
 mein (angebliches) Muslimisch-Sein
 mein (angebliches) Jüdisch-Sein
 meine (angebliche) Migrationsgeschichte/Herkunft
 mein Aufenthaltsstatus
 meine Beeinträchtigung/Behinderung
 andere und zwar: _____

Mit den nächsten Fragen möchten wir Sie nun zu Ihren **Selbstbezeichnungen** befragen.

7. Wie beschreiben Sie selbst Ihre nationale/ethnische/kulturelle Identität und Zugehörigkeiten?

8. Benutzen Sie außerdem auch einen oder mehrere der folgenden Begriffe zur Selbstbezeichnung? (Kreuzen Sie bitte alle an, die für Sie zutreffen.)

- Schwarze_r
 Person of Color
 Nichtweiße_r
 Weiße_r
 einen anderen und zwar: _____
 keinen

9. Wenn Sie eine (familiäre) Migrationsgeschichte haben, wie bezeichnen Sie sich selbst im Zusammenhang damit?

- Migrant_in
 Person mit Migrationshintergrund
 keine der beiden Bezeichnungen, sondern: _____
 Die Frage trifft auf mich nicht zu.

B. Diskriminierungserfahrungen im Zusammenhang mit Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise

Im folgenden Abschnitt stehen zunächst **Erfahrungen und Erlebnisse in Zusammenhang mit Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise** im Vordergrund. Bitte füllen Sie diesen Teil auch aus, wenn Sie sich zwar aktuell nicht als lesbisch/bisexuell bezeichnen, aber heute noch einen Bezug zur lesbischen/bisexuellen Lebensweise haben.

1. Welche Erfahrungen haben Sie am **Arbeits-/Ausbildungsplatz** aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
Meine Arbeit wurde nicht wertgeschätzt bzw. abgewertet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde bei Beförderungen oder Einstellungen übergangen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde von Kolleg_innen gemobbt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich konnte meine Partner_innen nicht zu betrieblichen Feiern oder Veranstaltungen mitbringen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

2. Wie sehr stimmen Sie folgenden allgemeinen Aussagen zum **Arbeitsmarkt** zu?

	stimme gar nicht zu	stimme eher nicht zu	stimme eher zu	stimme vollkommen zu
Eine lesbische/bisexuelle Lebensweise hat negative Auswirkungen auf die Karrierechancen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Diskriminierung aufgrund einer lesbischen/bisexuellen Lebensweise ist auf dem Arbeitsmarkt weit verbreitet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

3. Aus welchen weiteren Gründen wurden Sie noch am **Arbeits-/Ausbildungsplatz** diskriminiert?

(Kreuzen Sie alle an, die für Sie zutreffen.)

- mein Trans*sein
- mein Frausein
- weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht
- mein Name/meine Sprache
- meine Hautfarbe/Haare
- meine Nationalität
- meine (angebliche) ethnische/kulturelle Zugehörigkeit
- meine Religion
- mein (angebliches) Muslimisch-Sein
- mein (angebliches) Jüdisch-Sein
- meine (angebliche) Migrationsgeschichte/Herkunft
- mein Aufenthaltsstatus
- meine Beeinträchtigung/Behinderung
- anderer und zwar:
- keiner

4. Welche Erfahrungen haben Sie im **Bildungsbereich** (z.B. Schule, Universität, Schulische Ausbildung, Fort-/Weiterbildung etc.) aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
Meine Leistungen wurden vergleichsweise schlechter bewertet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde der Übergang in eine höhere Schule erschwert bzw. unmöglich gemacht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mitschüler_innen haben mich ausgegrenzt und gemobbt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sprüche gegen lesbische/bisexuelle Lebensweisen wurden vom Lehrpersonal ignoriert bzw. sogar selbst geäußert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

5. Wie sehr stimmen Sie folgenden allgemeinen Aussagen zum **Bildungsbereich** zu?

	stimme gar nicht zu	stimme eher nicht zu	stimme eher zu	stimme vollkommen zu
Im Bildungsbereich sollte mehr über vielfältige sexuelle Lebensweisen/Orientierungen aufgeklärt werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Diskriminierung aufgrund einer lesbischen/bisexuellen Lebensweise ist im Bildungsbereich weit verbreitet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

6. Aus welchen weiteren Gründen wurden Sie noch im **Bildungsbereich** diskriminiert? (Kreuzen Sie alle an, die für Sie zutreffen.)

- mein Trans*sein
- mein Frausein
- weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht
- mein Name/meine Sprache
- meine Hautfarbe/Haare
- meine Nationalität
- meine (angebliche) ethnische/kulturelle Zugehörigkeit
- meine Religion
- mein (angebliches) Muslimisch-Sein
- mein (angebliches) Jüdisch-Sein
- meine (angebliche) Migrationsgeschichte/Herkunft
- mein Aufenthaltsstatus
- meine Beeinträchtigung/Behinderung
- anderer und zwar:
- keiner

7. Welche Erfahrungen haben Sie bei **Ämtern/Behörden** (z.B. Polizei, Standesamt, Jobcenter etc.) aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
Mitarbeiter_innen haben sich unangemessen über meine lesbische/bisexuelle Lebensweise geäußert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde bei der Vergabe von mir zustehenden behördlichen Leistungen benachteiligt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bei der Polizei wurde meine Beschwerde nicht ernst genommen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Polizist_innen haben mich besonders grob/respektlos behandelt (z.B. bei einer Kontrolle, Demonstration oder Anzeige).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

8. Wie sehr stimmen Sie folgenden allgemeinen Aussagen zu **Ämtern/Behörden** zu?

	stimme gar nicht zu	stimme eher nicht zu	stimme eher zu	stimme vollkommen zu
Eine lesbische/bisexuelle Lebensweise hat negative Auswirkungen auf meine Chancen, von der Polizei geschützt zu werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Eine lesbische/bisexuelle Lebensweise hat negative Auswirkungen auf meine Chancen, staatliche Leistungen/Rechte zu bekommen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

9. Aus welchen weiteren Gründen wurden Sie noch bei **Ämtern/Behörden** diskriminiert? (Kreuzen Sie alle an, die für Sie zutreffen.)

- mein Trans*sein
- mein Frausein
- weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht
- mein Name/meine Sprache
- meine Hautfarbe/Haare
- meine Nationalität
- meine (angebliche) ethnische/kulturelle Zugehörigkeit
- meine Religion
- mein (angebliches) Muslimisch-Sein
- mein (angebliches) Jüdisch-Sein
- meine (angebliche) Migrationsgeschichte/Herkunft
- mein Aufenthaltsstatus
- meine Beeinträchtigung/Behinderung
- anderer und zwar:
- keiner

10. Welche Erfahrungen haben Sie im **Gesundheitsbereich** (z.B. medizinische, soziale, pflegende Dienste etc.) aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
Ich erhielt vom medizinischen Fachpersonal nicht die notwendige medizinische Behandlung oder wurde nicht (ausreichend) informiert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde abfällig und respektlos vom medizinischen Fachpersonal (Ärzt_innen, Assistent_innen etc.) behandelt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurden peinliche Fragen zu meiner lesbischen/bisexuellen Lebensweise gestellt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde so angesprochen/behandelt, als sei ich heterosexuell, obwohl bekannt ist, dass ich lesbisch/bisexuell lebe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Krankenhaus wurde meiner_m Partner_in und mir das Informations- und Besuchsrecht erschwert/verweigert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In der Therapie wurde meine lesbische/bisexuelle Lebensweise als psychologisches Problem bezeichnet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

11. Aus welchen weiteren Gründen wurden Sie noch im **Gesundheitsbereich** diskriminiert? (Kreuzen Sie alle an, die für Sie zutreffen.)

- mein Trans*sein
- mein Frausein
- weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht
- mein Name/meine Sprache
- meine Hautfarbe/Haare
- meine Nationalität
- meine (angebliche) ethnische/kulturelle Zugehörigkeit
- meine Religion
- mein (angebliches) Muslimisch-Sein
- mein (angebliches) Jüdisch-Sein
- meine (angebliche) Migrationsgeschichte/Herkunft
- mein Aufenthaltsstatus
- meine Beeinträchtigung/Behinderung
- anderer und zwar:
- keiner

12. Welche Erfahrungen haben Sie aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise im **Freizeit-/Dienstleistungsbereich** (z.B. Restaurants, Sportvereine, Hotels etc.) gemacht?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
Mir wurde der Zutritt zu einem Lokal (Restaurant, Café, Disco etc.) verweigert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde nicht bedient bzw. aufgefordert, das Lokal zu verlassen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir und meiner_m Partner_in wurden Leistungen erschwert/verweigert (z.B. Tanzkurs, Hotelzimmer etc.).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

13. Aus welchen weiteren Gründen wurden Sie noch im **Freizeit-/Dienstleistungsbereich** diskriminiert? (Kreuzen Sie alle an, die für Sie zutreffen.)

- mein Trans*sein
- mein Frausein
- weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht
- mein Name/meine Sprache
- meine Hautfarbe/Haare
- meine Nationalität
- meine (angebliche) ethnische/kulturelle Zugehörigkeit
- meine Religion
- mein (angebliches) Muslimisch-Sein
- mein (angebliches) Jüdisch-Sein
- meine (angebliche) Migrationsgeschichte/Herkunft
- mein Aufenthaltsstatus
- meine Beeinträchtigung/Behinderung
- anderer und zwar:
- keiner

14. Wie häufig haben Sie insgesamt aufgrund Ihrer **lesbischen/bisexuellen Lebensweise** an folgenden Orten benachteiligende und ausgrenzende Erfahrungen gemacht?

	nie	eher selten	eher oft	sehr oft	Frage trifft nicht zu	Ich bin hier nicht geoutet.
Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ämter/Behörden (z.B. Polizei, Standesamt, Jobcenter etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Gesundheitsbereich (z.B. medizinische, soziale, pflegende Dienste etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Familie/Verwandtschaft	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Partner_innenschaft, Freund_innenkreis	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Öffentlichkeit (z.B. Straße, Kneipe, öffentliche Verkehrsmittel etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freizeit-/Dienstleistungsbereich (z.B. Restaurants, Sportvereine, Hotels etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Beantworten Sie die nächsten Fragen nur, wenn Sie wegen mehrerer Gründe diskriminiert wurden. Wenn nicht, gehen Sie weiter zu Teil C auf Seite 8

Mehrfachdiskriminierung

15. Wie häufig haben Sie es erlebt, anhand der von Ihnen angekreuzten **Merkmale und Zugehörigkeiten** benachteiligt oder ausgegrenzt zu werden?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ämter/Behörden (z.B. Polizei, Standesamt, Jobcenter etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Gesundheitsbereich (z.B. medizinische, soziale, pflegende Dienste etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Familie/Verwandtschaft	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Partner_innenschaft, Freund_innenkreis	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Öffentlichkeit (z.B. Straße, Kneipe, öffentliche Verkehrsmittel etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freizeit-/Dienstleistungsbereich (z.B. Restaurants, Sportvereine, Hotels etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Orte für lesbische/bisexuelle Lebensweise	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

16. Welche Rolle spielt es Ihrer Ansicht nach, wegen mehrerer Merkmale und Zugehörigkeiten diskriminiert zu werden? Wie sehr stimmen Sie folgenden Aussagen über **Mehrfachdiskriminierung** zu?

	stimme gar nicht zu	stimme eher nicht zu	stimme eher zu	stimme vollkommen zu	Frage trifft nicht zu
Bei vielen Diskriminierungserfahrungen fällt es mir schwer, diese nur auf meine lesbische/bisexuelle Lebensweise zurückzuführen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Eine Mehrfachzugehörigkeit bietet die Möglichkeit, alternative Umgangsweisen mit Diskriminierungen zu entwickeln.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich weiß im Allgemeinen, wegen welcher Merkmale ich in einer Situation diskriminiert werde.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das Zusammenspiel der verschiedenen Diskriminierungen macht es schwer, sich zu wehren, weil nicht immer klar erkennbar ist gegen was.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich kann nicht trennen, ob ich aufgrund meiner lesbischen/bisexuellen Lebensweise oder aufgrund meines Trans*seins diskriminiert werde.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Diskriminierungen aufgrund meiner lesbischen/bisexuellen Lebensweise und meines Trans*seins sind untrennbar miteinander verknüpft.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Diskriminierungen aufgrund meiner lesbischen/bisexuellen Lebensweise und meiner Hautfarbe/Haare/(angeblichen) ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit sind untrennbar miteinander verknüpft.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

	stimme gar nicht zu	stimme eher nicht zu	stimme eher zu	stimme vollkommen zu	Frage trifft nicht zu
Als Trans*Mensch, der auch rassistische Diskriminierung erfährt, erlebe ich so gut wie immer eine „Mischform“ von Diskriminierungen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wegen Diskriminierungen aufgrund meiner Hautfarbe/Haare bzw. nationalen/ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit meide ich Zusammenhänge von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*, die nicht interkulturell sind.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wegen rassistischer Diskriminierung meide ich Zusammenhänge von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*, die nicht ausdrücklich antirassistisch sind.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wegen Diskriminierungserfahrungen aufgrund meines Trans*seins meide ich Orte, an denen Trans*Menschen nicht explizit willkommen sind.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

C. Diskriminierung aufgrund des Trans*seins

[Wir verwenden im Folgenden den Begriff „Trans*“ um alle Trans*Menschen, also Transgender, Transsexuelle, Transidente, Polygender und weitere anzusprechen.]

Mit diesem Teil des Fragebogens möchten wir Sie nach Ihren Erfahrungen fragen, die Sie als Trans* machen. Bitte beantworten Sie die folgenden Fragen daher nur, wenn Sie sich als Trans* verstehen. Wenn nicht, blättern Sie bitte vor zu Teil D auf Seite 9

1. Wie wichtig ist es Ihnen mit Ihrer selbst gewählten Anrede (z.B. sie, er, abwechselnd, Name usw.) angesprochen zu werden?

ganz unwichtig sehr wichtig

2. Wie reagieren allgemein Personen auf Ihr Trans*sein (z.B. selbst gewählte Anrede etc.)?

	Mein Trans*sein ist an dem Ort nicht bekannt.	Ich werde so angenommen und respektiert wie ich bin.	Ich werde nicht anerkannt und akzeptiert.	Ich werde aktiv abgelehnt/diskriminiert.
Bildungsbereich (Schule, Universität, Fort-/Weiterbildung usw.) und Arbeits-/Ausbildungsplatz	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ämter/Behörden und Gesundheitsbereich (medizinische, soziale, pflegende Dienste)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Familie, Verwandtschaft, Partner_innenschaft, Beziehungen, Freund_innenkreis	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freizeit-/Dienstleistungsbereich (z.B. Restaurants, Sportvereine, Hotels etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Öffentlichkeit (Straße, Kneipe, öffentliche Verkehrsmittel usw.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
an Orten für lesbische/bisexuelle Frauen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

3. Welche Erfahrungen haben Sie **allgemein in Ihrem Leben** wegen Ihres Trans*seins gemacht?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig
Ich wurde körperlich angegriffen (geschlagen, getreten).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich erlebte verachtendes, demütigendes Verhalten.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurden unverschämte, sexualisierte Fragen zu meinem Körper gestellt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde mit zudringlichen Fragen zu meinem Trans*sein belästigt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde damit gedroht, mein Trans*sein zu outen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde ungefragt als Trans*Mensch geoutet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe sexualisierte Übergriffe erlebt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe Einschränkungen und Schwierigkeiten wegen der Uneindeutigkeit meiner amtlichen Dokumente erlebt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde beleidigt und beschimpft.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

4. Welche der folgenden Erfahrungen haben Sie in **Zusammenhängen von lesbischen/bisexuellen Frauen** aufgrund Ihres Trans*seins gemacht?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
Personen haben den Kontakt zu mir abgebrochen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde der Zutritt zu Orten für lesbische/bisexuelle Frauen erschwert/verweigert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde unterstellt, ich würde (männliche) Privilegien nutzen wollen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde nur noch geduldet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mein Trans*sein wurde nicht ernst genommen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine sexuelle Lebensweise/Orientierung wurde in Frage gestellt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde der Zutritt zu Sport-/Freizeitangeboten für lesbische/bisexuelle Frauen erschwert/verweigert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde vorgeworfen, dass ich Geschlechterrollen (Mann/Frau) bestätigen würde.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde gedrängt, mein Trans*sein zu rechtfertigen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

5. Im nächsten Abschnitt würden wir Sie gerne zu Ihren Erfahrungen **im Zusammenhang mit dem medizinischen und amtlichen Verfahren zur Geschlechtsangleichung** fragen.

	ja	Ich überlege noch.	Ich befinde mich im Verfahren	nein, aber ich hatte es versucht	nein, will ich auch nicht
Haben Sie eine amtliche Namensänderung vorgenommen?	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Haben Sie eine amtliche Personenstandsänderung vorgenommen?	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

6. Welche Erfahrungen haben Sie **im Zusammenhang mit dem medizinischen und amtlichen Verfahren zur Geschlechtsangleichung** erlebt?

	trifft gar nicht zu	trifft eher nicht zu	trifft eher zu	trifft vollkommen zu	Frage trifft nicht zu
Ärzt_innen und Psycholog_innen erschwerten/verweigerten mir geschlechtsangleichende medizinische Behandlungen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurden geschlechtsangleichende medizinische Behandlungen von Ärzt_innen und Psycholog_innen nahegelegt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das amtliche Verfahren zur Geschlechtsangleichung beansprucht mich so sehr, dass ein großer Teil meines Lebensalltags unterbrochen ist (z.B. Erwerbsarbeit, soziale Kontakte usw.).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es belastet mich sehr, dass mein Trans*sein als „psychische Störung“ gilt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich leide darunter, mein Recht auf (weitere) Elternschaft aufgeben zu müssen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

HIER GEHT ES FÜR ALLE WEITER

D. Unterstützung

1. Welche der folgenden Möglichkeiten haben Sie schon einmal wegen **Diskriminierung aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise** für sich gewählt und wie hilfreich waren diese für Sie?

	ja	nein	sehr hilfreich	eher hilfreich	eher nicht hilfreich	gar nicht hilfreich
Ich habe mit Freund_innen, Partner_innen, Familie, Verwandten gesprochen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mir Unterstützung in meiner ethnischen/kulturellen Community/Szene/meinen sozialen Netzwerken geholt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mich in Gruppen ausgetauscht (z.B. Selbsthilfegruppen, Internetforen etc.).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe psychosoziale Einrichtungen aufgesucht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

	ja	nein	sehr hilfreich	eher hilfreich	eher nicht hilfreich	gar nicht hilfreich
Ich habe rechtliche Schritte eingeleitet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe medizinische Versorgung in Anspruch genommen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe Zuständige an den jeweiligen Orten eingeschaltet (z.B. Betriebsrat/Gleichstellungsbeauftragte/ASTA).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe eine Antidiskriminierungs-/Antigewaltstelle aufgesucht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mich engagiert (z.B. in politischen Gruppen, bei öffentlichen Aktionen).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mich direkt in der Situation gewehrt (z.B. körperlich, mündlich).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

etwas anderes und zwar: _____

E. Gewaltvolle Erfahrungen aufgrund der lesbischen/bisexuellen Lebensweise

Im nächsten Abschnitt möchten wir Sie zu gewaltvollen Erfahrungen aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise fragen. Dabei gehen wir davon aus, dass Gewalt nicht erst bei körperlichen Übergriffen anfängt.

1. Welche der folgenden Erlebnisse sind Ihnen aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise widerfahren?

(Bitte gehen Sie Zeile für Zeile vor und tragen Sie ein, wie oft Sie die Erfahrung in den Personenkreisen erlebt haben. Verwenden Sie dafür bitte folgende Zahlen.)

nie	selten	mehrmals	regelmäßig
0	1	2	3

	Personen im Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich	Personen in Ämtern, Behörden und im Gesundheitsbereich	Familie, Verwandte, Partner_innen, Freund_innen	Fremde in der Öffentlichkeit
Es wurden Witze über lesbische/bisexuelle Lebensweisen erzählt.				
Ich wurde beschimpft und beleidigt.				
Mir wurde durch Handzeichen bzw. Blicke Abwertung gezeigt.				
Mir wurden zudringliche Fragen über meine lesbische/bisexuelle Lebensweise und meinen Körper gestellt.				
Ich habe sexualisierte Übergriffe bzw. Gewalt erlebt.				
Ich wurde mit sexistischen/pornografischen Bildern/Filmen oder Äußerungen belästigt.				
Ich wurde körperlich angegriffen (z.B. geschlagen, getreten, mit Gegenständen beworfen etc.).				
Ich wurde zu sexuellen Handlungen gezwungen.				
Mir wurde damit gedroht, mich oder mir nahe stehende Personen zu verletzen.				
Jemand hat Gegenstände von mir zerstört oder beschädigt.				
Mir wurde damit gedroht, meine lesbische/bisexuelle Lebensweise zu outen.				
Ich wurde ungefragt geoutet.				
Personen stellen/stellten mir nach.				

2. Welche der folgenden weiteren Gründe spielen/spielten eine Rolle für die gewaltvollen Erfahrungen, die Sie gemacht haben?

- mein Trans*sein
- mein Frausein
- weil meine Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.) nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht
- mein Name/meine Sprache
- meine Hautfarbe/Haare
- meine Nationalität
- meine (angebliche) ethnische/kulturelle Zugehörigkeit
- meine Religion
- mein (angebliches) Muslimisch-Sein
- mein (angebliches) Jüdisch-Sein
- meine (angebliche) Migrationsgeschichte/Herkunft
- mein Aufenthaltsstatus
- meine Beeinträchtigung/Behinderung
- andere und zwar:
- keine

Bitte beantworten Sie die nächsten Fragen nur, wenn Sie wegen Hautfarbe/Haaren oder (angeblicher) nationaler/ethnischer/kultureller Zugehörigkeit oder Migrationsgeschichte diskriminiert wurden, sonst gehen Sie weiter zu Teil F auf Seite 12

3. Im Folgenden würden wir Sie gerne fragen, welche Erfahrungen Sie im **Zusammenhang mit Ihrer Hautfarbe/Haaren bzw. Ihrer (angeblichen) nationalen/ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit oder (angeblichen) Migrationsgeschichte** gemacht haben?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde beschimpft und beleidigt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde gezielt von Sicherheitsleuten/Polizist_innen herausgesucht, kontrolliert bzw. durchsucht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich konnte mich nicht als lesbisch/bisexuell outen, weil ich mich gegen andere Diskriminierungen wehren musste.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde unterstellt, dass ich nicht „richtig“ lesbisch/bisexuell sein könne.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde unterstellt, ich sei homophob, transphob, sexistisch und/oder patriarchal.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die „Echtheit“ meines geschlechtlichen Selbstverständnisses wurde angezweifelt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

4. Welche der folgenden gewaltvollen Erfahrungen haben Sie **in lesbischen/bisexuellen oder trans* Zusammenhängen** wegen Ihrer Hautfarbe/Haare, Ihrer (angeblichen) ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit oder (angeblichen) Migrationsgeschichte erlebt?

	nie	einmal	mehrmals	regelmäßig	Frage trifft nicht zu
Ich wurde körperlich angegriffen (geschlagen, getreten).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde bei Veranstaltungen für lesbische/bisexuelle Frauen und Trans* nicht reingelassen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wurde unterstellt, nicht zur Community der lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans* gehören zu können.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich musste mich für meine (angebliche) ethnische/kulturelle Community rechtfertigen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde in Fragen zu Einstellungen zu Homosexualität als Expert_in für meine (angebliche) ethnische/kulturelle Community angesprochen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich wurde als „exotisch“ betrachtet und behandelt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Probleme, die ich mit meiner lesbischen/bisexuellen Lebensweise habe, werden immer mit meiner (angeblichen) nationalen/ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit erklärt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es werden Unterstellungen in Bezug auf meine Sexualität gemacht (z.B. ich müsse besonders aktiv sein).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich werde mit sexuellen Fantasien belästigt, die sich auf meine Hautfarbe/Haare, (angebliche) nationale/ethnische/kulturelle Zugehörigkeit beziehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Diskriminierungserfahrungen, die ich aufgrund meiner Hautfarbe/Haare oder (angeblichen) nationalen/ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit gemacht habe, wurden heruntergespielt und ignoriert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

HIER GEHT ES FÜR ALLE WEITER

F. Unterstützungen

1. Welche der folgenden Möglichkeiten haben Sie **wegen gewaltvoller Erfahrungen aufgrund Ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise** für sich gewählt und wie hilfreich waren diese?

	ja	nein	sehr hilfreich	eher hilfreich	eher nicht hilfreich	gar nicht hilfreich
Ich habe mit Freund_innen, Partner_innen, Familie, Verwandten gesprochen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mir Unterstützung in meiner ethnischen/kulturellen Community/Szene/meinen sozialen Netzwerken geholt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mich in Gruppen ausgetauscht (z.B. Selbsthilfegruppen, Internetforen etc.).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe psychosoziale Einrichtungen aufgesucht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe rechtliche Schritte eingeleitet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe medizinische Versorgung in Anspruch genommen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe Zuständige an den jeweiligen Orten eingeschaltet (z.B. Betriebsrat/Gleichstellungsbeauftragte/ÄStA).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe eine Antidiskriminierungs-/Antigewaltstelle aufgesucht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mich engagiert (z.B. in politischen Gruppen, bei öffentlichen Aktionen).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe mich direkt in der Situation gewehrt (z.B. körperlich, mündlich).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

etwas anderes und zwar: _____

G. Beratungsangebote

1. Haben Sie folgende Angebote in den letzten zwei Jahren genutzt? Wenn ja, wie zufrieden waren Sie?

	Ja	Nein	Gibt es nicht in meiner Nähe	sehr zufrieden	eher zufrieden	eher nicht zufrieden	gar nicht zufrieden
psychosoziale Beratungsstellen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Lesbenberatungen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Trans*beratungen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Frauenberatungen/ -häuser	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
interkulturelle Beratungsstellen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Treffpunkte, (Selbsthilfe-)Gruppen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
medizinische Versorgungsstellen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Antidiskriminierungs-/ Antigewaltstellen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
rechtliche Beratungsstellen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Justiz (Polizei, Richter_innen)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

andere und zwar: _____

2. Wenn Sie eher nicht oder gar nicht zufrieden waren, was waren Ihre Gründe?

- Es gab keine Angebote für lesbische Lebensweise
- Es gab keine Angebote für bisexuelle Lebensweise
- Es gab keine Angebote für Trans*sein
- Es gab keine Angebote für Migrations-/ rassistische Diskriminierungserfahrungen
- Die Beratungsstelle war nicht barrierefrei
- Es gab keine muttersprachlichen/ Übersetzungsangebote.
- andere und zwar:

3. Haben Sie in den letzten zwei Jahren eine der Beratungsstellen nicht aufgesucht, weil sie befürchteten diskriminiert zu werden bzw. dort vorher schon mal Diskriminierungserfahrungen gemacht haben?

Ja, und zwar aufgrund: (Bitte kreuzen Sie alles an was für Sie zutrifft.)

- meines Trans*seins
- meiner bisexuellen Lebensweise
- meines Frauseins
- meiner Art (Kleidung, Verhalten, Gestik usw.), die nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Geschlechterrollen entspricht
- meines Namens/meiner Sprache
- meiner Hautfarbe/Haare
- meiner Nationalität
- meiner (angeblichen) ethnischen/kulturellen Zugehörigkeit
- meiner Religion
- meines (angeblichen) Muslimisch-Seins
- meines (angeblichen) Jüdisch-Seins
- meiner (angeblichen) Migrationsgeschichte/Herkunft
- meines Aufenthaltsstatus
- meiner Beeinträchtigung/Behinderung
- aus anderen Gründen und zwar:

- nein

4. Welche Verbesserungsvorschläge und Wünsche haben Sie für das Beratungsangebot in Ihrer Nähe?

H. Sozialstatistischer Teil

Zum Abschluss nehmen Sie sich bitte noch einen Moment Zeit, um auch den letzten Teil des Fragebogens zu beantworten. Diese statistischen Fragen sind sehr wichtig. Selbstverständlich werden Ihre Angaben absolut vertraulich behandelt.

1. In welchem Jahr sind Sie geboren? _____

2. Welche Staatsangehörigkeit/en haben Sie? _____

3. Wenn Sie eine Religionszugehörigkeit haben, welche ist das? _____

4. In welchem Bundesland leben Sie zurzeit hauptsächlich? _____

5. Welche der Beschreibungen trifft auf Ihren hauptsächlichlichen Wohnort zu?

- Metropole (über 1 Million Einwohner_innen)
- Großstadt (bis 1 Million Einwohner_innen)
- mittlere Stadt (bis 100.000 Einwohner_innen)
- Kleinstadt (bis 20.000 Einwohner_innen)
- Land/Dorf (bis 5.000 Einwohner_innen)

6. Waren Sie schon einmal von Wohnungslosigkeit betroffen? ja nein

7. Welche Lebensweise („Familienstand“) trifft für Sie zu?

- Single/allein lebend
- ledig
- in einer Beziehung lebend
- in mehreren Beziehungen lebend
- verpartnert
- verheiratet
- verheiratet und getrennt lebend
- geschieden/Lebenspartner_innschaft aufgelöst
- verwitwet
- partner_inhinterblieben
- andere und zwar:

8. Haben Sie Kinder bzw. haben Sie Verantwortung für Kinder übernommen (z.B. Co-Elternschaft)?

- nein
 ja Wie viele? _____
 Wie alt sind diese? _____

9. Wenn ja, lebt das Kind/leben die Kinder mit Ihnen zusammen in einem Haushalt?

- nein
 ja ständig zeitweise

10. Wenn Sie eine Co-Elternschaft übernommen haben, haben Sie (anteiliges) Sorgerecht?

- ja
 nein, nicht gewünscht
 nein, rechtlich nicht möglich (z.B. keine eingetragene Lebenspartner_in, mehrere Co-Eltern)

11. Welchen höchsten allgemeinbildenden Schulabschluss haben Sie? (Bitte wählen Sie den mit Ihrem am besten vergleichbaren Abschluss.)

- Hauptschulabschluss
 Mittlere Reife (Realschulabschluss, Mittlerer Schulabschluss)
 Fachhochschulreife (Allgemeine oder Fachgebundene Fachhochschulreife)
 Abitur (Allgemeine oder Fachgebundene Hochschulreife)
 anderer Schulabschluss: _____
 Ich bin von der Schule abgegangen ohne Abschluss

12. Welche beruflichen Abschlüsse haben Sie?

- betriebliche Berufsausbildung (Lehre)
 schulische Berufsausbildung (Berufsfachschule, Handelsschule, Technikerschule)
 Fachhoch-/ Hochschulabschluss und zwar: _____
 einen anderen beruflichen Abschluss und zwar: _____
 keinen beruflichen Abschluss

13. Welche Tätigkeiten treffen aktuell für Sie zu? (Bitte kreuzen Sie alle Angaben an, die für Sie zutreffen.)

- vollzeiterwerbstätig
 teilzeiterwerbstätig
 geringfügig beschäftigt, Mini-Job
 selbstständig/freiberuflich erwerbstätig
 nicht erwerbstätig
 ALG I
 ALG II
 Schüler_in der _____
 Auszubildende_r
 Student_in mit Studienförderung (BAföG, Elternunterhalt, Stipendien)
 Student_in ohne Studienförderung
 Mutterschafts-, Erziehungsurlaub, Elternzeit
 unbezahlt im eigenen Haushalt tätig
 Rentner_in/Pensionär_in, im Vorruhestand

14. Wie viele Beschäftigungsverhältnisse haben Sie zurzeit? _____

15. Wie hoch ist Ihr durchschnittliches monatliches Netto-Einkommen?

- kein Einkommen
 bis 400,-€
 400,- bis 1.000,- €
 1.001,- bis 2.000,- €
 2.001,- bis 3.000,- €
 3.001,- bis 4.000,- €
 mehr als 4.000,- -€

16. Sind Sie selbst nach Deutschland migriert?

- nein
 ja im Alter von _____ Jahren aus:

Wenn ja, was waren Ihre Gründe?

- Flucht
 Familienangehörige sind migriert/ geflüchtet und ich bin mitgegangen
 Krieg und/oder politische Verfolgung
 Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten
 Bedrohung, weil ich lesbisch/bisexuell bin
 Bedrohung, weil ich trans* bin
 Bedrohung als Frau
 Adoption
 andere Gründe und zwar: _____

17. Haben Sie eine familiäre Migrationsgeschichte?

- nein
 Ja, meine Eltern bzw. ein Elternteil sind/ist nach Deutschland migriert aus _____
 Ja, meine Großeltern bzw. Großelternanteile sind nach Deutschland migriert aus _____

18. Wenn Sie nicht die deutsche Staatsangehörigkeit haben, welchen Aufenthaltsstatus haben Sie?

- eine Niederlassungserlaubnis
 eine eigenständige Aufenthaltserlaubnis
 von Partner_in abhängige Aufenthaltserlaubnis
 eine Duldung
 Ich lebe ohne Papiere/undokumentiert in Deutschland.
 Ich habe einen Asylantrag gestellt.
 andere, und zwar _____

19. Wenn Sie einen Asylantrag gestellt haben, wurde es als Asylgrund (mit) anerkannt, dass Sie

	ja	nein	Das Asylverfahren läuft noch	Ich habe es nicht als Grund angegeben	Frage trifft nicht zu
lesbisch/bisexuell sind?	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
trans* sind?	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Vielen herzlichen Dank, dass Sie unseren Fragebogen ausgefüllt haben! Damit helfen Sie uns sehr, uns zukünftig noch deutlicher gegen Gewalt und Mehrfachdiskriminierung einsetzen zu können.

Wir freuen uns über Rückmeldungen zum Fragebogen - direkt hier, per Post oder E-Mail: kampagne@lesmigras.de

Wenn Sie das Bedürfnis haben, in einer Beratung über Ihre Erfahrungen zu sprechen, oder wenn Sie Unterstützung zum Thema Gewalt oder Mehrfachdiskriminierung wünschen, erreichen Sie uns persönlich, telefonisch und online.



Lesbenberatung Berlin e.V./LesMigraS
Kulmer Str. 20A
10783 Berlin

Tel: 030 - 215 2000
Fax: 030 - 21 91 70 09
beratung@lesbenberatung-berlin.de
kampagne@lesmigras.de

www.lesbenberatung-berlin.de
www.lesmigras.de

INTERVIEWPARTNER_INNEN GESUCHT!

Zusätzlich zu dieser Umfrage möchten wir bundesweit persönliche Interviews führen, um die individuellen Erfahrungen von lesbischen/ bisexuellen Frauen und Trans*Menschen mit einzubeziehen.

Bei Interesse und für mehr Informationen, rufen Sie uns an (030-215 2000) oder schicken Sie uns eine E-Mail: interview@lesmigras.de.

Bitte stecken Sie den ausgefüllten Fragebogen in einen Briefumschlag (DIN A5) und machen den Brief mit 0,90 € frei. Sollten Sie keine Briefmarke haben, schreiben

Sie bitte UNBEDINGT „ANTWORT“ über unsere Adresse und statt einer Briefmarke:
„ENTGELT BEZAHLT EMPFÄNGER_IN“

ENTGELT BEZAHLT
EMPFÄNGER_IN

ANTWORT

Lesbenberatung Berlin e.V./LesMigraS
Kulmer Str. 20a
10783 Berlin



Fotos: Andrea Preysing & Gestaltung: www.tektek.de & Gestaltung Cover/Fragebogen: www.ellipop.de



Gefördert durch:

STIFTUNG LOTTO
DEUTSCHE KLASSENLOTTERIE BERLIN



Antidiskriminierungsstelle
des Bundes

e) Transkriptionsregeln

Transkriptionsregeln - Biografische Interviews

nein	Betonung
NEIN	Lautes Sprechen
°Text°	leises Sprechen innerhalb der Markierung
nein=nein	schneller Anschluss, Zusammenziehen
(3) Pause,	Dauer in Sekunden (ab 3 Sekunden)
(.)	kurzes Absetzen; kurze Pause
ja:	Dehnung, je länger die Dehnung desto mehr Vokale aneinander gereiht
{	Beginn einer Überlappung
}	Ende der Überlappung
vie-	Abbruch
(kein)	Unsicherheit bei Transkription
(räuspert sich)	Kommentar der Transkribent_innen
# #	Äußerung ist unverständlich, die Länge des Abstands zwischen den Rauten zeigt ca. an, wie lang die Dauer der Äußerung ist
@Text@	Text innerhalb der Markierung wird lachend gesprochen
@(.)@	kurzes Auflachen
@(3)@	längeres Lachen mit Zeitangabe (ab 3 Sekunden)

„... NICHT SO GREIFBAR UND DOCH REAL“

Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland



KONTAKT

LesMigraS

Antidiskriminierungs- und Antigewaltbereich
der Lesbenberatung Berlin e.V.

Kulmer Str. 20a; 2. Hinterhaus, 4. Stock.

10783 Berlin

rollstuhlgerecht, mit Fahrstuhl

Telefon : 030- 21 91 50 90

E-Mail : info@lesmigras.de

Internet : www.lesmigras.de
www.lesbenberatung-berlin.de

Öffnungs- und Telefonzeiten:

Montag, Mittwoch und Freitag: 10 - 17 Uhr

Dienstag und Donnerstag: 10 - 19 Uhr

Gefördert durch:

STIFTUNG
DEUTSCHE KLASSENLOTTERIE BERLIN

